Johannes Haller

Das altdeutsche Kaisertum





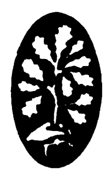


Das altdeutsche Kaisertum

Das altdeutsche Kaisertum

Von Johannes Haller

Mit 8 Abbildungen auf Tafeln



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig

Siebente Auflage

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

Verzeichnis der Tafeln

Gegenüber von Seite

Das altdeutsche Kaisertum, die größte Erscheinung der deutschen Geschichte, das lebendige Heldengedicht der Nation und später der Traum ihrer Sehnsucht durch Jahrhunderte — dem eigenen Volk ist es fremd geworden. In dem heute lebenden Geschlecht gilt es den meisten als unverständlich, vielen als verhängnisvolle Verwirrung: den einen ein Ärgernis, den anderen eine Torheit.

Dieses Buch stellt sich die Aufgabe, zu zeigen, daß beide Urteile auf Verkennung beruhen. Auch das Kaisertum der Ottonen, Salier und Staufer braucht man nur zu kennen, wie es war, um es zu verstehen. Hat man es aber verstanden, wie es aus den Möglichkeiten, den Forderungen, den Bedingtheiten seiner Zeit erwuchs, nicht als ein sinnlos oft wiederholtes Abenteuer und nicht als romantischer Traum, sondern als Politik, als eine zwar kühne und groß gedachte, aber zugleich doch natürliche, wohl überlegte und nüchterne Politik der Wirklichkeit, so weiß man auch, daß es keine Verirrung war, sondern nur die entschlossene Wahrung deutscher Lebensinteressen, wie sie zu seiner Zeit bestanden.

Möge es mir gelungen sein, dies an den Tatsachen seiner Geschichte zu zeigen! Möge es mir auch gelungen sein, dem Bilde, das ein Schicksal von so gewaltiger Größe und Tragik darstellen will, wie sie kein zweites Mal seit dem Untergang der alten Welt gefunden werden, etwas von der Farbe des Lebens zu geben, deren jede Darstellung der Vergangenheit bedarf, wenn sie Teilnahme wecken soll. Wie enge Grenzen dem Geschichtschreiber, der nicht zum Dichter werden will, in diesem Fall durch die Ärmlichkeit der Überlieferung gezogen sind, wissen die Kundigen.

Bei den Abbildungen, insbesondere den Bildnissen von Personen, habe ich mich an echte und gleichzeitige Stücke zu halten gesucht. Für sachverständigen Rat bei der Auswahl bin ich den Herren Georg Dehio und Georg Weise zu Dank verpflichtet.

Tübingen, im Februar 1926

Haller

Vorwort zur neuen Ausgabe

Die Gelegenheit, daß der Verlag, den heutigen Verhältnissen Rechnung tragend, eine wohlfeilere Ausgabe unter Aufopferung der meisten Bilder veranstaltet, habe ich zu einer Durchsicht des Textes benutzt und dabei einige Fehler und Unebenheiten beseitigen können. Im übrigen ist die Darstellung unverändert geblieben.

Stuttgart, im September 1934

Haller



Die Gründung

Das Reich des großen Karl war zerfallen. Vom Ebro bis zur Elbe und Save, vom Garigliano bis zur Eider hatte es seine Grenzen gedehnt, zu weit und innerlich zu verschieden geartet war es gewesen, um lange zu dauern. Der fränkische Adel, der überall die herrschende Schicht bildete, hatte mit der Zeit den inneren Zusammenhang verloren. Seine einzelnen Familien verwuchsen mit den Landesteilen, in denen sie saßen, sie hörten auf, sich als Träger eines gemeinsamen Reichsgedankens zu fühlen, und wurden ein Landesadel, der vorzugsweise die Interessen der Heimatprovinz als die seinen empfand und das Ganze aus den Augen verlor. Ob demgegenüber selbst eine ununterbrochene Reihe genialer Herrscher die Einheit des Reichs hätte erhalten können, wer will es sagen? Und die Nachkommen Karls waren alles eher als geniale Naturen. Ihr Durchschnitt steht recht tief, mehr als einer unter ihnen trägt offen den Stempel der Entartung, frühem Siechtum und Tod verfallen. Die alte Rechtsgewohnheit, die Herrschaft im Reich unter alle Königssöhne gleichmäßig zu verteilen, tat das übrige, den Zerfall zu beschleunigen. So war schon hundert Jahre nach Karls Tode von seinem Reiche nichts mehr übrig als die Erinnerung.

Diese Erinnerung aber war umso mächtiger und wuchs umso rascher zu sagenhafter Größe empor, je dunkler die Gegenwart auf ihrem Hintergrund erschien. Kein Volk vergißt, daß es einmal groß und mächtig gewesen, und den Franken — das war ihr Glaube — hatte Gott selbst die Herrschaft über alle Lande und Völker gegeben. Für Christus und St. Peter hatten sie gestritten wider Heiden und Sarazenen und hatten überall obgesiegt. Das Reich der Christenheit hatten sie erweitert mit Wort und Tat, die Boten ihres Glaubens waren zu den heidnischen Nachbarn gezogen, und wo die Predigt nicht verfing, da hatte die Schärfe des Schwertes ihr Werk getan. Der

König aber, der glänzender als alle früheren die doppelte Aufgabe erfüllt hatte, ein Mehrer des Reichs und Vorkämpfer des Evangeliums zu sein, Karl, den man schon bei Lebzeiten den Großen nannte, er hatte am Abend seines Lebens zur alles überschattenden Macht auch den Glanz der höchsten Herrscherwürde gewonnen und war römischer Kaiser geworden. Wie konnte es anders sein, als daß die Nachwelt ihn für den Erneuerer des vor Jahrhunderten erloschenen Kaisertums der Römer und das ganze weite Gebiet seiner Herrschaft für das wiedererstandene Römerreich hielt?

Ein Jahrhundert nach seinem Tode, und dieses erneuerte römische Reich war zerfallen. Von inneren Gegensätzen zerrissen, von äußeren Feinden, Sarazenen im Süden, Normannen, das heißt Dänen, im Norden und Westen bedrängt, hatte es sich in seine Bestandteile aufgelöst. Ein Land nach dem anderen hatte dem angestammten Königshaus den Rücken gekehrt und, wie ein gleichzeitiger Chronist sich ausdrückt, »Könige aus den eigenen Eingeweiden sich zu setzen unternommen«. So waren ein westliches und ein östliches Frankenreich, ein burgundisches, ein provenzalisches und ein italienisches Königtum entstanden, und die Würde des Kaisers mitsamt der Herrschaft über Rom und den Staat St. Peters waren der Zankapfel geworden, den jene sich nacheinander aus der Hand schlugen, gewannen und wieder verloren.

Länger als andere Teile war das östliche Frankenreich, das deutsche Reich, wie man damals schon sagte, dem angestammten Königshause treu geblieben. Aber als im Jahre 911 der letzte der deutschen Karolinger, Ludwig, genannt das »Kind«, ein Knabe, von dem wir weiter nichts wissen, als daß Geistliche ihn erzogen und Bischöfe für ihn regierten, ins frühe Grab gesunken und der Mannesstamm der älteren Linie des Hauses erloschen war, da hat man sich auch in Deutschland darüber hinweggesetzt, daß es im Westen, in Frankreich, noch Karolinger gab, und hat Konrad, den Herzog der Franken, zum König erhoben. Er war dem alten Königshause wenigstens verschwägert und hatte zu des letzten Ludwigs Zeiten unter den weltlichen Großen den ersten Platz im Reich eingenommen. Der Königskrone schien niemand würdiger als er. Aber er fand doch nicht im ganzen bisherigen Umfang des deutschen Reiches Anerkennung. Die

Franken links des Rheins, in »Lotharingien«, dem Lande der Lothare, wie man damals sagte, hielten an den Karolingern fest und wandten sich dem Westreich zu. Konrad ist es nicht gelungen, sie zum Gehorsam zu bringen.

Er fand auch sonst schwere Aufgaben vor. Die Dänen zwar, deren räuberische Einfälle das Westreich verwüstet und dort die Königsmacht zu Grunde gerichtet hatten, waren für Deutschland nicht furchtbar. Dafür litt man hier unter der Nachbarschaft der Ungarn. Dieses völlig barbarische Reitervolk war, seit es im Jahre 900 zum erstenmal in Bayern eingefallen war und das Land weithin verwüstet hatte, von Jahr zu Jahr mehr zur furchtbaren Plage geworden. In Bayern nicht nur, auch in Schwaben und Sachsen zitterte man vor ihnen, und bis ins Elsaß, nach Lothringen und nach Oberitalien dehnten sie ihre Streifzüge aus. Gegenüber der Schnelligkeit, mit der sie erschienen und wieder verschwanden, schien das Reich mit seinem weitverstreuten Heerbann wehrlos. Daß sie hin und wieder auch geschlagen wurden, tat ihnen wenig Abbruch, während sich Deutschland nur schwer von solchen Niederlagen erholte, wie sie etwa die Bayern im Jahre 907 ereilte, wo die Blüte des Landes samt dreien seiner Bischöfe das Schlachtfeld deckte.

Dazu kam, daß die Abwehr selbst eine neue Gefahr für König und Reich erzeugte. In der Verteidigung gegen die Nachbarn in Nord und Ost, gegen Dänen und Ungarn, waren die Grenzhüter, die Markgrafen, indem sie ihren Befehlsbereich nach rückwärts ins Hinterland willkürlich erweiterten, zu Herzogen ihres ganzen Stammes geworden. Die königlichen Machtbefugnisse nahmen sie für sich in Anspruch und suchten den wirklichen König aus allen Rechten zu verdrängen. Sogar den Genuß der königlichen Güter und die Verfügung über Kirchen und Klöster des Landes erstrebten sie für sich. So war es in Sachsen und Thüringen, so in Schwaben, so vor allem in Bayern. Das Reich drohte in Stammesherzogtümer zu zerfallen.

Konrad I. hat mit allen Kräften gegen diese Gefahren gerungen, gegen die Ungarn sowohl wie gegen die unbotmäßigen Herzoge. Aber ob auch die Bischöfe fast überall auf seine Seite traten und ihn eifrig unterstützten, war er doch nicht stark genug, der Gegner Herr zu werden. Die Ungarn kehrten fast alljährlich wieder, und die Herzoge

behaupteten sich. Als ihn der Tod im Dezember 918 antrat, wußte er selbst keinen besseren Rat, als daß man den stärksten seiner Gegner, den Sachsenherzog Heinrich, zu seinem Nachfolger wähle.

Die Franken, die Konrad zuletzt allein gehorcht hatten, folgten seinem Rat. Sie boten Heinrich die Krone an, und von Franken und Sachsen wurde er zu Fritzlar im Mai 919 zum König gewählt. Schwaben und Bayern blieben fern, und der Bayernherzog Arnulf warf sich sogar zum Gegenkönig auf. Gegen beide hat Heinrich zu Felde ziehen müssen und beide auch zur Unterwerfung gebracht, aber nur, indem er ihren Ansprüchen nachgab. Was Konrad hartnäckig verweigert hatte, gestand er zu: er überließ den Herzogen die Kirchen ihres Landes. So ist er denn in Bayern wie in Schwaben nur dem Namen nach König gewesen.

Dennoch hat man in ihm den eigentlichen Begründer des deutschen Königtums zu sehen.

Zunächst gelang es ihm, durch eine glückliche Fügung, die er entschlossen und klug zu benutzen verstand, die Verstümmelung des deutschen Reiches zu heilen, die Konrad hatte ertragen müssen. Die Wiedervereinigung des Rheinlands mit dem Reich ist sein Werk. Im Jahre 923 war im Westreich das karolingische Haus vom Thron gestürzt, der König Karl der Einfältige gefangen worden. Im Kampf der Parteien spaltete sich auch Lotharingien, und dies bot Heinrich die Gelegenheit, einzugreifen. Nachdem er gleich zu Anfang einen Teil des Landes auf seine Seite gebracht, nötigte er 925 das ganze, ihn als König anzuerkennen. Damit war die Linie an Schelde, Maas und Argonnen wieder erreicht, die einst die Grenze zwischen Ostreich und Westreich gebildet hatte und im großen und ganzen von jetzt an bis in die Zeiten Karls V. und Ludwigs XIV. die Westgrenze des deutschen Reiches gegen Frankreich bleiben sollte.

Was Heinrich sonst geleistet hat, diente zunächst und unmittelbar nur seinem Herzogtum, Sachsen und Thüringen, aber die Früchte sollten dereinst dem deutschen Königtum zugute kommen.

Um sein Stammland gegen die Einfälle der Ungarn zu schützen, bedurfte es umfassender Vorkehrungen. Heinrich verschaffte sich die Zeit dazu durch einen jährlichen Tribut an die Feinde, wofür diese versprachen, die sächsische Grenze nicht zu überschreiten (924). Neun

Jahre hat dieser erkaufte Friede gedauert. Heinrich benutzte sie, um das Land mit einem Netz von Burgen zu versehen, die der Bevölkerung samt ihrer Habe und ihren Vorräten in Kriegszeiten eine sichere Zuflucht boten. Gleichzeitig schuf er sich aus Vassallen, die er anwarb und auf seinen Gütern, wohl auch den Gütern der Kirche, ansiedelte, ein zahlreiches und geschultes Reiterheer, mit dem er dem Reitervolk der Ungarn wirksamer als früher entgegentreten konnte. Diese neue Truppe einzuüben, dienten ihm die steten Grenzkriege mit den Wenden jenseits der Elbe und Saale. In wiederholten Feldzügen suchte er sie im eigenen Lande auf, schlug sie — zuletzt in der großen Schlacht bei Lenzen (4. September 929), wo fast das ganze Wendenheer vernichtet worden sein soll — und zwang sie dadurch, die Oberhoheit des deutschen Königs wieder anzuerkennen wie einst in den Tagen Karls des Großen. Der wichtigste Erfolg war schon vorher im gleichen Jahr errungen, die Unterwerfung Böhmens, dessen Herzog sich ebenfalls zur Huldigung verstand. Seitdem bildete Böhmen einen Teil des deutschen Reiches.

Als der König sich nun überzeugt hatte, daß sein Reiterheer der Aufgabe gewachsen sein werde, kündigte er den Frieden mit den Ungarn. Die Antwort war sofort, noch im Spätsommer 932, ein Raubzug ins sächsische Gebiet. In zwei großen Schwärmen ergossen sich die Feinde in das östliche Thüringen. Da aber bewährten sich die Anstalten, die der König getroffen hatte. Die Bevölkerung flüchtete in die Burgen, die der Feind vergeblich belagerte, und die Überlegenheit des sächsischen Heeres zeigte sich in vollstem Licht. Beide Heerhaufen der Ungarn wurden völlig geschlagen und zersprengt, der eine unter König Heinrichs eigener Führung »bei einem Orte namens Riade« — das heutige Ritteburg an der Unstrut scheint den Namen festzuhalten — am 15. März 933.

Damit war Deutschland für den Augenblick von der Ungarnplage befreit. Solange Heinrich lebte, haben sie keinen Einfall mehr gewagt. Der Ruhm des Ungarnsiegers war dem König gewonnen, sein Name hatte einen vollen Klang in Deutschland und draußen.

Noch größeren Ruhm gewann er alsbald durch einen Krieg gegen die Dänen. Diese nördlichen Grenznachbarn Sachsens waren des Landes eigentlicher Erbfeind. Im Kampf gegen sie waren Heinrichs

Vater und Großvater als Herzoge emporgekommen und war sein Oheim, Herzog Brun, im Jahr 880 gefallen. Im ganzen Westen Europas, in England, in den Niederlanden und in Frankreich war ihr Name gefürchtet wie nichts anderes. Bis nach Italien hatten sie ihre räuberischen Seefahrten ausgedehnt, und überall galten sie als unüberwindlich. Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck es da in der ganzen Welt machen mußte, als Heinrich im Jahre 934 die Dänen im eigenen Lande aufsuchte, ihnen eine vernichtende Niederlage beibrachte und ihren König zur Huldigung zwang. Im fernen Italien pries man seine Tat. Die Unbesiegbaren hatte er besiegt, die Unbezwinglichen unterworfen.

Zwei Jahre später ist er gestorben, zu Memleben in seiner Pfalz. In Quedlinburg, der Stiftung seiner Gemahlin Mathilde, ist der erste König aus sächsischem Hause begraben.

Ganz anders, als er sie empfangen, hinterließ er die Krone. Weithin leuchtete der Glanz ihres Ansehens, und — was wichtiger war — gewaltig vermehrt waren die Mittel ihrer Macht. In dem schlagfertigen Reiterheer, das Heinrich geschaffen hatte, besaß der sächsische König-Herzog eine Waffe, die es dem Nachfolger erlaubte, überall in Deutschland als wirklicher Herr und König aufzutreten. Niemand dachte daran, daß dieser Nachfolger ein anderer sein könne als Heinrichs Sohn. Dem jungen Otto hatte der Vater schon bei Lebzeiten die Unterwerfung der Fürsten gesichert, ihm huldigten sie jetzt aufs neue. Zu Aachen, am Sitze Karls des Großen, wurde er von den drei Erzbischöfen des Rheinlands gesalbt und gekrönt, während die Herzoge der Lotharingier, der Franken, der Schwaben und der Bayern den Ehrendienst als Kämmerer, Truchseß, Schenk und Marschall bei dem Fest versahen. Die deutschen Stämme waren geeint, der Thron des deutschen Königtums war aufgerichtet.

Die Anfänge des neuen Königs waren gleichwohl nicht leicht. Er zählte erst vierundzwanzig Jahre, und Jugend und Machtgefühl mögen ihn getrieben haben, die Zügel schärfer anzuziehen und die Herzoge ihre Unterordnung fühlen zu lassen. Bald schon hatte er deswegen einen Zusammenstoß mit Eberhard, dem Herzog der Franken, dem Bruder weiland König Konrads, dem Heinrich hauptsächlich die Königswürde verdankt hatte. Otto strafte ihn hart wegen

einer Eigenmächtigkeit und machte sich ihn damit zum Feinde. Dazu kam Zwist im Königshause selbst. Ein älterer Sohn König Heinrichs aus einer Ehe, die später für ungültig erklärt war, Thangmar mit Namen, wollte sich nicht beiseite schieben lassen und erhob sich mit einigen Genossen im Aufstand. Außer dem Frankenherzog machte auch der Erzbischof Friedrich von Mainz gemeinsame Sache mit ihm. Zwischen dem Erzstuhl von Mainz und den Herzogen von Sachsen gab es dauernde Streitpunkte wegen gewisser Besitzungen und Rechte der Mainzer Kirche in Thüringen, darum begegnet Erzbischof Friedrich immer wieder unter den Feinden des Königs. Der erste Aufstand nahm bald ein unglückliches Ende. Thangmar wurde im Kampf erschlagen, die andern unterwarfen sich.

Dann empörte sich Bayern. Der alte Herzog Arnulf starb, und seine Söhne verweigerten dem König die Huldigung. Es bekam ihnen schlecht. Denn Otto nahm ihnen das Herzogtum und übertrug es ihrem Oheim Berthold, einem Bruder des verstorbenen Herzogs. Zugleich benutzte er die Gelegenheit, die bayrischen Bistümer und Klöster der Oberhoheit des Herzogs zu entziehen. Aus herzoglichen Kirchen wurden sie königliche oder, wie man später gesagt haben würde, reichsunmittelbare. Das Königtum hatte also durch die überwundenen Erhebungen an Stärke gewonnen.

Diese Unruhen und Kämpfe hatten eine schlimme Folge gehabt: die Ungarn waren wiedergekommen. 937 durchzogen sie wie in vergangenen Zeiten ganz Mitteldeutschland auf dem Wege nach dem Rheinland und Frankreich, im folgenden Jahr fiel eine Schar sogar in Sachsen ein und drang bis in die Gegend von Braunschweig vor, wo sie allerdings ihren Untergang fand.

Doch das war alles nur ein Vorspiel zu größeren Kämpfen gewesen. Ottos Königtum war ernstlich in Frage gestellt, als noch im Jahre 938 sein jüngerer Bruder Heinrich sich bestimmen ließ, gegen ihn aufzutreten.

Geboren, als der Vater bereits König war, mithin ein wirklicher Königssohn, glaubte er die Krone mit mehr Recht als Otto, der nur eines Herzogs Kind sei, für sich fordern zu dürfen. Sofort traten Eberhard von Franken und Friedrich von Mainz ihm bei, und, was das Gefährlichste war, auch das Rheinland schloß sich an. Herzog

Giselbert und die Vornehmen von Lotharingien wandten sich sogar nach Frankreich, wo unlängst (936) wieder ein Karolinger, Ludwig IV., aus der Verbannung auf den Thron seiner Väter zurückgekehrt war. Dieser selbst ersah die Gelegenheit, vielleicht noch mehr als nur Lotharingien zurückzugewinnen: er fiel ins Elsaß ein und hat wohl Absichten auf die deutsche Krone gehegt.

Die Gefahr, in der Otto schwebte, kann nicht gering gewesen sein. Aber das Schlachtenglück entschied zum zweitenmal zu seinen Gunsten. Bei Birten (unweit Xanten) erlitten die Aufständischen eine erste Niederlage, und als sie bald darauf den Rhein bei Andernach zu überschreiten wagten, wurden sie entscheidend geschlagen (939). Die Entscheidung lag darin, daß Herzog Eberhard im Kampfe fiel, Giselbert auf der Flucht über den Rhein ertrank. Schon im nächsten Jahr hatten die Lothringer sich unterworfen, dem jungen Heinrich aber blieb nichts übrig, als die Gnade des Bruders zu suchen, der ihm großmütig verzieh. Gegenüber Frankreich konnte Otto den Spieß umkehren: er fiel in Frankreich ein und rückte bis an die Seine vor (940). Eine Verschwörung gegen sein Leben, an deren Spitze wiederum der eigene Bruder stand, wurde entdeckt und streng unterdrückt. Zum zweitenmal unterwarf sich Heinrich, und diesmal für immer.

Der Sieg über den Aufstand hat dem König erlaubt, die Verhältnisse im Reich auf einer neuen Grundlage zu ordnen. Die Stammesherzogtümer im ganzen Reiche zu beseitigen, war nicht möglich. Die damalige Zeit bedurfte eines solchen Bindegliedes zwischen König und Volk. Nur in Franken ist es mit dem Tode Eberhards erloschen. Anderswo hat Otto den Grundsatz befolgt, den Herzog durch Familienbande an den Königsthron zu fesseln. Bayern erhielt mit der Hand der Erbtochter Herzog Bertholds des Königs Bruder Heinrich (947), desgleichen Schwaben des Königs Sohn Ludolf (949), und Lotharingien wurde einem Schwiegersohn Ottos, Konrad dem Roten, übertragen. Die Einsetzung dieser neuen Herren, die in ihrer ganzen Stellung auf die Gunst des Königs angewiesen waren, benutzte Otto, um in allen Stammesreichen die Besetzung der Bistümer und Abteien sich selbst vorzubehalten. Diese großen und reichen kirchlichen Herrschaften standen von jetzt an ganz zur Verfügung des

Königs, der sie an ergebene und erprobte Diener verleihen und damit der Macht der Herzoge ein wirksames Gegengewicht schaffen konnte.

Die neu zusammengefaßte Macht des deutschen Reiches haben die Nachbarn in Ost und West zu fühlen gehabt. Erfolgreich wurden die Ungarn an der bayrischen Grenze abgewehrt, bald schon konnte zum Angriff gegen sie übergegangen werden. Es begann die Eroberung und Anlage der östlichen Mark, Österreichs, und ihre Besiedlung mit Deutschen.

Gegen die Wenden an der Elbe hatte Markgraf Gero — dessen Gedächtnis so lebendig blieb, daß noch das Niblungenlied ihn erwähnt — schon seit 939 wachsende Erfolge errungen. Eine ihrer Hauptfestungen, Brandenburg an der Havel, war 940 den Deutschen übergeben, und so rasche Fortschritte machte hier die Unterwerfung, daß schon 948 zwei Bistümer, in Brandenburg und Havelberg, angelegt werden konnten. Ins gleiche Jahr fällt die Gründung der Kirchen von Schleswig und Ripen auf dänischem Boden, ein Beweis, daß auch an dieser Grenzmark, die der Billunger Hermann als Herzog verwaltete, der deutsche Einfluß Fortschritte machte.

Im Westen geriet das französische Königreich im Laufe der nächsten Jahre immer mehr in Abhängigkeit, ja unter die Vormundschaft des deutschen Reiches. Im steten Kampf mit seinen übermächtigen Fürsten konnte König Ludwig IV. sich nur behaupten, indem er sich eng an Otto anlehnte. Dieser ist mehr als einmal mit Heeresmacht in Frankreich erschienen und hat noch öfter zwischen dem König und den Großen als Schiedsrichter gewaltet, indem er klug zu verhindern wußte, daß eine der Parteien die Oberhand gewann und dadurch für die Westgrenze Deutschlands gefährlich wurde. Seine Vormacht wurde von beiden Teilen anerkannt.

Nicht anders war es in Burgund. Dieses Königreich, das im Jahre 888 auf dem Boden der heutigen Westschweiz (bis zur Aare), der Franchecomté und Savoyens unter der Regierung des Welfenhauses entstanden war, verdankte seinen Fortbestand recht eigentlich dem deutschen Schutze. Als dort nämlich im Jahre 937 ein Knabe namens Konrad zur Krone gelangt war und König Hugo von der Provence den Versuch machte, Burgund zu erobern, da rettete Otto dem Kleinen die Krone, der an seinen Hof geflüchtet war und dort

erzogen wurde. Von Schwaben her griff die deutsche Macht in Burgund ein und hinderte die Eroberung. Seitdem hatte sich Burgund der deutschen Führung völlig unterworfen.

Als die Mitte des Jahrhunderts erreicht war, stand die deutsche Vormacht an allen Grenzen des Reichs, in Ost und West, in Nord und Süd, unbestritten da. In diesem Augenblick fügte es sich, daß sie auch in weiterer Ferne zur Geltung kam: in Italien.

In wenig glücklicher Lage hatte die Halbinsel sich seit dem Zerfall des fränkischen Weltreichs befunden. Von der Natur auf innere Einheit und auf Beherrschung der umgebenden Meere hingewiesen, war sie der staatlichen Zersplitterung anheimgefallen und in diesem Zustand ein Spielball der Nachbarmächte geworden. Im Süden regierten langobardische Fürsten von Benevent und Capua das Binnenland, während die Küstenstädte dem griechischen Kaiser gehorchten und Sizilien von den Sarazenen in Besitz genommen war, die als Seeräuber das Meer unsicher machten. Im Norden vereinigte das Königreich Italien, wie man damals sagte, das heißt das alte Reich der Langobarden, die Ebenen von Piemont und der Lombardei mit dem Bergland von Toskana. Dazwischen lag das »Kaiserreich« (imperium): Rom mit dem Staat des heiligen Petrus, wozu außer der Umgebung der Stadt auch Umbrien, die Mark von Ancona und die Romagna, das heißt das Gebiet von Ravenna und Bologna gehörten, diese freilich mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit. Venedig, die Inselstadt, bekannte sich zum griechischen Kaisertum. Seine Bedeutung war unendlich gestiegen, seit die Sarazenen von Sizilien aus die Fahrt ins westliche Mittelmeer hinderten. Seitdem mündete die große Welthandelsstraße, die Ost und West verband, in Venedig.

Die Führung, vielleicht auch die Herrschaft in diesem Staatenbündel hätte dem Königreich Italien als größtem Staat des Landes nicht entgehen können, wäre es selbst nicht durch innere Kämpfe und Unabhängigkeit seiner großen Vasallen gelähmt worden. So kam es, daß die Nachbarn im Norden und Nordwesten, die Könige der Provence und von Burgund, als Eroberer auftreten konnten. Im Kampf gegen sie verschwand das einheimische Königtum, und als Sieger aus dem Wettbewerb ging schließlich König Hugo von der

Provence hervor, den wir schon kennen. Zu Anfang der Dreißigerjahre hatte er das italische Reich in Besitz genommen. Er hatte eine angesehene Stellung auch dem Ausland gegenüber gewonnen: eine Tochter vermählte er dem Sohn des griechischen Kaisers, und wenig fehlte, so hätte er sich selbst in Rom zum Kaiser gemacht.

Aber auch seine Herrschaft stand auf unsicheren Füßen. Er hatte sie zu befestigen geglaubt, indem er die meisten hohen Stellen im Reich, weltliche wie kirchliche, mit seinen Werkzeugen, Leuten aus seinem Stammland, besetzte. Durch dieses Fremdenregiment aber hatte er den heimlichen Widerstand im Lande nur gestärkt. Das Haupt dieses Widerstands, den Markgrafen Berengar von Ivrea, hätte er gern unschädlich gemacht, aber Berengar konnte flüchten und ging nach Deutschland zu König Otto.

Wir wissen, wie Otto schon einmal die weitausgreifenden Unternehmungen Hugos durchkreuzt hatte. Jetzt bot sich Gelegenheit, auch in Italien einzuschreiten und das Entstehen einer Großmacht zu verhindern, die für Deutschland sehr unbequem, ja gefährlich hätte werden können, indem sie die Straßen über die Alpen sperrte und den Deutschen den Zugang zum Mittelmeer mit seinem Welthandelsweg verschloß. Die Gelegenheit blieb unbenutzt. Mit deutscher Unterstützung konnte Berengar 945 nach Italien zurückkehren, wo sogleich ein Aufstand ausbrach, den Hugo nicht zu bewältigen vermochte. Er mußte sich darein fügen, daß die Regierung ihm aus der Hand genommen und auf seinen Sohn Lothar übertragen wurde, in dessen Namen tatsächlich niemand anders als Berengar regierte, vollends nachdem Hugo 947 gestorben war. Den deutschen Bedürfnissen war damit genügt, daß die Parteien in Italien ebenso wie in Frankreich sich die Waage hielten.

Da starb im Jahre 950 der junge König Lothar, und Berengar machte sich selbst zum König. Wenn er ohne Gegengewicht herrschen durfte, tauchte die Gefahr wieder auf, die eben erst gebannt worden war. Und Berengar machte keine Miene, sich der Verpflichtungen zu erinnern, die er von früher her gegen Deutschland hatte. Bald liefen Klagen über ihn am deutschen Hofe ein, und Hilferufe wurden laut. Den Anlaß zum Eingreifen bot er selbst durch die Behandlung, die er der Witwe Lothars zuteil werden ließ. Er nahm die neunzehn-

jährige Adelheid gefangen und hielt sie in engstem Gewahrsam auf einer Burg, nach späterer Überlieferung Garda am gleichnamigen See. Adelheid aber war eine Schwester des Königs Konrad von Burgund, der dem deutschen Königshaus so nahe stand. Die Freiheit und das Recht der schönen und unglücklichen jungen Frau gaben die Losung, unter der im Jahre 951 der deutsche Feldzug nach Italien unternommen wurde. Sein Ziel aber war nichts anderes, als den deutschen Einfluß auch im südlichen Königreich sicherzustellen und die Entstehung einer italischen Großmacht zu verhindern.

Der Feldzug machte keine Schwierigkeiten. Durch die voraus-gehenden inneren Kämpfe, durch häufige Einfälle der Ungarn war Italien seit einem Menschenalter militärisch ganz entkräftet. Zudem stand wohl ein beträchtlicher Teil der Großen des Landes mit dem Herzen auf Seiten der Deutschen. Da gab es denn so gut wie keinen Widerstand. Um den 1. September überschritt Otto mit starkem Heer den Brenner, am 23. desselben Monats hielt er seinen Einzug in die Königsstadt Pavia. Er nahm sogleich den Titel eines Königs von Italien an. Berengar und sein Anhang waren jedem Kampf ausgewichen. Dagegen war es Adelheid geglückt, aus der Haft zu entfliehen. Durch einen unterirdischen Gang, den ihr Kaplan zu-sammen mit der einzigen Dienerin gegraben hatte, war sie ins Freie gelangt und den Verfolgern mit Mühe entgangen. Otto, bereits seit einigen Jahren Witwer, warb sogleich um ihre Hand. Noch vor Ab-lauf des Jahres 951 ward die Hochzeit gefeiert, und als rechtmäßiger König von Italien, rechtmäßig kraft des Rechts der Eroberung und durch die Hand der Königinwitwe, kehrte er im folgenden Jahre nach Deutschland zurück.

Die endgültige Bezwingung Berengars überließ er seinem Schwie-gersohn Konrad von Lothringen. Die Aufgabe war mehr diplomati-scher als militärischer Art, denn Berengar, der die Vergeblichkeit weiteren Widerstands einsah, unterwarf sich bald. Er wurde als Gefangener nach Sachsen an den Hof des Königs gebracht, der ihn nach einigem Warten begnadigte. Anfang August des Jahres 952 fand in Augsburg ein Reichstag statt, der Deutsche und Italiener vereinigte. Hier wurde das Verhältnis der beiden Länder in der Weise geregelt, daß Berengar Otto als Vassall huldigte, Italien als

Lehen des deutschen Königs wieder erhielt, zugleich aber auf das Land östlich der Etsch verzichten mußte. Dieses wurde als Mark von Verona und Friaul zum Herzogtum Bayern geschlagen. Otto selbst legte den italischen Königstitel ab. Seinen Zweck hatte er erreicht: das langobardische Reich war ein Nebenland der deutschen Krone geworden, das von einem Unterkönig unter deutscher Oberhoheit verwaltet wurde, und die Verbindung Deutschlands mit Venedig über die Tiroler und Kärntner Pässe war in deutschem Besitz, der Weg nach dem Meer, der Anschluß an die Weltstraße war frei.

Um dieselbe Zeit muß auch im Südwesten der Bereich des deutschen Einflusses erweitert worden sein, indem der deutsche Schützling, König Konrad von Burgund, die Herrschaft in dem herrscherlos gewordenen Königreich der Provence an sich brachte.

Aber der so glückliche und erfolgreiche erste italienische Feldzug sollte ein böses Nachspiel in Deutschland finden. Im Königshaus war mit Adelheid die Zwietracht eingezogen. Durch den Einfluß der jungen und schönen Königin, die später gezeigt hat, daß sie eine bedeutende Frau war, fühlte sich der Königssohn, Herzog Ludolf von Schwaben, verdrängt, wohl auch in seinem Erbrecht bedroht. Sein Schwager, Konrad von Lothringen, beschwerte sich, daß Zusicherungen, die er Berengar bei seiner Unterwerfung gemacht hatte, vom König nicht eingehalten seien. Beide, Ludolf und Konrad, fanden sich in Eifersucht und Feindschaft gegen Heinrich von Bayern, der allein von der Unterwerfung Italiens unmittelbaren Nutzen gezogen hatte. Als Dritter im Bunde gesellte sich zu ihnen der alte Gegner des Königs, Erzbischof Friedrich von Mainz. Sie warben Anhänger auch in Franken, Sachsen und Bayern, und bald war die Verschwörung fertig: Otto sollte gezwungen werden, den Sohn als Mitregenten anzunehmen. Noch vor Ostern 953, in Mainz, der Stadt des Verräters, wurde der Plan ausgeführt. Der König, vollständig überrascht, mußte sich in alles fügen. Er war so gut wie entthront. Aber er gab sich selbst nicht auf. In seiner Heimat Sachsen, wohin er alsbald zurückkehrte, fand er die Hilfe, die ihm erlaubte, das Geschehene zu widerrufen und den Kampf gegen die Empörer aufzunehmen.

Anderthalb Jahre hat es gedauert, »ein Krieg, schlimmer als Bürgerkrieg und bitterer als jegliches Unglück«, wie der sächsische

Geschichtschreiber klagt. Alle Teile des Reiches wurden von ihm ergriffen. Die hauptsächlichen Stützpunkte der Aufständischen waren Mainz und Regensburg. Sie konnten trotz langer Belagerung nicht genommen werden. Dafür wurde Schwaben dank der Festigkeit des Bischofs Ulrich von Augsburg behauptet, und in Lothringen gelang es Brun, dem Bruder des Königs, der eben damals zum Erzbischof von Köln und an Stelle Konrads zum Herzog des Landes gemacht wurde, den Aufstand zu bändigen. Der Klugheit und Willenskraft des strengen und grundgelehrten, aber auch weltkundigen und geschickten Mönchs hatte der König es zu danken, daß das Rheinland ihm verblieb.

Da brachte das Frühjahr 954 neue Not. Die Ungarn, sei es daß sie, wie man behauptete, von den Aufständischen gerufen waren, sei es daß sie den Weg von selber fanden, fielen in Bayern ein, durchzogen das Land ohne Widerstand in ihrer gewohnten Art, verwüsteten dann Franken in unbeschreiblicher Weise und setzten schließlich aufs linke Rheinufer über, wo sich der abgesetzte Herzog Konrad ihnen vorübergehend anschloß. Von hier ging ihr Zug nach Frankreich; den Rückweg nahmen sie durch die Provence und Oberitalien. Es war vielleicht ihre größte Unternehmung, sollte freilich auch ihre letzte gelungene gewesen sein.

In Deutschland hatte der Schrecken über das Wiedererscheinen der alten Landesfeinde ernüchternd gewirkt, und das Gerücht, daß die Aufständischen mit ihnen im Bunde seien, hatte diesen die meisten Sympathien geraubt. Friedrich von Mainz und Konrad unterwarfen sich zuerst, und endlich fügte sich auch Ludolf, von den meisten verlassen, nachdem auch Regensburg, sein zäh verteidigter letzter Stützpunkt, unhaltbar geworden war. Barfuß erschien er vor dem Vater und bat um Gnade. Auf einem Reichstag zu Arnstadt in Thüringen im Dezember 954 wurde der Friede geschlossen. Der König erließ den treubrüchigen Fürsten die verdiente Strafe, aber ihre Würden erhielten sie nicht zurück. Lothringen blieb in der Verwaltung des Kölner Erzbischofs, Schwaben erhielt Burchard, ein Nachkomme der ersten Herzoge des Landes, der sich mit Hedwig, der Tochter Heinrichs von Bayern, vermählte. An die Stelle Friedrichs von Mainz, der inzwischen gestorben war, setzte der König seinen eigenen natürlichen

Sohn Wilhelm. Ludolf ist nicht lange danach gestorben. Sein Tod machte seinem Stiefbruder Otto, dem Sohne Adelheids, den Weg zum Throne frei.

So hatte der überwundene Aufstand zu einer Stärkung der Krone geführt. Des Königs zähe Ausdauer, die Treue der Bischöfe, die fast ausnahmslos zu ihm hielten, hatten sich den Gegnern überlegen gezeigt, das Regierungssystem, das Otto begründet, hatte die Probe bestanden.

Aber auch schlimme Nachwirkungen hatte der Aufstand hinterlassen; sie mußten erst mühsam überwunden werden. Zunächst hatte der Bürgerkrieg die Slawen jenseits der Elbe in Bewegung gebracht. Ein paar sächsische Empörer waren zu ihnen gegangen und führten sie nun gegen die eigene Heimat. Herzog Hermann geriet in große Verlegenheit, er konnte die Grenze nicht mehr schützen, seine Burgen mußten sich ergeben, seine Ritter wurden von der Übermacht eingeschlossen und überwältigt. »Ungeheure Angst überfiel das ganze Sachsenland.« Der König hätte eingreifen müssen, aber ihn fesselte eine andere Gefahr.

Die Ungarn waren im Juli 955 wieder in Bayern erschienen, so zahlreich wie noch nie. Sie prahlten, wenn die Erde sie nicht verschlinge und der Himmel nicht einstürze, so könnten sie nicht besiegt werden. Ungehindert gelangten sie bis an den Lech, bis zur Iller verwüsteten ihre Streifscharen das Land. Das große und befestigte Augsburg wagten sie zu belagern; sie wollten es erstürmen. Hier, auf dem Lechfeld vor der Stadt, war es, wo der König sie am 10. August 955 zur Schlacht stellte. Da er aus Sachsen nur wenig Truppen hatte heranziehen können, war sein Heer nicht groß und der Kampf heiß und gefahrvoll. Die Ungarn hatten sogar eine Umgehung ausgeführt und die Nachhut der Deutschen samt dem Troß zuerst angegriffen, den der Herzog von Böhmen mit seinem Haufen führte. Aber in der Front wurden sie dank der überlegenen Bewaffnung und Kampfesweise der Deutschen vollständig geschlagen. Diese hatten selbst schwere Verluste. Unter den Gefallenen befand sich auch der ehemalige Herzog Konrad von Lothringen, der das fränkische Treffen geführt hatte. Aber die Niederlage der Ungarn war vernichtend, Tausende waren tot und gefangen, und die Überlebenden wurden auf der

Flucht niedergemacht; kaum einer entrann seinem Schicksal. Unter den Gefangenen befanden sich drei Häuptlinge. Sie wurden aufgehängt.

Der Sieg war entscheidend für das ganze mittlere und westliche Europa. Die Ungarn haben nie mehr einen Raubzug gewagt. Sie blieben zu Hause, gewöhnten sich an seßhaftes Leben und öffneten bald auch ihr Land dem Christentum und der höheren Gesittung.

Kaum war die Schlacht auf dem Lechfeld geschlagen, so wandte sich Otto gegen die Wenden. Es war hohe Zeit, daß er mit größerer Macht zu Hilfe kam. Auch so war die Aufgabe nicht leicht. Das Heer des Königs, in dem man wiederum den Böhmenherzog mit seinen Leuten sah, geriet beim Vormarsch nach Mecklenburg in dem schwierigen Sumpfgelände in arge Bedrängnis, aus der es nur durch die Tatkraft des Markgrafen Gero in der Schlacht an der Recknitz am 16. Oktober befreit wurde. Auch hier war der Sieg vollständig und entscheidend, die slawischen Völker unterwarfen sich aufs neue und zahlten wie früher den jährlichen Tribut.

Die stärksten Nachwirkungen hatte der Aufstand der Herzoge in Italien hervorgerufen. Daß die Kräfte Deutschlands im Bürgerkrieg gefesselt waren, bot für Berengar die günstigste Gelegenheit, sich wieder unabhängig zu machen. Er zerriß den Frieden von Augsburg, bemächtigte sich der damals abgetretenen Gebiete und begann sich zum wirklichen Herrn im Lande aufzuschwingen. Schon fühlte er sich stark genug, südwärts über die alten Grenzen seines Reiches in das Gebiet des Kirchenstaats hinauszugreifen. Damit aber rief er die Gegnerschaft des Papstes wach, der bis dahin den italienischen Machtkämpfen unbeteiligt zugesehen hatte.

Rom und der Kirchenstaat hatten seit einem Menschenalter, da es einen Kaiser nicht mehr gab — der letzte, Berengar I. von Italien, hatte im Jahr 926 durch Mord geendet — volle Unabhängigkeit genossen. Der Herrschaft hatte sich ein reiches und angesehenes Adelsgeschlecht bemächtigt, dessen Haupt, Alberich, den Titel eines Patritius führte und den päpstlichen Stuhl nach seinem Willen besetzte und lenkte. Mit Klugheit und Festigkeit hatte Alberich es verstanden, zwischen den Nachbarn in Süd und Nord, den langobardischen Fürsten von Capua und Benevent auf der einen, den italischen Königen

auf der andern Seite, seinen Staat sicher und unabhängig zu erhalten. Auch als Otto bei seinem ersten Feldzug in Italien wegen eines Besuches in Rom anfragte, hatte Alberich ablehnend geantwortet.

Alberich aber war im Jahre 954 gestorben, und der Erbe seiner Macht, sein Sohn Oktavian, war noch ein halber Knabe. Trotzdem wurde er schon im folgenden Jahre als Johann XII. zum Papst erhoben. Seitdem vereinigte er die geistliche mit der weltlichen Herrschaft in Stadt und Kirchenstaat. Die zeitgenössischen Schriftsteller, die sämtlich seine Gegner sind, malen sein Bild in den schwärzesten Farben: ein roher Wüstling soll er gewesen sein. Ob er dieses Urteil verdient, mag dahingestellt bleiben. Seines hohen Doppelamtes war er jedenfalls ebensowenig würdig, wie er ihm gewachsen war, und die Männer, die den Jüngling berieten, scheinen es auch nicht gewesen zu sein. Sie stürzten ihn in kriegerische Verwicklungen im Süden, bei denen er den kürzeren zog, und als gleichzeitig von Norden her die Gefahr heraufzog und Berengars Eroberungen den Kirchenstaat bedrohten, da glaubte man in Rom sich nur noch durch den gleichen Entschluß helfen zu können, durch den auch früher schon die Päpste sich aus ähnlichen Lagen befreit hatten: man rief einen König von jenseits der Alpen zur Rettung herbei und bot ihm als Lohn die Herrschaft über Rom. Zurzeit konnte das nur einer sein, der deutsche König.

So kam es, daß im Jahre 960 Gesandte des Papstes bei Otto erschienen, um ihm die Kaiserkrone anzutragen, wenn er Italien und die Kirche von der Tyrannei Berengars befreien wolle, während gleichzeitig aus dem italischen Königreich die Hilferufe von Bischöfen und Edelleuten sich mehrten. Otto hat nicht gezögert, dem Rufe zu folgen. Es hätte seinem Ansehen unwiederbringlichen Schaden getan, hätte er anders gehandelt. Als Erbe der Macht fränkischer Kaiser hatte er auch deren Pflicht übernommen, die römische Kirche zu schützen, und die Zeit hätte es nicht verstanden, wenn er diese Pflicht hätte verleugnen wollen, er, dessen Regierung in Deutschland selbst sich vornehmlich auf die Kirche stützte. Daß Berengar sich unabhängig machte, sein Reich zur Großmacht erhob und Deutschland den Weg nach dem Mittelmeer verlegte, durfte ohnehin nicht geduldet werden.

So trafen ideale und reale Beweggründe darin zusammen, Otto zum erneuten Eingreifen in Italien zu bestimmen.

In Voraussicht längerer Abwesenheit wurden diesmal die Verhältnisse in Deutschland geordnet. Des Königs gleichnamiger Sohn, der siebenjährige Otto, wurde in Aachen zum König gekrönt und Erzbischof Wilhelm von Mainz zum Regenten für ihn bestellt. Im August 961 überschritt das Heer den Brenner und kam, ohne Widerstand zu finden, bis in die Hauptstadt Pavia. Berengar, von seinen Vassallen verlassen, hatte das Feld geräumt und beschränkte sich auf die Verteidigung einzelner Burgfestungen. Ungehindert konnten die Deutschen ihres Weges weiterziehen. Am 31. Januar 962 hielt Otto seinen Einzug in Rom, am 2. Februar ward er vom Papste zum Kaiser gekrönt.

Nur wenige Tage hielt der neue Kaiser sich in seiner Hauptstadt auf, dann ging er daran, die Reste von Berengars Königtum zu beseitigen. Das war nicht ganz einfach, denn Berengar verfügte über eine Anzahl schwer einnehmbarer Festungen an den oberitalischen Seen, die von den Seinen zähe verteidigt wurden. Er selbst hielt sich auf der unzugänglichen Felsenburg San Leo (Montefeltro) bei San Marino auf. Das Jahr 962 ging über Kämpfen und Belagerungen dahin.

Inzwischen hatte Papst Johann XII. gefunden, daß der Kaiser seine Aufgabe anders auffasse, als sie ihm zugedacht war. In Rom hatte man erwartet, Otto werde sich, wie es einst Karl der Große getan hatte, mit dem Titel eines Kaisers begnügen, Rom und den Kirchenstaat ganz dem Papste überlassen und in Italien einen Unterkönig einsetzen. Daß Otto in Italien blieb, daß er die Regierung des Königreichs selber führte und auch im Kirchenstaat nach Bedarf und Umständen eingriff, paßte nicht zu dem Bilde, das der junge Papst sich von dem Kaiser machte, den er geschaffen haben wollte. Um den unbequemen neuen Herrn loszuwerden, schente er sich nicht, heimlich mit der Partei Berengars Verbindungen anzuknüpfen und sogar die Ungarn zu einem Einfall in Deutschland zu ermuntern. Das erfuhr Otto alsbald, da die Boten gefangen und ihnen ihre Briefe abgenommen wurden. Aber erst als Johann seinen Abfall zu Berengar offenkundig machte, indem er dessen Sohn Adalbert in Rom aufnahm, beschloß Otto einzugreifen. Er erschien wieder mit Heeres-

macht vor Rom, wo nun die Stimmung umschlug. Man wagte keinen Widerstand, Johann und Adalbert wurden genötigt, die Stadt zu verlassen, und Otto konnte eine Synode versammeln, die über Johann zu Gericht sitzen sollte. In sächsischer Sprache redend — ein lombardischer Bischof übersetzte seine Worte — leitete der König die Verhandlungen. Furchtbare Anklagen wurden hier gegen Johann erhoben: Totschlag, Eidbruch, Kirchenraub und Blutschande sollte er begangen, des Teufels Minne getrunken und beim Würfelspiel die Hilfe heidnischer Götter angerufen haben. Johann selbst erschien nicht. Die Boten der Synode, die ihn auf seiner Burg in der Campagna suchten, trafen ihn nicht, er war zur Jagd ausgeritten. So wurde denn die Absetzung über ihn ausgesprochen und ihm mit Zustimmung des Kaisers am 6. Dezember 963 in Leo VIII. ein Nachfolger gegeben. Durch einen Eid hatten sich Klerus und Volk von Rom schon vorher verpflichtet, in Zukunft keinen Papst zu wählen oder zu weihen ohne Zustimmung und Teilnahme des Kaisers und seines Sohnes.

Mittlerweile war auch der Widerstand im Königreich erloschen, die Festungen hatten kapituliert, Berengar sich ergeben und Adalbert das Land verlassen. Der gestürzte König ging in die Gefangenschaft nach Deutschland, wo er drei Jahre später in Bamberg gestorben ist.

Aber noch war Rom nicht wirklich unterworfen. Kaum hatte Otto den Rücken gekehrt, so wurde sein Schützling Leo VIII. verjagt, Johann XII. konnte zurückkehren. Als er schon im Mai 964 starb, wählte man ihm ohne Rücksicht auf den Kaiser einen Nachfolger namens Benedikt. Otto legte sich vor die Stadt, schloß sie ein und zwang sie durch Hunger zur Übergabe. Leo VIII. wurde wieder eingesetzt, Benedikt mußte als Verbannter den heimkehrenden Kaiser nach Deutschland begleiten und ist dort, in Hamburg, auch gestorben.

Aber noch immer war die deutsche Herrschaft über Rom nicht befestigt. Es sah zwar sehr beruhigend aus, als schon im nächsten Jahr (965) nach dem Tode Leos VIII. eine römische Gesandtschaft bei Otto in Sachsen erschien, um seine Weisungen wegen der Neuwahl zu erbitten. Unter Leitung von Vertretern des Kaisers wurde Johann XIII. gewählt und eingesetzt. Aber er konnte sich nicht halten. Noch war das Jahr nicht um, da hatte man ihn verjagt.

Otto machte sich sofort auf, um zum Rechten zu sehen. Schon das bloße Gerücht von seiner Annäherung hatte die Römer zur Besinnung gebracht: sie setzten den vertriebenen Papst wieder in seine Würde ein. Aber der Kaiser hielt dennoch für nötig, Strenge zu zeigen. Von den Führern des Aufstands wurde ein Dutzend gehängt, andere nach Deutschland verbannt. Der Eindruck des Strafgerichts war stark. Bittere Wehklage erhebt der Chronist auf dem benachbarten Soracte über den Verlust der Freiheit und Herrlichkeit, indem er die Stadt Rom anredet: »Du hast über die Völker triumphiert, die Welt unter deine Füße getreten, die Könige der Erde erwürgt; und nun ist dein Szepter und deine ganze Macht dir geraubt von einem sächsischen König.« War das Verfahren hart, so erfüllte es doch seinen Zweck: einen Aufstand hat Otto in Rom nicht mehr zu bekämpfen gebraucht, die Stadt und der Kirchenstaat gehorchten von jetzt an den Päpsten, die der deutsche Kaiser einsetzte.

Nahezu sieben Jahre ist Otto bei diesem seinem dritten Zuge in Italien geblieben. Es galt jetzt nicht nur, die deutsche Herrschaft in den erworbenen Gebieten zu befestigen — daß der junge Otto II. am Weihnachtstag 967 zum Kaiser gekrönt wurde, diente diesem Zweck — es galt vor allem, die Beziehungen des neuen Kaisertums zu den Nachbarn in Unteritalien zu regeln.

Der Nachbarn waren dort zwei, die langobardischen Fürsten in Capua, Benevent und Salerno, und der griechische Kaiser in den Küstenstädten. Der dritte, die Sarazenen auf Sizilien, kam wegen innerer Schwäche damals nicht in Frage. Dafür war die Macht der Griechen bedeutend gestiegen, sie hatten sogar die langobardischen Fürsten zur Huldigung genötigt. Das widersprach den überlieferten Rechten des römischen Kaisertums, dessen Oberhoheit von den unteritalischen Langobarden seit Karl dem Großen anerkannt war. Das Erscheinen Ottos genügte auch, um das frühere Recht wieder herzustellen: die Fürsten von Capua und Benevent unterwarfen sich ihm. Daraus aber entstand ein Streit mit dem byzantinischen Kaiser, der zum offenen Krieg führte und erst nach Jahren beigelegt wurde. Dreimal ist das deutsche Heer unter des Kaisers Führung in Apulien und Kalabrien eingedrungen, hat das offene Land unterworfen, die festen Städte aber nicht nehmen können. Mittlerweile waren Ver-

handlungen mit Konstantinopel angeknüpft worden, die nach dem Sturz des widerstrebenden Kaisers Nikephoros (969) endlich zu Frieden und Vertrag führten. Der neue Herrscher, Johannes Zimiskes, entschloß sich, die Ansprüche und Pläne seiner Vorgänger in Italien aufzugeben, um seine Kräfte ganz gegen die Araber im Osten wenden zu können. Das Jahr 972 sah den Abschluß des Friedens. Die Oberhoheit über die Fürstentümer in Unteritalien wurde dem deutschen Kaiser überlassen, die Küstenstädte blieben den Griechen. Als Unterpfand der Freundschaft wurde die Nichte des Johannes, Theophanu, dem jungen Kaiser Otto II. vermählt. Das deutsche Kaisertum war damit auch vom griechischen Reich als rechtmäßig und ebenbürtig anerkannt.

Im Gefühl des vollständigsten Erfolges konnte Otto nach Deutschland zurückkehren, wo ihn schon ein Jahr später, am 7. Mai 973, ein rascher Tod ereilte. In Memleben wie sein Vater starb der erste deutsche Kaiser, zur Grabstätte hatte er sich den Dom zu Magdeburg ersehen, die Kirche, die er gestiftet, die er zum Erzbistum über die neuen Bistümer der Wenden und über die Missionsgebiete im heidnischen Polen erhoben hatte. Man darf ein Sinnbild darin erblicken: die Gebeine des Königs, der den Deutschen die Vormacht über die Königreiche des Westens und Südens, die Herrschaft in Italien mit der Kaiserkrone Roms und die unbestrittene Führung der alten Kulturwelt des fränkisch-römischen Abendlands errungen hatte, sie ruhen dort, wo der Anspruch auf Beherrschung der östlichen Nachbarn und die Aussicht auf Erschließung neuer weiter Räume für deutsches Volkstum und christliche Gesittung ihren dauernden Sitz und Ausgangspunkt haben sollten. Als der Mann, der das Erbe der größten Vergangenheit an die Deutschen gebracht und ihnen zugleich den Weg gewiesen in eine nicht minder große Zukunft, so steht Otto I. in der deutschen Geschichte, als der Begründer des deutschen Kaisertums und der deutschen Kolonisation.

Die Nachwelt hat ihn den Großen genannt, und die Zeitgenossen haben ihn mit Karl dem Großen verglichen. Wir bedauern, daß keine der Aufgabe würdige Feder unter den Mitlebenden ihn geschildert hat. Nur nach seinen Taten und Erfolgen können wir ihn beurteilen, aber sie zeugen alle von hohem Flug der Gedanken, von starker,

zäher Willenskraft, von der Gabe, zu gewinnen und auch die Gegner zu versöhnen, und vor allem von der Fähigkeit, die Gelegenheiten klug und mit raschem Entschluß zu benutzen. Ein großer Herrscher ist Otto I. ohne Zweifel gewesen.

Neuere Zeiten haben die Frage aufgeworfen, ob sein größter Erfolg, der Erwerb des Kaisertums, nicht ein Fehler gewesen, der dem deutschen Volk zum Unheil geworden sei; und nicht wenige haben diese Frage geglaubt bejahen zu müssen. Aber wer so urteilt, der vergißt, daß eine jede Zeit nur mit ihrem eigenen Maß gemessen werden darf. In den Augen seiner Zeitgenossen hat Otto keinen Fehler gemacht, hat er nur getan, was sich von selbst verstand, als er die gebotene Gelegenheit ergriff, der Erbe und Nachfolger Karls zu werden. Aus Deutschland hören wir von keinem Widerspruch, und aus Italien, sogar aus Rom wurde er gerufen.

Es war auch keine rohe Kriegerherrschaft, die der erste deutsche Kaiser aufgerichtet hatte. Sein Stammland Sachsen steht unter ihm auch in geistiger Beziehung schon an der Spitze Deutschlands, völlig ebenbürtig allem, was in anderen Ländern geleistet wird. Wie die Bautätigkeit dort am kräftigsten wieder auflebte, seit Frieden und Sicherheit nach außen gewonnen waren, so ist auch das Beste, was diese Zeit in Wort und Schrift geschaffen hat, am Hof des Kaisers und in sächsischen Klöstern geschrieben worden.

Der stärkste Beweis aber, daß Ottos Schöpfung einer gesunden und richtigen Politik entsprang, ist ihr Fortbestehen und ihre wiederholte Erneuerung nach vorübergehendem Verfall. Wir dürfen es aussprechen: das deutsche Kaisertum war weder eine Verirrung noch die ehrgeizige Laune eines Einzelnen, es entsprach der Natur der Dinge, es war ein Bedürfnis. Es war der Ausdruck für die Tatsache, daß das deutsche Reich vermöge seiner besseren Staatsordnung und überlegenen kriegerischen Stärke die Führung der abendländischen Völkerwelt übernommen hatte, und es brachte dem beherrschten Lande, Italien, ein Maß von Frieden und Ordnung, das man dort schon seit langer Zeit nicht mehr gekannt hatte.

Niedergang und Aufrichtung

Es war ein wohlgeordnetes Reich, das Otto II. beim Tode seines Vaters ohne jede Störung antrat. Der neue Kaiser und König, ein untersetzter, rotblonder Jüngling von achtzehn Jahren, war hochbegabt und trefflich unterrichtet. Doch bequemte sein stürmisches Wesen sich erst allmählich zu ruhiger Führung. Dies mag dazu beigetragen haben, ihn in einen Kampf zu stürzen, der vier Jahre lang das Königshaus spalten und das Reich beunruhigen sollte.

In Schwaben war noch im gleichen Jahr mit dem alten Kaiser der kinderlose Herzog Burchard gestorben. Otto verlieh das erledigte Herzogtum seinem gleichnamigen Vetter oder richtiger Neffen, dem Sohne Ludolfs, mit dem er aufgewachsen und eng befreundet war. Das verfeindete ihm die bayrische Linie des Königshauses, der die Herzoginwitwe Hedwig angehörte, eine Frau von männlichem Geist und hoher Bildung, von deren Leben auf ihrem Witwensitz, dem Hohentwiel, man später viel zu erzählen wußte. Schon im nächsten Jahr brach die Fehde mit ihrem Bruder, Herzog Heinrich »dem Zänker« von Bayern, aus, und vier Jahre lang hat sie den Kaiser immer aufs neue in Anspruch genommen. Sie nahm größeren Umfang an, als die Böhmen und Polen dem Bayern beisprangen. Aber es gelang Otto, aller Gegner Herr zu werden, vor allem dank der Haltung der Bischöfe, die auch jetzt wieder fast ohne Ausnahme treu zur Krone standen. Heinrich der Zänker wurde überwältigt, zur Ergebung gezwungen, seines Herzogtums entsetzt und des Landes verwiesen. Bayern kam nun ebenfalls an Otto von Schwaben, doch ohne die südlichsten Teile, aus denen ein neues Herzogtum Kärnten mit Einschluß der italischen Marken von Friaul und Verona gebildet wurde.

Kaum waren diese Schwierigkeiten überwunden, da tauchten im Westen die alten Gefahren von neuem auf. In Frankreich war der

deutsche Einfluß schon seit einigen Jahren zurückgegangen, und der junge König Lothar, obgleich mit einer Schwester Ottos II. vermählt, nährte die alten französischen Pläne auf Erwerb von Lothringen. Im Jahre 978, als eben der bayrisch-schwäbische Krieg beendet war, meinte er die Gelegenheit dazu gefunden zu haben. Ohne Kriegserklärung überfiel er Aachen, wo Otto gerade Hof hielt. Er wollte durch Handstreich den Kaiser selbst in seine Gewalt bringen und dann wohl zur Abtretung zwingen. Es fehlte auch nicht viel, so wäre der kecke Plan geglückt. Otto hatte sich eben noch flüchtend retten können; der Palast und seine Vorräte wurden von den Franzosen geplündert, der Adler auf dem Dache von Westen nach Osten gewendet.

Aber nur für kurze Monate blieb das Rheinland französisch. Als der Kaiser noch im gleichen Jahre mit starkem Heer — sogar aus Italien waren Truppen herangezogen worden — in Frankreich einrückte, fand er nirgends Widerstand. Ungehindert konnte er, nach der Kriegssitte der Zeit das Land verwüstend, bis vor Paris gelangen, das er belagerte. Drunten in der Stadt hörte man den Siegesgesang der Deutschen auf dem Montmartre. Aber Paris hielt sich, ein französisches Heer sammelte sich jenseits der Seine, und Mangel an Verpflegung nötigte schließlich zum Abzug. Die Franzosen rückten nach. Beim Übergang über die Aisne gelang es ihnen, den Troß zu fassen und der Nachhut Verluste beizubringen. Daraus hat ihre ruhmredige Geschichtschreibung eine große Niederlage der Deutschen gemacht. Wer in Wahrheit der Sieger in diesem Kriege war, zeigte der Friede, der schon 980 geschlossen wurde. Kaiser und König trafen sich an der Grenze und beschlossen, den früheren Zustand wieder herzustellen. Das Rheinland blieb deutsch, Frankreich hatte nichts erreicht und eine empfindliche Strafe erlitten.

Es war Zeit, im Norden Ruhe zu schaffen, denn Italien rief nach dem Herrscher.

In Rom war bald nach dem Tode des alten Kaisers ein Aufstand im Adel ausgebrochen, der Papst erschlagen, ein anderer eigenmächtig erhoben worden. Aber die Boten Ottos, die mit Truppen erschienen, hatten die Ordnung rasch wieder herstellen und einen kaiserlichen Papst einsetzen können. Was die Anwesenheit des Kaisers selbst und sein stärkeres Eingreifen forderte, waren die Verhältnisse in Unteritalien.

Hier waren die Araber von Sizilien her seit kurzem erobernd vorgedrungen und hatten Kalabrien unterworfen, weit nach Norden dehnten sie ihre Raubzüge aus. Dagegen konnte nur der Kaiser wirksame Hilfe bringen, und wenn er seine Würde behaupten wollte, so mußte er sie bringen.

Im Jahre 981 erschien Otto in Italien, und sogleich scharten sich die Bedrohten um ihn. Nicht nur die langobardischen Fürsten von Benevent, Capua, Salerno eilten zu seinen Fahnen, auch bisher griechisch gebliebene Städte, wie Neapel und Amalfi, von Konstantinopel im Stich gelassen, unterwarfen sich dem deutschen Kaiser und leisteten Heeresfolge. Ottos Heer war zahlreich, aber für das Unternehmen, das er jetzt beschloß, reichte es nicht aus. Ein starkes zweites Aufgebot, wohl mindestens sechstausend Ritter und Knappen, zog um die Jahreswende über die Alpen. Es war für damalige Zeiten eine gewaltige Macht, die im Januar 982 den Vormarsch nach Süden antrat. Rücksichtslos durchzog man Apulien, das Gebiet der Griechen, ohne ihre Neutralität zu beachten. Bari wurde zur Übergabe gezwungen, Tarent öffnete die Tore. Weiter südlich begann Feindesland. Noch ein großer Erfolg glückte hier, die Einnahme der Stadt Rossano. Abul Kasim, der Emir von Sizilien, der sie hatte entsetzen wollen, war zu spät gekommen und trat den Rückzug an. Bei dem Vorgebirge le Colonne wurde er eingeholt und zur Schlacht gezwungen. Rasch durchbrachen die deutschen Reiter die feindlichen Linien, der Emir selbst fiel. Aber als sie nun unvorsichtig, in dem Glauben, der Sieg sei schon errungen, in aufgelöster Ordnung verfolgend nachsetzten, stießen sie auf feindliche Reserven, von denen sie umfaßt und umzingelt wurden. Unter furchtbaren Verlusten endete der Tag — es war der 13. Juli 982 — als vernichtende Niederlage der Deutschen. Eine große Zahl ihrer Führer war tot oder gefangen, darunter auch die langobardischen Fürsten. Mit Mühe war der Kaiser selbst durch die Hilfe eines Juden, der ihm ein Pferd verschaffte, vom Schlachtfeld weg und ans Ufer entkommen, wo ihn ein griechisches Handelsschiff aufnahm. Als man ihn erkannte, wollte man ihn nach Konstantinopel bringen. Dort würde er wohl als Staatsgefangener sein Leben geendet haben. Denn der neue Kaiser, der seit kurzem regierte, stand zur Familie der Theophanu im Gegensatz und konnte

auch in ihrem Gemahl, der soeben im griechischen Apulien als Herr aufgetreten war, nur einen Gegner sehen. Aber Otto rettete sich mit großer Geistesgegenwart; durch die Vorspiegelung, er wolle seinen Schatz mitnehmen, bewog er den Kapitän, bei Rossano zu landen. Als nun das Schiff unweit des Ufers vor Anker ging, sprang der Kaiser ins Wasser und gewann schwimmend die Freiheit.

Der Feldzug, wohl die größte kriegerische Anstrengung, die das deutsche Kaisertum bisher gemacht hatte, war gescheitert, und weithin durchs ganze Reich klagte man um die Verluste. »Vom Schwerte gefällt war die purpurne Blüte des Vaterlands, die Zierde des blonden Deutschland.« Aber auch die Gegner waren schwer getroffen. Der Tod ihres Führers wog den Schlachtsieg auf, sie räumten das Festland, und es hat viele Jahre gedauert, bis sie ihre Angriffe zu erneuern wagten. Am deutschen Hof hielt man denn auch den Krieg nicht für beendet. Ein Reichstag von Deutschen und Italienern in Verona (983) beschloß neue Rüstungen, um der arabischen Gefahr für immer ein Ende zu machen. Aber ehe sie ausgeführt werden konnten, war der junge Kaiser tot. Ein leichtes Unwohlsein, das er ungeduldig mit zu scharfen Mitteln bekämpfte, wurde ihm zum Verhängnis. In Rom starb er am 7. Dezember 983, und in der Kirche St. Peters fand er die letzte Ruhestatt. Die Stelle zeigt man noch heute, das prächtige Grabmal ist längst verschwunden.

Der jähe Tod des Kaisers stürzte das Reich in schwerste Gefahren. Wohl war der Sohn des Verstorbenen schon zum König gewählt, auch am Weihnachtstage 983, ehe noch die Todesnachricht aus Rom eingetroffen war, in Aachen gesalbt und gekrönt worden. Aber dieser neue König, Otto III., zählte erst drei Jahre, und wer sollte für ihn die Regierung führen? Der nächste männliche Verwandte war Heinrich der Zänker, seit dem Vorjahr, nachdem Otto von Schwaben in Italien gestorben, wieder als Herzog von Bayern eingesetzt. Er forderte die Vormundschaft, aber es war deutlich, daß er selbst nach der Krone strebte. Er verband sich sogar mit Lothar von Frankreich, dem er als Lohn für seine Hilfe den Besitz von Lothringen in Aussicht stellte, und es gelang ihm auch, das königliche Kind in seine Gewalt zu bringen.

In dieser Not ist das Reich durch einen klugen und tatkräftigen

Priester gerettet worden. Willigis, aus einem sächsischen Geschlecht, das nicht zu den Vornehmen zählte, hatte sich am Hofe aufgedient, war unter Otto II. Reichskanzler und dann Erzbischof von Mainz geworden und dankte jetzt seinem toten Herrn, indem er dem Sohn die Krone rettete. Gestützt auf seine weitverzweigten Verbindungen im ganzen Reich trat er dem Bayernherzog entgegen und nötigte ihn, den gekrönten Knaben seiner Mutter auszuliefern. Die Anschläge Lothars vereitelte er, indem er einer Partei in Frankreich die Hand reichte, die am Hofe des Erzbischofs von Reims ihren geistigen Mittelpunkt hatte und dem König den Herzog von Francien, Hugo Capet, gegenüberstellte, denselben, der drei Jahre später (987) das karolingische Königshaus für immer vom Thron verdrängen sollte. Der offene Widerstand dieser Gruppe lähmte die Bewegungen Lothars, sodaß seine Pläne unausgeführt blieben. Ehe ein Jahr vergangen, war Otto III. überall unbestritten anerkannt, die Kaiserinwitwe Theophanu Regentin und Willigis, unterstützt von anderen Bischöfen, ihr maßgebender Berater. Es war tatsächlich ein Regiment der hohen Geistlichkeit, das die nächsten elf Jahre an der Spitze des Reiches stand, anfangs unter dem Namen Theophanus, dann, als diese 991 gestorben war, der alten Kaiserin Adelheid.

Diese Männer mögen ihre Aufgabe schlecht und recht erfüllt haben, einen großen Schaden verstanden sie doch nicht vom Reiche fernzuhalten: einen empfindlichen Machtverlust an der Nordgrenze. Dort hatte noch im letzten Regierungsjahr Ottos II. die Entblößung Sachsens von Streitkräften für den Feldzug in Unteritalien den unterworfenen Nachbarn Mut gemacht, sich gegen das Reich aufzulehnen und zum Angriff zu schreiten. Der Dänenkönig vertrieb die deutschen Priester aus seinem Land und eröffnete den Grenzkrieg, der noch lange dauern sollte; und die Wenden jenseits der Elbe, von der Mündung bis an die thüringische Grenze, erhoben sich im Aufstand, verjagten die Geistlichen, zerstörten die Bischofsitze, verbrannten Hamburg. An weiterem Vordringen sahen sie sich bald gehindert, da ihre Haufen an der Tanger, unweit von Stendal, von örtlichen Kräften geschlagen wurden. Schon war auch die erneute Unterwerfung im Gange, als des Kaisers Tod und der Kampf um die Regentschaft lähmend wirkten. Das Versäumte nachzuholen, hat man auch in den

folgenden Jahren die Kräfte nicht gehabt oder den Entschluß nicht gefunden. Nur das Land zwischen Elbe und Saale, die Mark Meißen, wurde wieder unterworfen, der Rest blieb aufgegeben. Wieder bildete die Elbe die Grenze des Reichs, das Werk Ottos des Großen war zerstört.

Wenn schon in nächster Nähe die frühere Macht nicht behauptet wurde, so kann man sich nicht wundern, daß es in der Ferne nicht anders war. In Rom bemächtigte sich schon bald nach des Kaisers Tod eine Partei des Adels unter der Führung eines gewissen Crescentius, eines Nachkommens Alberichs, der Herrschaft über Stadt und Kirche. Die Oberhoheit des deutschen Kaisertums wurde wenigstens der Form nach anerkannt, solange Theophanu, die gekrönte Kaiserin, lebte. Nach ihrem Tode nahm auch das von selbst ein Ende, und die Regierung des »Patritius« Crescentius erschien wie eine Rückkehr zu den Zeiten seines Ahnherrn. Rom war wieder unabhängig, das deutsche Kaisertum setzte aus.

Die Kosten dieser Selbständigkeit hatte die Kirche zu bezahlen: ein Papst endete im Kerker, ein zweiter wurde ermordet und seine Leiche durch die Straßen geschleift, ein dritter mußte vor der Gewalt des Patritius aus der Stadt weichen. Dieser, Johann XV., besann sich darauf, daß es einen deutschen König gebe, und rief ihn, ganz wie einst sein Vorgänger gleichen Namens den Großvater, zu Hilfe, indem er ihm die Kaiserkrone in Aussicht stellte.

Es war im Jahre 995, und Otto III., fünfzehn Jahre alt, war soeben nach fränkischem Königsrecht für mündig erklärt worden: ein frühreifer Jüngling von ungewöhnlichen Gaben an Geist und Gemüt und vorzüglich gebildet. Daß er selbständig sein wollte, bewies er sogleich, indem er die Großmutter vom Hof verbannte. Neue Namen, unbekannte Männer, tauchen um ihn auf, aber die alten Minister, Willigis von Mainz, der Kanzler Bischof Hildebald von Worms, behaupten sich. Sie werden in den nächsten Jahren die Politik des Jünglings geleitet haben.

Daß man dem Ruf des Papstes folgte, verstand sich von selbst. An der Spitze eines stattlichen Heeres zog Otto im März 996 über den Brenner. Sein Erscheinen genügte, damit überall die deutsche Herrschaft anerkannt wurde. In raschem Fluge durcheilte er Oberitalien,

in Pavia huldigte ihm das langobardische Reich, in Ravenna erschienen Boten aus Rom. Papst Johann war gestorben, Crescentius hatte die Führung verloren, die Römer selbst trugen Otto die Kaiserkrone an und baten ihn, den neuen Papst zu bestimmen. Otto entschied sich für einen Deutschen aus königlichem Geblüt, Bruno, den jugendlichen Enkel jenes Konrads des Roten, der auf dem Lechfeld gefallen war, also einen Urenkel Ottos des Großen. Willigis und Hildebald geleiteten ihn nach Rom, wo er ohne Widerspruch gewählt und als Gregor V. eingesetzt wurde. Er krönte noch im Mai 996 den Vetter zum Kaiser.

Welche Gründe diese merkwürdige Papstwahl bestimmten, ist leicht zu durchschauen. Die Erfahrungen der letzten Jahre hatten gezeigt, daß ein Römer als Papst keine genügende Bürgschaft für den Bestand des deutschen Kaisertums bot. Man bedurfte eines Mannes, auf den man sich verlassen konnte, der selbst wiederum auf den Kaiser als Rückhalt angewiesen war. Bei einem Deutschen war beides der Fall: der deutsche Papst ergänzte das deutsche Kaisertum, die beiden stützten einander gegenseitig.

Die Probe sollte nur zu bald gemacht werden. Otto war nach empfangener Krönung sogleich nach Deutschland zurückgekehrt. Es dauerte nicht lange, da erhob sich die Partei des Crescentius, vertrieb den Papst und schritt zu einer Neuwahl. Ein Grieche aus Kalabrien, Johannes Philagathos, der früher zu den Lehrern des jungen Kaisers gehört hatte und durch die Gunst der Kaiserin Theophanu zu hohen Würden emporgestiegen war, wurde dem Deutschen gegenübergestellt, um die Unabhängigkeit Roms zu vertreten. Otto war zunächst in Deutschland festgehalten, erst 998 konnte er herbeikommen. Er fand keinen ernsthaften Widerstand und hielt ein furchtbares Strafgericht. Der griechische Gegenpapst ward gefangen, der Augen und Zunge beraubt und schimpflich degradiert. Crescentius, der sich im Grabmal Hadrians, der Engelsburg, zu verteidigen suchte, mußte sich ergeben und wurde mit anderen Führern des Aufstands hingerichtet. So fest saß diesmal die deutsche Herrschaft, daß, als Gregor V. schon im folgenden Jahre starb, niemand daran dachte, eigene Wege zu versuchen. Der Kaiser war es, der den neuen Papst bestimmte, und seine Wahl fiel auf einen Mann von ungewöhnlicher

Art, einen Franzosen, Gerbert von Aurillac. Der größte Gelehrte seiner Zeit, war er mit seinem überlegenen Wissen den Leuten so unheimlich, daß sie ihm einen Pakt mit dem Teufel nachsagten. In Reims hatte er als Domschulmeister zu den Häuptern der deutschfreundlichen Partei gehört, sich aber nicht halten können und war an den deutschen Königshof gegangen, mit dem ihn schon längst gute Beziehungen verbanden. Bald hatte er den jugendlichen Kaiser ganz für sich eingenommen, der ihm jede Gunst erwies. Nun bestieg er im Jahr 999 den Stuhl Petri als Papst Silvester II.

Der Franzose hat einen hervorragenden Platz in der Geschichte des altdeutschen Kaisertums. Seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß gewisse Gedanken und Pläne im Geiste des jungen Kaisers sich festsetzten, die der Regierung seiner letzten Jahre ihren eigentümlichen, nicht leicht zu deutenden Stempel aufdrücken.

Otto III. stand damals im zwanzigsten Jahr, in dem Alter also, wo ein lebhaftes Gemüt für hohe Ideale am empfänglichsten ist. Bei ihm hatte die jugendliche Wärme des Empfindens die Richtung vorzugsweise auf das Religiöse genommen. Darin war er ein Kind seiner Zeit. Eine mächtige Welle des Pietismus ging damals über die abendländische Welt, zumal über Italien. Heilige Eremiten und bußpredigende Mönche, ein Nilus von Gaëta, ein Romuald von Camaldoli, erregten dort Gefühl und Phantasie der Besten und lockten die Massen zu blinder Verehrung, während von Frankreich her der Einfluß des strengen Ordens von Cluny um sich griff. Mit der glühenden Schwärmerei seiner neunzehn Jahre gab sich der junge Kaiser diesen Einwirkungen hin. Er schwelgte im tränenreichen Verkehr mit frommen Einsiedlern und freiwilliger Selbsterniedrigung und fastete zuzeiten fünf Tage in der Woche. In Gnesen, am Grabe des jüngsten Märtyrers, des böhmischen Prinzen Adalbert, der als Missionar bei den Preußen im Jahre 997 den Tod gefunden hatte, ließ er sich nach langem, inbrünstigem Gebet geißeln. Ja, er soll einmal die Absicht geäußert haben, abzudanken und selbst Einsiedler zu werden.

Ganz anderer Art waren die Gedanken, mit denen Gerbert-Silvester sich ihm näherte. Er schmeichelte dem jungen Herrscher, indem er ihn bald an seine mütterliche Abstammung, bald an seinen Kaisertitel erinnerte: »Es ist etwas Göttliches, wenn einer, von Abkunft

Grieche, durch Herrschaft Römer, gleichsam nach Erbrecht die Schätze griechischer und römischer Weisheit an sich nimmt.« So lehrte er den Jüngling, sich als Grieche und Römer zu fühlen. Zugleich reizte er seinen Herrscherstolz, indem er ihm schrieb: »Unser, unser ist das römische Reich! Die Kräfte liefert ihm das an Früchten reiche Italien, das an Kriegern reiche Franken und Deutschland und auch der Slawen mächtige Lande sind uns nicht fremd. Unser bist du, Cäsar, Imperator der Römer und Augustus, der du, aus edelstem griechischem Blut entsprossen, die Griechen an Herrschaft überragst, den Römern durch Erbrecht gebietest, beide an Geist und Beredsamkeit übertriffst.«

Der Same war auf guten Boden gefallen. Seit dem Jahre 999, da Silvester Papst geworden ist, kann man erkennen, daß das Streben des Kaisers auf ein bestimmtes Ziel sich richtet: die Wiederherstellung des römischen Weltreichs. Auf seinem Kaisersiegel, das er nun nicht mehr wie seine Vorgänger aus Wachs, sondern aus Blei oder Gold fertigen läßt, wie römische Päpste und griechische Kaiser, liest man den Wahlspruch: »Erneuerung des römischen Reiches.« Das richtete sich ohne Zweifel auch gegen Byzanz, wo eben damals unter der Regierung eines großen Soldatenkaisers das Reich, das noch immer allein das römische zu sein behauptete, seinen glänzendsten Aufschwung nahm. Dem Anspruch des Griechen, der wahre und einzige Kaiser der Römer zu sein, trat Otto, selbst ein Grieche und Herr über Rom, mit den Gedanken seines geistreichen Freundes entgegen: Unser, unser ist das römische Reich! Wir haben seine Macht, seinen Reichtum, seine alles umfassende Herrschaft, wir haben auch seinen Geist geerbt! In seinem schwärmerischen Gemüt verbanden sich diese Vorstellungen mit den religiösen Empfindungen, die ihn beherrschten. Wie ihm die alte schlichte Form seines Titels »Von Gottes Gnaden Kaiser der Römer« nicht mehr genügte, wie er sich das eine Mal nach dem Vorbild altrömischer Imperatoren »Romanus, Saxonicus, Italicus« nannte, so häufte er ein anderes Mal die Formeln frommer Ergebenheit: »nach dem Willen Jesu Christi römischer Kaiser, der heiligen Kirchen frömmster und getreuester Ausbreiter«. »Knecht Jesu Christi«, »Knecht der Apostel« nannte er sich. Das römische Reich, das er erneuern will, soll ein christlich verklärtes sein. Aus dieser romantisch-kirchlichen Gesinnung erklärt sich auch sein

merkwürdiges Verhalten, als er im Jahre 1000 Aachen besuchte, sich das Grab Karls des Großen öffnen ließ und einen Zahn von der Leiche als Reliquie an sich nahm.

»Rom bekennen wir als Hauptstadt der Welt« — mit diesen Worten beginnt die Urkunde einer kaiserlichen Schenkung an Papst Silvester. Das war in Ottos Munde buchstäblich gemeint. Von Rom, der Welthauptstadt aus, gedachte er sein erneuertes Weltreich zu regieren. Seit 998 hielt er sich dauernd in Italien auf; nur einem flüchtigen Besuch der geweihten Gräber in Gnesen und Aachen hatte die Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1000 gegolten. Rom sollte wieder der Sitz des Kaisers werden. Auch ein kaiserlicher Hofhalt nach spätrömisch-byzantinischer Art wurde eingerichtet, die veralteten Ämter und Titel, die steifen Formen römisch-kaiserlicher Majestät lebten wieder auf. Es gab wieder einen Protospathar statt eines Schwertträgers, einen Flottenpräfekten, dem freilich die Flotte fehlte, einen Logotheten statt des Kanzlers, und einsam an halbrunder Tafel verzehrte der Herrscher sein Mahl, ein Halbgott, dem sich keiner zur Seite setzen durfte. Römer oder Italiener waren es, die diesen Hof bevölkerten und den maßgebenden Einfluß an sich rissen, der schöngeistige Bischof Leo von Vercelli oder der große Markgraf Hugo von Toskana, auch er ein mönchsfreundlicher Pietist und Schwärmer für die Romantik des wiederherzustellenden Römerreichs, durch seine Macht dem Kaiser selbst im Wege. Die alten Diener aus Deutschland, ein Willigis, ein Bernward von Hildesheim, treten zurück, die Deutschen scheinen den Hof zu meiden. Der Kaiser der Römer will ganz Römer sein, das Kaisertum hat seinen Schwerpunkt nach Rom verlegt.

Ein verfehltes Beginnen, wie sich alsbald zeigen sollte. Die persönliche Regierung an Ort und Stelle, die Otto eröffnet hatte, gefiel niemand weniger als dem Adel Roms, sein ideales Streben nach Recht und Ordnung verletzte viele Interessen, unbesonnene Hast ließ ihn auch Mißgriffe tun, die er wieder zurücknehmen mußte. Es dauerte nicht lange, so war der Aufstand da. Im Palast auf dem Aventin wurde der Kaiser belagert und konnte von Glück sagen, daß der Herzog von Bayern und der Markgraf von Toskana zur rechten Zeit erschienen, um ihn herauszuhauen. Fluchtartig mußte er die

widerspenstige Hauptstadt verlassen, einen Feldzug zu ihrer Eroberung rüsten. Während er auf den Zuzug aus Deutschland wartete, verging das Jahr. Eben versammelten sich die Truppen, er gedachte schon zum entscheidenden Schlag auszuholen, da erkrankte er im Lager zu Paterno am Fuße des Soracte. Am 24. Januar 1002 erlosch das Leben des Einundzwanzigjährigen, und alle hochfliegenden Pläne sanken mit ihm ins Grab. Ringsum aber loderte der Aufstand empor, und mit dem Schwert in der Faust mußte der Bayernherzog dem Leichenzug den Weg nach Deutschland bahnen. Zu Aachen, an der Seite des vergötterten Karl, dem er so gar nicht glich, fand der undeutsche Kaiser, der Deutschland um Roms willen verschmäht hatte, seine letzte Ruhe.

Über sein Streben hat ein zeitgenössischer Geschichtschreiber, der die Vorgänge in Rom mit eigenen Augen gesehen haben muß, klug und schlicht geurteilt. Er nennt es einen großen Gedanken, das Römerreich wieder zu der Macht vergangener Zeiten erhöhen zu wollen. Er findet es auch wohlberechnet, daß der Kaiser sich hierzu vorzugsweise der Römer bedient habe, die mit den Sitten ihres Landes vertraut waren. Doch der Erfolg sei ausgeblieben, da die Römer durch die erwiesene Gunst nur widersetzlicher geworden seien und der Kaiser, indem er dem Recht zum Siege verhelfen und Mißbräuche abstellen wollte, sich nur Feinde gemacht habe. So war es in der Tat, und damit war erwiesen, daß der große Gedanke sich nicht ausführen ließ. Die Herrschaft Roms wieder aufzurichten, war mit den Römern von damals unmöglich. Otto selbst hat das stillschweigend eingestanden, da er, selbst ein Fremder, in Rom einen ihm ergebenen Franzosen zum Papst und in Ravenna, der zweiten Kirche des Landes, einen Sachsen, Friedrich, zum Erzbischof machen mußte. Es war ein Unding, nach Rom den Schwerpunkt eines Reiches zu verlegen, dessen Macht in Deutschland ruhte. Darum mußte Otto scheitern, und mit ihm versank für Jahre auch das deutsche Kaisertum.

Mit Otto III. war die männliche Nachkommenschaft des ersten deutschen Kaisers erloschen. Nach dem Grundsatz, der allen germanischen Völkern gemeinsam war, daß der König der edelste im Volk sein solle, mußte die Krone jetzt auf die bayrische Linie des Königs-

hauses übergehen. Herzog Heinrich, der Sohn des »Zänkers« und Urenkel König Heinrichs I., war der gegebene Nachfolger seines Vetters, ein Mann von dreißig Jahren, klug und gebildet, erprobt in Kampf und Frieden und trotz zarter Gesundheit von rüstiger, unermüdlicher Tatkraft. Wohl stellten sich ihm einige Mitbewerber in den Weg. Aber sie hatten kein Glück. Schon am 7. Juni 1002 wurde Heinrich zu Mainz von Bayern und Franken gewählt, von Erzbischof Willigis gekrönt. Mit Energie und Klugheit überwand er das Widerstreben, dem er hie und da begegnete, und ehe das Jahr um war, hatte man aller Orten im Reich dem neuen König gehuldigt.

Heinrich II. stand vor keiner leichten Aufgabe. Die Regierungsweise Ottos III. hatte Königtum und Kaisertum schwer geschädigt, es galt überall, Schäden zu bessern, Verlorenes wiederzugewinnen.

Unmittelbar bedroht war die Grenze im Osten. In Polen war unter Boleslaw dem Tapfern ein neues Großreich entstanden, das mit Schlesien schon Pommern und Preußen umfaßte und jetzt auch Böhmen unterwarf. Otto in seiner Gleichgültigkeit gegen rein deutsche Bedürfnisse hatte die Erhebung des neuen Staates gefördert, indem er seine kirchliche Lostrennung von Deutschland und die Stiftung eines polnischen Erzbistums in Gnesen genehmigte. Jetzt griff der Pole auch nach deutschem Besitz: die Lausitz, eine Mark des Reiches, riß er an sich und bedrohte Meißen.

Der Kampf gegen Polen durchzieht die ganze Regierung Heinrichs. Große Anstrengungen hat der König gemacht und den vollen Erfolg doch nicht errungen. So oft auch die deutschen Heere in Polen und Schlesien vordrangen, immer blieben ihre Züge in dem unwegsamen, dünn bevölkerten und armen Lande stecken und endeten mit sieglosem Rückzug. Auch die Bundesgenossenschaft Ungarns, das seit 996 ein christliches Königreich geworden war, und des Großfürsten von Rußland reichte nicht aus, die Polen zu besiegen. Mit einem halben Erfolg mußte Heinrich sich zufrieden geben. Böhmen hatte er schon im Jahre 1003 von der polnischen Herrschaft befreien können, die Lausitz mußte er dem Gegner lassen, der dafür dem deutschen König als Vassall zu huldigen sich bequemte. So bestimmte es schon der Friede, der 1013 geschlossen war, so wurde es fünf Jahre später zu Bautzen nach zwei weiteren vergeblichen Feldzügen bestätigt.

Mehr Glück hatte Heinrich in Italien. Hier war die deutsche Herrschaft am Sarge Ottos III. überall zusammengebrochen. Schon drei Wochen nach des Kaisers Tode riß das langobardische Reich sich von Deutschland los. Am 15. Februar 1002 wurde der Markgraf Harduin von Ivrea, ein Seitenverwandter des letzten einheimischen Herrschers, zum König erhoben. Er hatte schon vorher im Gegensatz zum Kaiser gestanden und fand jetzt weithin im Lande Anhang. Nur in einem kleinen Teil des Reiches hielt man noch zu Deutschland und rief Heinrich herbei. Als dieser nach zwei Jahren erschien — der polnische Krieg hatte ihn bis dahin festgehalten — fand er die Pässe bei Verona gesperrt. Er öffnete sich mit großem Geschick den Zugang durch das Tal der Brenta, umging Verona und erschien überraschend in der Tiefebene. Nun besann ein großer Teil der Bischöfe sich eines Bessern und schloß sich ihm an, während Harduin nach Piemont zurückwich. Heinrich konnte sich am 15. Mai 1004 in Pavia zum König krönen lassen. Aber schon am Abend desselben Tages belehrte ihn ein Aufstand des Stadtvolks, aus gleichgültigem Anlaß entstanden, wie unsicher seine Lage war. Nur mit Mühe konnte der königliche Palast von der Belagerung befreit werden, und der König sah sich genötigt, die Hauptstadt zu verlassen. In Italien war seines Bleibens nicht, schon einen Monat später treffen wir ihn wieder auf schwäbischem Boden. Das deutsche Königtum in Italien hatte er kaum mehr als dem Namen nach hergestellt. Es gab jetzt neben der Partei Harduins, die täglich an Bedeutung verlor, auch eine Partei Heinrichs, zu der die meisten Bischöfe des Landes sich hielten, die aber im allgemeinen sich selbst überlassen und weit davon entfernt war, das Land zu beherrschen. Im Königreich herrschten zehn Jahre lang Bürgerkrieg und Anarchie.

In Rom war Papst Silvester schon ein Jahr nach seinem kaiserlichen Schüler gestorben und der Anhang des Crescentius unter dessen Sohn Johannes wieder zur Macht gelangt. Zehn Jahre beherrschte dieser als Patritius wie sein Vater die Stadt. Aber als im Jahre 1012 erst der Patritius und dann sein Papst starben, gewann ein anderer Zweig der Nachkommenschaft Alberichs, die Grafen von Tuskulum, die Oberhand. Mit den Crescentiern längst verfeindet, hatten die Tuskulaner schon unter Otto III. zu den Deutschen gehal-

ten. Jetzt glückte es ihnen, den Papstthron mit einem Mitglied ihres Hauses, Benedikt VIII., zu besetzen. Die Crescentier aber erhoben einen Gegenpapst, und beide wandten sich an den deutschen König, daß er ihnen helfe. Der Gegenpapst erschien sogar selbst am Hofe Heinrichs in Sachsen.

Heinrich zögerte nicht, die Gelegenheit zu benutzen. Kaum hatte er den Frieden mit Polen geschlossen, so machte er sich noch im Spätherbst 1013 auf zum Zuge nach Rom. Ohne sich irgendwo länger aufzuhalten, durcheilte er die Lombardei und Romagna. Am 14. Februar 1014 empfing Rom den neuen Kaiser, dem Benedikt VIII. die Krone aufsetzte. Auch in Rom hat er nicht verweilt. Ihm genügte, seine Oberhoheit anerkannt zu sehen und die deutschfreundliche Partei des städtischen Adels mitsamt ihrem Papst in der Macht befestigt zu haben. »Nachdem er die Geschäfte geordnet und gewaltige Gelder gesammelt — so schreibt der Annalist von Quedlinburg — eilte er in die Heimat.« Schon im Mai überschritt er heimkehrend den Brenner. Erst nachträglich ward ihm ein weiterer Erfolg zuteil, indem der Gegenkönig Harduin, der vergeblich wieder hervorzutreten gesucht hatte, alt und krank sich in ein Kloster zurückzog, wo er schon 1015 starb. Der Form nach war das deutsche Kaisertum in vollem Umfang wieder hergestellt, aber wie verschieden war sein Inhalt von dem, den der letzte Kaiser ihm zu geben versucht hatte! Oberhoheit eines Herrschers, der jenseits der Alpen weilte und seine Anhänger, im Königreich die Bischöfe, in Rom den Papst, im Lande regieren ließ — das war das Kaisertum, wie es ein kluger deutscher Fürst verstand, und wie es den deutschen Bedürfnissen entsprach.

Aber auch Heinrich II. hat einmal Veranlassung gefunden, weiter zu gehen. Wieder, wie schon früher, waren es die unteritalischen Dinge, die das deutsche Reich nötigten, mit größeren Aufwendungen einzugreifen.

Die Politik des griechischen Kaisers hatte in den apulischen Städten einen Aufstand hervorgerufen, und Papst Benedikt VIII., im Vertrauen auf den Sieg der Revolution und in der Hoffnung auf eigenen Machtgewinn, hatte den Aufständischen die Hand gereicht. Er hatte sich verrechnet, die griechischen Truppen schlugen den Aufstand nieder, gingen weiter vor und nötigten die Fürsten von Capua und Salerno

zur Unterwerfung. Eine ernste Gefahr für Rom zog vom Süden herauf, eine Gefahr für den Papst und für das deutsche Kaisertum. Als Hilfesuchender, wie schon mancher seiner Vorgänger, erschien Benedikt VIII. im Jahre 1020 in Deutschland.

Er fand Gehör. Im November des nächsten Jahres überschritt ein starkes deutsches Heer die Alpen, und schon im März 1022, nachdem die Truppen der italischen Fürsten hinzugetreten waren, begann der Feldzug gegen die Griechen. In zwei Heersäulen rückten die Deutschen von Benevent aus vor: die eine, vom Kaiser selbst geführt, wandte sich zur Küste des adriatischen Meeres und kam bis vor das feste Troja, das belagert wurde, die zweite, unter Erzbischof Pilgrim von Köln, nahm ihren Weg nach Westen, vertrieb die Griechen und ihren Anhang aus den Fürstentümern und nötigte diese zur Rückkehr unter die deutsche Oberhoheit. Inzwischen war auch Troja gefallen, das nächste Ziel war erreicht, die griechische Gefahr für den Augenblick beschworen, und da im Heere Krankheiten auftraten — man stand bereits im Juni — so verzichtete der Kaiser auf weitere Unternehmungen und trat den Rückzug an. Nach längerem Aufenthalt in Toskana und der Lombardei war er im Spätherbst wieder in Deutschland.

So vorsichtig und zurückhaltend die Politik des Kaisers im allgemeinen war, eine große Erwerbung hat er doch für das Reich ins Auge gefaßt und mit Eifer betrieben: die Angliederung des Königreichs Burgund.

Das Königtum dieses Landes hatte gegenüber dem hohen Adel und den Prälaten nie viel bedeutet und stets Anlehnung an die Nachbarn, bald an Deutschland, bald an Frankreich, gesucht. Rudolf III., machtlos, kränklich und kinderlos, der letzte seines Geschlechtes, suchte Schutz bei Heinrich, seinem Schwestersohn. Heinrich hat das ausgenutzt, um zunächst den Burgunder zur Abtretung Basels, des Brückenkopfes am Oberrhein und der Bischofstadt des Oberelsaß, zu nötigen. Schon 1006 wurde sie vollzogen. Zehn Jahre später erreichte er, daß der Neffe ihm die gesamte Regierung seines Reiches abtrat. Doch das erwies sich als undurchführbar. Zwei Feldzüge, die der Kaiser deswegen unternahm (1016 und 1018) — auf dem zweiten kam er bis an die Rhone — scheiterten. Er mußte sich begnügen, daß

ihm die Nachfolge des kinderlosen Königs zugesichert wurde. Das Eintreten des Erbfalls hat er nicht mehr erlebt, da er, der Neffe, vor dem Oheim starb. Seinem eigenen Nachfolger aber hat er aufs wirksamste vorgearbeitet.

Überhaupt nimmt sich die Regierung dieses Kaisers aus wie eine Zeit mühevoller Vorbereitung, planmäßigen Kräftesammelns. Es scheint, daß von den Zeiten Ottos III. her die Macht der Krone gemindert gewesen ist. Heinrich hat viel mit Widerständen und Auflehnungen im Reich zu kämpfen gehabt, mehr als seine beiden Vorgänger. Freilich stand er auch allein, nicht mehr umgeben von Brüdern, Vettern oder Schwiegersöhnen, die die Herzogtümer verwalteten. Seine beiden Brüder waren geistlich geworden; den einen machte er zum Bischof von Augsburg, den andern setzte er als Erzbischof nach Ravenna. Die Brüder seiner Gemahlin Kunigunde, Grafen von Luxemburg, die er sich zur Stütze ersehen hatte — einem von ihnen gab er sein väterliches Herzogtum Bayern — enttäuschten ihn und machten ihm durch ihre Unzuverlässigkeit viel zu schaffen. Erst am Ende seiner Regierung hörten diese inneren Schwierigkeiten auf.

Die festeste Grundlage des Thrones war immer die Kirche. Heinrich, in der Jugend selbst zum Geistlichen erzogen, hat ihr besondere Aufmerksamkeit gewidmet. In der Freigebigkeit für sie übertraf er seine Vorgänger. Fast überreich stattete er das neue Bistum Bamberg aus, das er 1007 zur Bekehrung der Slawen an Main und Rednitz stiftete. Mit größter Sorgfalt wachte er über die Bischofswahlen, die er ganz nach seinem Willen lenkte. Er verstand sich auf die Auswahl der Personen: nie früher oder später hat Deutschland eine solche Schar auserlesener Bischöfe besessen wie Burchard von Worms, den gelehrten Rechtskenner und sorgsamen Landesvater, oder Godehard von Hildesheim, den feingebildeten Schulmann und Erzieher, oder Meinwerk von Paderborn, der zwar herzlich unwissend, aber ein umso besserer Verwalter seiner Bistumsgüter war. Man darf wohl sagen, daß durch die Wirksamkeit solcher Männer, über und hinter denen der Kaiser stand, die deutsche Kirche wirtschaftlich und geistig auf eine höhere Stufe der Gesittung erhoben worden ist.

Vielleicht noch mehr bedeutete Heinrichs Fürsorge für die Klöster des Reichs. Sie waren vielfach zu Versorgungsstätten des Adels herabgesunken, in denen ein bequemes Leben herrschte und die Regel ein toter Buchstabe war. Heinrich schuf darin Wandel. Die Äbte, die er einsetzte, mußten für Beobachtung der Vorschriften sorgen, die Wirtschaft in guter Ordnung halten und die Schule pflegen. So hat in seinem Auftrag Godehard die Abteien Niederalteich in Bayern und Hersfeld in Hessen verwaltet und reformiert, ehe er Bischof von Hildesheim wurde, und ähnlich war es überall, in Fulda, in St. Gallen, auf der Reichenau usw. Klösterliches Leben und klösterliche Studien nahmen unter Heinrich einen lange nicht gesehenen Aufschwung.

In den Klöstern hat man ihm das keineswegs immer gedankt. Seine Reformen waren für die Betroffenen störend und drückend, und sie waren nicht einmal ausschließlich der Frömmigkeit gewidmet. Indem er die Klöster reformierte, stärkte er die Krone, denn die Vassallen der Bischöfe und Äbte bildeten den größeren Teil des Reichsheeres, und zu ihrer Ausstattung mußten die Güter und Einkünfte verwendet werden, die nicht zum Unterhalt der Mönche notwendig waren. Je strenger also diese lebten, desto größere Überschüsse wurden für die militärischen Bedürfnisse des Reiches frei. Das fühlte man wohl, und darum erzählte man sich später in den Klöstern, diesen Kaiser habe der Teufel geholt. Aber auch ein Bischof des Reiches, Thietmar von Merseburg, hat Heinrich in seinen Erinnerungen wegen dieser Ausnutzung der Kirchen für unkirchliche Zwecke getadelt.

Große Pläne betrieb der Kaiser noch. Im Verein mit dem französischen König, den er dafür gewonnen hatte, und dem Papst, der ihm alle Rücksicht schuldete, gedachte er eine Reform der abendländischen Kirche ins Werk zu setzen. Ein allgemeines Konzil sollte in Pavia zu diesem Zwecke zusammentreten. Es ist nicht mehr dazu gekommen, denn ehe die Berufung erlassen werden konnte, war der Kaiser, erst zweiundfünfzig Jahre alt, gestorben (13. Juli 1024). Im Dom zu Bamberg, seiner Stiftung, die Papst Benedikt VIII. 1020 geweiht hatte, liegt er begraben. Der Ehrgeiz der Bamberger hat es 122 Jahre später erreicht, den Stifter als Heiligen der Kirche an-

erkannt zu sehen, freilich auf Grund einer Legende, die dem Bilde des wirklichen Heinrich in keinem Zuge gleicht. Wir wollen es ihnen verzeihen, da es im Zusammenhang steht mit den herrlichen Kunstschöpfungen, die wir dort noch heute bewundern. Die Geschichte kennt Heinrich II. zwar nicht als den glänzendsten und erfolgreichsten, aber als einen der klügsten Vertreter des altdeutschen Kaisertums. Was er gesät hatte, das durften seine Nachfolger ernten. Es ist kein Zufall, daß unter ihnen das Kaisertum den Gipfel der Macht ersteigen konnte.

Auf der Höhe

Mit Heinrich II. war der Mannesstamm des sächsischen Königshauses ausgestorben. Aber in weiblicher Linie lebte das Blut Ottos des Großen fort in zwei Urenkeln Konrads des Roten, zwei Vettern, beide Konrad geheißen. Die Güter ihres Geschlechtes, das zu den vornehmsten des fränkischen Stammes und die Karolinger zu seinen Ahnen zählte, lagen am Mittelrhein auf dem linken Ufer bei Worms und Speier und in der heutigen Pfalz. Als sich die Fürsten zu Anfang September in Mainz zur Königswahl versammelten, fragte es sich nur, welchen von den beiden Konraden man dem andern vorziehen sollte. Nach kurzem Schwanken entschieden sich Franken, Bayern und Schwaben für den älteren. Am 7. September 1024 wurde er von ihnen erhoben und vom Erzbischof von Mainz sogleich gekrönt. Die Sachsen hatten gar nicht teilgenommen, und die Lothringer waren für den jüngeren. Sie zogen ab, ohne zu huldigen. Über ein Jahr hat es gedauert, bis sie sich entschlossen, die Wahl anzuerkennen, nachdem inzwischen auch die Sachsen sich unterworfen hatten.

Konrad II. war vierunddreißig Jahre alt, ein hochgewachsener, schöner Mann, von hellem Mutterwitz und scharfgeschliffener Rede. Manches treffende Wort von ihm blieb im Gedächtnis der Leute, wo dann ein klarer, gesunder Menschenverstand, aber auch ein harter, rücksichtsloser Sinn sich aussprach. Brutalität und Jähzorn waren die Schattenseiten eines eisernen Willens, mit dem sich auch ein gutes Maß von Schlauheit verband. Feinere Bildung, geistige Interessen waren ihm fremd; er war ganz Rittersmann, ein vorzüglicher Soldat, der am liebsten selbst mit der Waffe dreinschlug, aber auch mehr als das, ein Feldherr. Die Achtung, mit Furcht gemischt, die er den Leuten einflößte, drückte das geflügelte Wort aus, das bald in Umlauf kam: »Kaiser Konrad hat am Sattel seines Pferdes den Steigbügel Karls des Großen.«

Seine eigene Stellung war von Haus aus nicht ansehnlich gewesen. Die Güter der Familie waren zum größeren Teil an den jüngeren Vetter gekommen. Erst eine glänzende Heirat hatte ihn erhoben: die Herzoginwitwe Gisela von Schwaben erkor ihn zu ihrem Gemahl, und der Stiefvater und Vormund des jungen Herzogs Ernst bedeutete schon etwas unter den Fürsten. Die Hauptsache aber war die eigene Macht des Königtums, die Heinrich II. so klug zu mehren gewußt hatte: die reichen und gut verwalteten Güter allenthalben im Land, die Schar der ritterlichen Vassallen und nicht zuletzt die Verfügung über Bistümer und Abteien mit ihrem ungeheuern Reichtum und ihrem zahlreichen kriegerischen Gefolge. Mächtiger als Konrad II. ist in alter Zeit wohl kein deutscher König beim Regierungsantritt gewesen.

Die Macht sollte Konrad bald brauchen. Im langobardischen Reich machte wieder wie vor zweiundzwanzig Jahren ein Teil des Adels den Versuch, sich von Deutschland zu lösen. Man wandte sich nach Frankreich, suchte dort den König, fand ihn aber nicht. Weder der französische König Robert selbst noch der größte der Fürsten des Landes, Herzog Wilhelm von Aquitanien, bezeigte Lust, dem deutschen Herrscher die italische Krone streitig zu machen. Statt dessen erschien bei Konrad eine Abordnung der Bischöfe des Landes, geführt von Erzbischof Aripert von Mailand, und huldigte ihm im Namen aller. Zu Anfang des Jahres 1026 machte er sich auf, um sein italisches Königreich in Besitz zu nehmen.

Er fand es in voller Auflösung. In Pavia hatte die Bevölkerung sogar den königlichen Palast zerstört, jetzt schloß sie dem König die Tore. Konrad hat Gewalt brauchen, Kämpfe durchfechten müssen, und es hat Blut gekostet, bis der Widerstand überall gebrochen war. Dann ging es weiter nach Rom. Hier empfing man ihn gern. Der neue Papst aus dem Hause der Tuskulaner, Johann XIX., war der Deutschen Freund wie sein ganzes Geschlecht und beherrschte die Stadt. Er krönte Konrad am Osterfest 1027 zum Kaiser. Auch die unteritalischen Verhältnisse machten keine Schwierigkeiten mehr, denn soeben (1025) war in Konstantinopel der große Kaiser Basilius II. gestorben, der sein Reich mächtig erhoben und zuletzt noch an Rückeroberung von Italien gedacht hatte. Von seinen Nachfolgern war

nichts zu befürchten. Ohne Mühe erlangte Konrad die Huldigung der unteritalischen Fürsten. So konnte er noch vor Ablauf des Jahres wieder in Deutschland sein.

Hier erwarteten ihn Aufgaben im Osten und Norden, die ihre Lösung forderten.

In Polen hatte Boleslaw nach dem Tode Heinrichs II. auch die formelle Unterordnung unter das Reich abgeschüttelt, indem er sich (1025) zum König krönen ließ. Konrad hatte es zunächst hingenommen. Als aber Boleslaw bald darauf starb und sein Sohn Missiko im eigenen Lande Schwierigkeiten fand, beschloß der Kaiser, dieser östlichen Gefahr ein Ende zu machen. Ein erster Feldzug (1029) verlief zwar so unglücklich, daß die Polen zum Angriff übergehen und im nächsten Jahr sogar in Sachsen einfallen konnten. Aber einem gleichzeitigen Angriff, den die Deutschen und die mit ihnen verbündeten Russen im Jahre 1031 ausführten, hielt ihre Macht nicht stand. Missiko entschloß sich sogleich, die Lausitz herauszugeben, und zwei Jahre später, zum Zeichen der Unterwerfung, auch den Königstitel abzulegen. Damit war die Rolle Polens in der deutschen Geschichte für fast drei Jahrhunderte ausgespielt. Das Großreich zerfiel und bildete für die deutsche Ostgrenze fortan keine Gefahr.

Auch mit Dänemark hat Konrad II. einen langdauernden Frieden begründet, aber in anderer Weise. König Knut der Große, Herrscher auch in England und Norwegen, war mit dem Kaiser bei dessen Krönung in Rom zusammengetroffen, und hier ist der Grund gelegt worden für ein enges Bündnis zwischen Deutschland und dem nordischen Dreiländerreich. Für dieses Bündnis, das im Jahre 1035 durch Vermählung des Kaisersohnes Heinrich mit der dänischen Königstochter Gunhild äußerlich besiegelt wurde, hat Konrad ein Opfer gebracht, das dem Reich anscheinend wenig kostete. Der nördliche Grenzstrich, die Mark Schleswig, die schon seit einiger Zeit aufgegeben war, ist damals endgültig an Dänemark überlassen worden. Dänisch wurde sie damit freilich nicht, denn die Ansiedler, die sich dort niederließen, kamen von Süden her. Sie waren Deutsche und sind es geblieben.

Durch einen Verzicht hat Konrad auch das Verhältnis zu Ungarn friedlich zu regeln gesucht. Nach einem nicht glücklichen Feldzug,

dessen Anlaß wir nicht kennen, schloß er 1031 einen Frieden, durch den der Grenzstrich zwischen Fischa und Leitha an Ungarn abgetreten wurde. Dauernder Friede wurde freilich auch damit nicht erkauft.

Das große Ereignis dieser Jahre aber ist die Angliederung des burgundischen Reiches.

Der Erbvertrag, den Heinrich II. geschlossen hatte, war nach dessen Tod von burgundischer Seite sogleich für nichtig erklärt und sogar die Stadt Basel zurückgenommen worden. Als Erbe meldete sich jetzt und wurde auch anerkannt ein anderer Schwestersohn König Rudolfs, Graf Odo von der Champagne, unter den nordfranzösischen Fürsten der mächtigste. Konrad aber ließ das nicht gelten. Was seinem Vorgänger auf dem Throne zugestanden war, das sollte auch sein Recht sein. Es gelang ihm auch, seinen Anspruch durchzusetzen. Bei der Kaiserkrönung in Rom traf er mit König Rudolf zusammen, und hier wird verabredet worden sein, was alsbald nach der Heimkehr durch förmlichen Vertrag festgesetzt wurde: daß der deutsche König Erbe und Nachfolger des Burgunders sei.

Vielleicht hat diese burgundische Erbschaft den Anstoß gegeben zu der Empörung von Konrads Stiefsohn, Herzog Ernst von Schwaben. Der junge Herzog war durch seine Mutter Gisela verwandt mit dem Königshause von Burgund und mag sich daraufhin Aussichten auf diese Krone gemacht haben. Im Jahr 1025 erhob er sich gegen den Stiefvater. Zweimal überwunden und begnadigt, wiederholte er den Versuch ein drittes Mal und kam als Geächteter nach abenteuerlichem Dasein in der Wildnis des Schwarzwalds im Jahre 1030 im Kampf ums Leben. Sage und Dichtung haben um seine Person, die in der Erinnerung mit Ludolf, dem Sohne Ottos des Großen, verschmolz, ihren verklärenden Schleier gewoben. In der Geschichte aber hat ihm sein kaiserlicher Stiefvater mit der Hartherzigkeit, die ihm eigen war, die Grabschrift gesetzt. Als ihm der Tod des unglücklichen Jünglings gemeldet wurde, sagte er nur: »Bissige Hunde haben selten Junge.«

Zwei Jahre später (1032) starb König Rudolf von Burgund. Sofort wollte der Kaiser, dem Vertrage gemäß, die Hand auf das Reich legen. Aber eine starke Partei im Lande stellte sich ihm entgegen und rief den Grafen der Champagne herbei. Ein Feldzug, den Konrad

mit ungewöhnlicher Eile, ganz gegen die Gewohnheiten der Zeit, noch im Januar 1033 unternahm, kam wohl bis zum Neuenburger See, blieb aber hier infolge der Winterkälte und des zähen Widerstandes der Gegner stecken. Erst im nächsten Jahr konnte der Versuch wiederholt werden, mit ungleich größeren Mitteln und diesmal mit vollem Erfolg. Während der Kaiser selbst von Norden her vordrang, griff ein starkes italisches Heer, geführt von den Erzbischöfen von Mailand und Ravenna, von Süden aus an. Bei Genf vereinigten sich beide Armeen, aller Widerstand war erstickt, und das ganze Königreich, von der Aare bis zur Rhone und vom Rhein bis zum Mittelmeer, unterwarf sich dem deutschen Kaiser. Burgund bildete von jetzt an ein Nebenland der deutschen Krone.

Einen unmittelbaren Kraftzuwachs hat das deutsche Reich durch diese Erwerbung nicht gewonnen. Von ihren Vorgängern erbten die deutschen Könige im Lande selbst nur geringe Machtmittel. Die Herrschaft lag nun einmal in den Händen von geistlichen und weltlichen Landesherren, den Erzbischöfen und Bischöfen, den Grafen von Savoyen, der Dauphiné und Provence. Die deutschen Könige haben nicht versucht, diesen Zustand zu ändern. Für sie war der Besitz des Landes wertvoll wegen der Verbindung mit Oberitalien. Denn auf burgundischem Boden lagen die meisten und besten Übergänge über die Alpen, der Große Sankt Bernhard, der Mont Cenis, der Simplon und der Mont Genèvre, während man bis dahin für den Marsch nach Italien in der Hauptsache auf den Brenner angewiesen war. (Die kärntischen Pässe lagen zu weit ab, Splügen und Septimer waren schwierig, und der Sankt Gotthard ist erst am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gangbar gemacht worden.) Diese Rücksicht wird es auch gewesen sein, die die italischen Fürsten veranlaßte, die Eroberung des Landes so nachdrücklich zu betreiben. Auch sie wünschten und brauchten die engere Verbindung mit Deutschland.

Im Lichte späterer Ereignisse darf man der Einverleibung Burgunds in das Kaisertum noch eine andere Bedeutung beilegen. Der gegnerische Bewerber war ein französischer Fürst von bedeutender Macht. Hätte er die Krone gewonnen, so wäre französischer Einfluß im ganzen Gebiet der westlichen Alpen herrschend geworden. Ob es

dann heute noch eine deutsche Schweiz geben würde, vermag niemand zu sagen; sicher ist es nicht, ja, nicht einmal wahrscheinlich.

Der geographische Zusammenhang zwischen Italien und Deutschland, der durch die Einverleibung Burgunds geschaffen war, hat es Konrad II. erlaubt, auch auf politischem Gebiet eine engere Verbindung der beiden Länder zu erstreben.

Seit Otto I. ruhte die deutsche Macht und der deutsche Einfluß im italischen Königreich wesentlich auf den Bischöfen. Sie bildeten im allgemeinen die deutsche Partei, ihnen war es immer wieder zu danken, daß die deutsche Herrschaft erhalten blieb. Schon Heinrich II. hatte begonnen, diese Stütze zu verstärken, indem er sein Königsrecht dazu brauchte, die oberitalischen Bistümer mit deutschen Geistlichen zu besetzen. Konrad II. hat dies Verfahren immer öfter angewandt; unter ihm begegnet man zahlreichen Deutschen auf italischen Bischofsitzen. Er wollte aber noch weiter gehen und auch den weltlichen Adel des Landes an Deutschland fesseln. Zu diesem Zweck stiftete er Ehebündnisse zwischen den führenden fürstlichen Geschlechtern Oberitaliens — sie nannten sich dort Markgrafen — und dem hohen Adel Süddeutschlands. Die Erbin des Markgrafen von Turin, Adelheid, heiratete des Kaisers Stiefsohn, Herzog Hermann von Schwaben; die Nichte der Kaiserin und Pflegetochter des Kaiserpaares, Beatrix von Lothringen, wurde mit Bonifaz von Canossa vermählt, den Konrad zum Markgrafen von Toskana machte; die Erbtochter des schwäbischen Grafenhauses der Welfen von Ravensburg mußte dem Markgrafen von Este die Hand reichen. Durch solche Familienverbindungen meinte er wohl, die Opposition, die bisher im italischen Adel ihren Sitz hatte, zu besiegen.

Aber es war kaum möglich, Bischöfe und Fürsten zugleich vor den deutschen Wagen zu spannen. Zwischen ihnen bestand derselbe Gegensatz wie in Deutschland zu den Zeiten Konrads I. und Heinrichs I. Gegen die Gefahr, von den benachbarten Fürsten unterworfen zu werden, suchten auch die italischen Bischöfe Schutz beim König, und eben weil ihnen der deutsche Herrscher diesen Schutz verbürgte, hielten sie zu ihm. Die Gunst, die Konrad nun den Fürstenhäusern erwies, entfremdete ihm die Bischöfe.

Am meisten war durch diese Politik des Kaisers der Erzbischof

Aripert von Mailand getroffen. Dem herrschgewaltigen Manne, der die Bischöfe seiner Provinz in strenger Unterwürfigkeit um sich scharte, hatte Konrad viel zu verdanken. Umso tiefer fühlte jener sich gekränkt, daß sein Interesse nun so wenig Beachtung fand.

Dieser stille Zwiespalt wurde verhängnisvoll, da die Bischöfe der Lombardei eben um diese Zeit in schwere ständische Kämpfe gerieten, aus denen nur der Kaiser ihnen helfen konnte. Seit langem schon strebten die bischöflichen Vassallen danach, das Erbrecht an ihren Lehen ebenso anerkannt zu sehen, wie es in Frankreich längst bestand und in Deutschland sich einbürgerte. Die Bischöfe hatten sich dagegen gesträubt, um nicht die Herrschaft über das Gut ihrer Kirchen zu verlieren und selbst von ihren Stiftsritterschaften abhängig zu werden, und die beiden letzten deutschen Kaiser, sowohl Otto III. wie Heinrich II., hatten sich auf ihre Seite gestellt und die Erblichkeit der Kirchenlehen verneint. Aber die Ritter hatten sich dem nicht fügen wollen, und als Erzbischof Aripert ihnen unbeugsam entgegentrat, schritten sie zum offenen Aufstand, der sofort auf die benachbarten Bistümer übergriff. In geschlossenen Verbänden standen sich nun Ritter und Bischöfe der Lombardei gegenüber, die Bischöfe gestützt auf die Bürgerschaften ihrer Städte. Es ist der erste Kampf zweier Klassen der Gesellschaft, den die Geschichte des Mittelalters kennt, der erste Kampf zwischen Adel und Bürgertum. Im Jahre 1036 brach er offen aus, wobei die Ritter den Erzbischof und sein Bürgerheer vollständig besiegten. Beide Teile riefen nun nach dem Kaiser, und die Ritter drohten offen, wenn er ihnen kein Recht schaffe, wollten sie sich selbst helfen. Konrad antwortete: »Wenn Italien nach Gesetzen hungert, so wollen wir es sättigen.« Zu Ende des Jahres zog er über die Alpen.

Die Bischöfe haben jedenfalls darauf gezählt, daß der Kaiser ihre Partei ergreifen werde. Der Politik seiner Vorgänger hätte das entsprochen. Aber jetzt rächte es sich, daß die Beziehungen zwischen ihm und dem Mailänder schon getrübt waren. Der Kaiser mißtraute Aripert, er sah in ihm einen Verräter, und als zahlreiche Klagen gegen ihn einliefen, verurteilte er ihn. Aripert fügte sich dem Spruche nicht, wurde wegen Auflehnung geächtet und gefangengesetzt, verstand aber zu entkommen und entrollte nun offen die Fahne des

Aufstands. »Ich habe dem Kaiser zur Krone verholfen, ich werde sie ihm wieder nehmen«, so soll er sich gerühmt haben, und er handelte danach. Mit anderen Bischöfen bildete er eine Verschwörung zum Sturze des Kaisers und rief dessen alten Gegner, den Grafen Odo von der Champagne, zu Hilfe. Dieser machte auch einen Einfall ins Lothringische, wurde aber vom Herzog des Landes geschlagen und fand auf der Flucht den Tod.

Eine schlimme Gefahr war damit abgewendet, aber mit dem Aufstand des Erzbischofs fertig zu werden, wollte Konrad nicht gelingen. Er setzte ihn ab und ließ ihn durch den Papst aus der Kirche ausschließen; es half alles nichts. Mailand, die große Stadt mit den starken Mauern und der zahlreichen Bevölkerung — sie war der Hauptsitz der abendländischen Waffenindustrie — trotzte der Belagerung. Das Heer des Kaisers war nicht groß genug, eine strenge Einschließung durchzuführen, von Einnehmen war keine Rede. Daß unter diesen Umständen die Entscheidung der schwebenden Rechtsfrage gegen die Bischöfe ausfiel, war nur natürlich. Im Mai 1037 hat Konrad das Gesetz erlassen, das alle Lehen schlechtweg für erblich erklärt und die Entziehung von gerichtlichem Spruch abhängig macht.

Auf die militärische Entscheidung konnte man wohl gespannt sein. Der Kaiser hatte die vergebliche Belagerung Mailands vorläufig aufgehoben und sich nach dem Süden begeben. Dort hatte der Fürst von Capua erobernd um sich gegriffen und Nachbargebiete zu unterwerfen begonnen. Konrads Herannahen machte seiner Herrlichkeit ein rasches Ende. Er wurde abgesetzt und Capua dem Fürsten von Salerno verliehen. Im Sommer 1038 stand der Kaiser wieder in Ravenna, offenbar in Erwartung des Zuzugs aus Deutschland, der ihm die Bezwingung Mailands möglich machen sollte. Da brach in seinem Heer eine ansteckende Krankheit aus, es schmolz zusammen, auch viele Führer raffte der Tod dahin. Konrad verlor seine Schwiegertochter, die Königin Gunhild, und seinen Stiefsohn Hermann von Schwaben. Schließlich erkrankte er selbst. Der Feldzug mußte aufgegeben, der Rückzug nach Deutschland angetreten werden. Die Fortführung des Krieges gegen Mailand wurde den italischen Fürsten überlassen, die nicht mehr ausrichteten als ihr kaiserlicher Herr.



Otto I., Adelheid und Otto II. zu Füßen des Heilands

Aus: Adolf Goldschmidt, Die Elfenbeinskulpturen aus der romanischen Zeit.
(Verlag Bruno Cassirer, Berlin)



Otto III. Gleichzeitige Miniatur.

Phot. Braun, Paris und Dornach.

Dieser war als Kranker im September 1038 in Deutschland angelangt. Im Herbst erholte er sich. Aber im Frühling befiel ihn neues Leiden, und nach kurzer Krankheit starb er zu Nymwegen am 4. Juni 1039 im fünfzigsten Lebensjahr. Der Hofkaplan Wipo, der des Kaisers Taten für den Sohn und Nachfolger schrieb, erschöpft sich in Wehklagen um den Toten und im Lobe seiner Tugenden. Ehrlicher dürfte der Geistliche zu Hildesheim gewesen sein, der in seinen Annalen nach einigen Redensarten über Gottes verborgene Ratschlüsse kurz und trocken bemerkte: »Bei seinem Tode hat gewiß niemand geseufzt.« Konrad II. war nicht beliebt. Das würde wenig bedeuten, wenn über seine Regierung das Urteil unbedingt günstig lauten dürfte. Dem steht jedoch manches im Wege. Ob die Bahnen, die er in Italien einschlug, immer die richtigen waren, ist schwer zu entscheiden, unverkennbar jedoch, daß die Niederlage, mit der seine Regierung dort abschloß, und die Schwierigkeiten, die er seinem Nachfolger hinterließ, die unmittelbare Folge seines Tuns waren. Auch was er in Unteritalien verfügt hatte, die Vereinigung der Fürstentümer in einer Hand, hat sich schlecht bewährt und mußte später aufgehoben werden.

Unbedingt zu verurteilen aber ist die Art, wie der Kaiser die kirchlichen Angelegenheiten behandelte. Für sie fehlte ihm offenbar jedes Verständnis. Von planmäßiger Fortsetzung der Reformen, die Heinrich II. so erfolgreich begonnen hatte, war bei Konrad keine Rede. Er ließ sogar seine eigene Stiftung — die einzige, die er gemacht hat — das Hauskloster Limburg an der Hardt, bei seinen Lebzeiten verfallen, so daß es nie irgendwelche Bedeutung erlangt hat. Die Güter der Klöster und Kirchen beutete er rücksichtslos ans, ließ sich von Bischöfen und Äbten, die er willkürlich einsetzte, gehörig bezahlen, trieb also offen das Laster der Simonie, das die Kirche seit Jahrhunderten bekämpfte und verwünschte, und schente sich auch nicht, reiche Klöster gelegentlich an weltliche Fürsten zu verleihen. Vielleicht das schlimmste aber war, daß er bei der Auswahl der Bischöfe, die er einsetzte, keine glückliche Hand bewies. Völlig unfähige Männer wurden von ihm zu den höchsten Stellen erhoben, wo sie dann auch entsprechendes Unheil anrichteten. Wenn man sich erinnert, wie sehr die Regierung des Königs in Deutschland auf

die Bischöfe angewiesen war, so versteht man, was es zu bedeuten hatte, daß dieser Stand unter Konrad II. die frühere Höhe nicht behauptete. Manche Schwierigkeiten, mit denen der Nachfolger zu kämpfen hatte, erklären sich daraus.

Alles in allem wird man die Stärke von Konrads Regierung in ihren militärischen Leistungen zu sehen haben. Ihnen war die glückliche Lösung der polnischen und burgundischen Frage zu danken, Erfolge von bleibender Bedeutung, die das altdeutsche Kaisertum auf die Höhe äußerer Macht geführt haben. Das weitere blieb dem Nachfolger vorbehalten.

Heinrich III., des Kaisers einziger Sohn, zählte damals erst zweiundzwanzig Jahre, dem Vater äußerlich sehr gleich, im Wesen völlig anders geartet. Schon als Knabe zum König erhoben, war er sorgfältig unterrichtet worden, so daß er nach seinen Kenntnissen hätte Geistlicher sein können. Auch in der Auffassung des Lebens verriet er fast kirchliche Denkart, streng und ernst, früh gereift, im Innersten ergriffen von der pietistischen Strömung, die schon längst, von Frankreich ausgehend, das Abendland zu erobern suchte. Doch war er nichts weniger als ein schwächlicher Betbruder. Er liebte es, die eigene Person einzusetzen, und hat einmal den König von Frankreich zum Zweikampf gefordert. Bei allem glühenden Eifer, mit dem er sich frommen Bestrebungen hingab und die Übungen der Religion verrichtete, blieb er doch stets der König und Herr auch gegenüber der Kirche. Bedürfnisse des Reiches ihr zu opfern, ist ihm nie in den Sinn gekommen. Man wußte das und fürchtete ihn.

So geschah es auch zum Nutzen des Reichs, wenn Heinrich sich der Friedensbewegung anschloß, die eben damals in Südfrankreich und Burgund ihre ersten Erfolge errang. Gegenüber dem Zustand allgemeiner Unsicherheit, die das Fehderecht des Adels erzeugte und gegen die weder König noch Fürsten einschritten — nach germanischer Auffassung war Fehde das Recht des freien Mannes und Blutrache eine Pflicht — hatten südfranzösische Bischöfe zur Selbsthilfe gegriffen und den Gottesfrieden verkündigt, der darin bestand, daß von Mittwoch abend bis Montag früh die Waffen ruhen sollten, bei Strafe des Ausschlusses vom Sakrament. Die heilsamen Wirkungen

dieser Maßregel lernte Heinrich kennen, als er im Jahre 1042 sein burgundisches Königreich besuchte, wo im Jahre vorher der Gottesfriede eingeführt war. Er beschloß, ihn in Deutschland nachzuahmen, aber nicht mit den Machtmitteln der Kirche, sondern kraft königlichen Gebots. Mehrfach ist er in den folgenden Jahren vor der Versammlung von Fürsten und Volk als Redner aufgetreten mit der Mahnung, daß jedermann seinen Feinden verzeihe, wie er selbst es tue. Der Erfolg war unmittelbar, denn der König sprach hinreißend, wie nur je ein Bußprediger. Es wirkte ergreifend, wenn auf sein Wort und nach seinem Beispiel am Abend nach siegreicher Schlacht das ganze Heer auf die Knie fiel und jeder einzelne Besserung und Versöhnung gelobte. Ein »nie dagewesener Friede« herrschte nach dem Zeugnis eines Chronisten dort, wo man die Stimme des Königs gehört hatte.

Aber die Wirkung hielt nicht an, und ein Friedefürst ist Heinrich III. wahrlich nicht gewesen. Von Kampf und Krieg ist seine ganze Regierung erfüllt.

Da gab es gleich anfangs Schwierigkeiten im Osten. Herzog Bretislaw von Böhmen hatte den Niedergang Polens benützt, um sich nach dieser Seite auszudehnen. Das durfte nicht geduldet werden, so wenig wie Polen durfte Böhmen eine Großmacht werden. Heinrich zog schon 1040 gegen den Herzog zu Felde, hatte aber kein Glück. Erst im folgenden Jahre gelang ihm die Besiegung des Gegners. Barfuß erschien Bretislaw vor ihm und warf sich, um Gnade flehend, zu Boden. Ihm wurde verziehen, doch mußte er aufs neue als Vassall des Königs Treue und Gehorsam schwören in der ausdrucksvollen Form jener Tage, kniend und die gefalteten Hände in die Hände des Herrn gelegt. Alle seine Eroberungen in Polen und Schlesien mußte er herausgeben, nur Mähren wurde ihm gelassen. Die Unterwerfung war endgültig, Böhmen hat von da an dem deutschen Reiche oft und wirksam gedient.

Weniger glücklich war Heinrich gegenüber Ungarn. Wohl endeten drei Feldzüge, die er in den Jahren 1042—1044 dorthin unternahm, mit dem glänzenden Sieg an der Raab, der den Namen des jungen Königs weithin berühmt machte. Im Friedenschluß bekannte sich König Peter als Vassall des Reiches und gab das Grenzland westlich

der Leitha zurück. Aber der Erfolg ließ sich nicht behaupten. Peter wurde schon im nächsten Jahr durch einen Aufstand vertrieben, der sich auch gegen das Christentum wandte, und als Heinrich, um ihn zurückzuführen, 1051, dann nochmals 1052 den Krieg unternahm, kam der Mißerfolg einer Niederlage sehr nahe. Der deutsche Einfluß in Ungarn hörte auf, und die deutsche Oberhoheit ging verloren.

Mittlerweile hatten die Ereignisse den König auch nach Italien gerufen. Nicht wegen Mailands, denn Heinrich, der das Verfahren des Vaters von Anfang an mißbilligt hatte, zögerte nicht, Frieden zu schließen, indem er dem Erzbischof seine Würde wiedergab. Und so fest saß trotz allem Vorgefallenen die deutsche Herrschaft im Königreich, daß die Begnadigung Ariperts genügte, die Ruhe und den früheren Zustand wiederherzustellen. Dafür waren in Rom Dinge geschehen, die Heinrichs Eingreifen erforderten.

Hier war das Haus der Tuskulaner Grafen im Jahre 1044 durch einen Aufstand gestürzt und vertrieben worden. Auch der Papst, der diesem Geschlecht angehörte, Benedikt IX., hatte die Stadt verlassen und zusehen müssen, wie die Gegner einen neuen Papst, Silvester III., einsetzten. Das war von kurzer Dauer, schon 1045 konnte Benedikt zurückkehren, und an Silvester war jetzt die Reihe, zu verschwinden. Aber der junge Tuskulaner, der, wenn man den Zeitgenossen glauben darf, zum mindesten eine wenig geistliche Natur gewesen sein muß, hatte keine Freude mehr an seinem hohen Amt, dessen Grundlage, die Herrschaft seiner Familie, offenbar erschüttert war. Als man ihm eine Abfindung in Geld anbot, verzichtete er zugunsten eines frommen und angesehenen Priesters, Johannes Gratianus, der nun als Gregor VI. den päpstlichen Stuhl bestieg. Aber die Gegner Benedikts scheinen sich auch jetzt nicht beruhigt zu haben, so daß der Thron Gregors nichts weniger als fest stand. Er beeilte sich deshalb, Heinrich entgegenzugehen, als dieser im Herbst 1046 an der Spitze eines Heeres in Oberitalien erschien. Es gelang ihm nicht, den König für sich zu gewinnen. Die Anklage der Gegner nahm Heinrich an. Sie lautete auf Simonie, und es war nicht zu leugnen, Gregor hatte, wenn auch in der besten Absicht, die päpstliche Würde erkauft. Die Synode, die der Kaiser im Dezember 1046 in Sutri versammelte, verurteilte ihn, er mußte abtreten und wurde nach Deutschland ge-

bracht, wo er bald gestorben ist. Auch Silvester III. wurde sogleich für abgesetzt erklärt. Dasselbe Schicksal traf Benedikt IX. einige Tage darauf (24. Dezember) in Rom.

Sogleich schritt man zur Neuwahl. Sie erfolgte ganz nach dem Willen des Königs, der den Bischof Suidger von Bamberg bezeichnet hatte. Als Klemens II. vollzog dieser am Weihnachtsfest an Heinrich die Kaiserkrönung. Zugleich wurde durch Beschluß des römischen Volkes dem neuen Kaiser die Würde des römischen Patritius erblich übertragen. Die Selbstregierung der Stadt, wie sie seit dem Tode Ottos III. bestanden hatte und von dessen beiden Nachfolgern geduldet worden war, fand damit ein Ende. Rom wurde eine kaiserliche Stadt, die Herrschaft über sie gehörte von nun an dem deutschen König und damit zugleich die Verfügung über die römische Kirche. Denn mit der Stellung des Patritius war die maßgebende Stimme bei der Papstwahl verbunden, ein Recht, das nun ebenfalls auf den Kaiser und seine Nachkommen überging.

Heinrich III. ist noch dreimal in den Fall gekommen, dieses Recht auszuüben, und jedesmal hat er die Wahl eines deutschen Reichsbischofs bewirkt. Als Klemens II. schon 1047 starb, benannte er Poppo von Brixen (Damasus II.), nach dessen Tode Bruno von Toul (Leo IX.), und als dessen Regierung schon nach fünf Jahren ihr Ende fand, Gebhard von Eichstätt, Viktor II. (1054). Nicht deutlicher als durch diese viermalige Papstwahl hätte der Kaiser es machen können, daß er nach einem festen Grundsatz handelte: der Papst sollte immer ein Deutscher sein. Nur so waren beide ihrer Herrschaft über Rom ganz sicher, der deutsche Papst, vom deutschen Kaiser erhoben und gestützt, sollte für ihn Stadt und Kirche regieren. Es war die Vollendung des Systems, das Otto der Große begründet, Heinrich II. und Konrad II. ausgebaut hatten, Italien durch ergebene Bischöfe, womöglich Deutsche, verwalten zu lassen.

Es bedeutete aber noch mehr. Durch den deutschen Papst konnte der Kaiser die Kirchen des ganzen Abendlands mittelbar beherrschen. Das Mittel dazu war die Reform. Daß sie ein dringendes Bedürfnis sei, ward eigentlich nirgends bestritten. Nur äußerlich, durch Kleidung und Tonsur, unterschied sich der Klerus an vielen Orten von den Laien, die Vorschriften, die sein Leben regeln sollten, hatten vielfach

ihre Geltung verloren. Ämter und Pfründen, Bistümer und Abteien waren Werte des wirtschaftlichen Lebens wie alles andere, um ihrer Einnahmen willen geschätzt und darum auch nicht selten gekauft und verkauft. Die Ehelosigkeit der Geistlichen war fast eine Ausnahme geworden, und nicht selten kam es vor, daß ein Priester die Güter seiner Kirche seinen Nachkommen überließ. Sogar vom Vater auf den Sohn konnte ein kirchliches Amt sich vererben.

Die Bewegung, die sich gegen diese Zustände richtete, hatte Heinrich II. zu leiten vorgehabt und war darüber gestorben. Konrad II. hatte sich nicht um sie gekümmert. Aber sie war umso stärker angeschwollen, getrieben und getragen vornehmlich von mönchischen Kreisen, die ihre Mittelpunkte in Lothringen, in Oberitalien, den stärksten in Cluny hatten. Heinrich III. war innerlich ganz davon ergriffen. Als er Rom unterworfen hatte, stellte er mit großem Entschluß sich an die Spitze der Reform. Seine deutschen Päpste sollten Rom selbst und von Rom aus die ganze Kirche zur Beobachtung der alten Vorschriften zurückführen. Den Schutz und Rückhalt weltlicher Macht, dessen sie dazu bedurften, lieh er ihnen; der Einfluß, den sie dadurch überall gewannen, kam wiederum der Macht des Kaisers zugute.

Einer unter den deutschen Päpsten ist es hauptsächlich gewesen, der dieses Werk mit voller Kraft und Hingabe ergriff, Leo IX. (1049 bis 1054), der einstige Bischof Bruno von Toul. Er zuerst begnügte sich nicht damit, die alten Vorschriften gegen Ämterverkauf und Priesterehe zu wiederholen, er machte Ernst mit der Ausführung und legte selbst Hand an. Die Übertreter mußten verschwinden, Besseren Platz machen. Der Papst selber visitierte, verhörte, setzte ab und ein. Zu diesem Zweck sah man ihn beständig unterwegs, von Kalabrien bis nach Mainz und von Reims bis nach Ungarn. Das hatte man noch nie erlebt. Das Papsttum, bisher eine fremde, unbekannte Macht, trat mitten unter die Leute und gewöhnte männiglich daran, daß von Rom aus wirklich regiert wurde. Daß man sich ihm unterwarf, verstand sich von selbst; denn abgesehen von der Furcht vor dem Namen des heiligen Petrus — jedermann wußte, hinter dem Papste stand der Kaiser mit seiner ganzen Macht. Ein glänzendes Zukunftsbild erschien, wenn dieser Zustand sich einbürgerte und seine vollen

Früchte trug: Kaiser und Papst einig in Gesinnung und Absicht, aufeinander angewiesen durch die Gleichheit ihrer Interessen, zusammen stark genug, die Welt zu führen und zu beherrschen.

Aber dieses Bild gehörte der Zukunft. Die Gegenwart, mit der der Kaiser zu ringen hatte, war düster und schwer. Die Gleichgültigkeit, mit der Konrad II. die Kirche behandelt hatte, strafte sich an seinem Sohne. Überall waren die Bischöfe gegenüber den weltlichen Großen ins Hintertreffen geraten. Mit Mühe wehrte sich der Erzbischof von Bremen gegen den Herzog der sächsischen Nordmark, der die Besitzungen des Erzstifts an sich zu bringen suchte. Ähnlich stand der Bayernherzog zum Bischof von Regensburg. Da der Kaiser für die Kirchen eintrat, bekam er es mit den Fürsten zu tun. Aufstände, Verschwörungen und Pläne zu seiner Ermordung lösten einander ab. Allerorten warf man ihm vor, er habe die edlen Antriebe seiner ersten Jahre verloren, sei habgierig und sorglos geworden. Nichts war grundloser als dieser Vorwurf. Mit dem Aufgebot aller Kraft kämpfte Heinrich gegen die Herzoge, in Bayern, in Kärnten, in Sachsen, am längsten und schwersten in Lothringen.

Auch hier hatte er einen Fehler seines Vaters zu büßen. Konrad hatte das Herzogtum, das seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts in Ober- und Niederlothringen geteilt war — das Moselland einerseits, Niederlande und Belgien anderseits — wieder vereinigt. Das war nicht unbedenklich: eine so starke Macht an der stets gefährdeten Westgrenze konnte einen Herzog ebensogut zu Abfall und Unabhängigkeit im Bunde mit Frankreich reizen, wie zur Abwehr gegen Frankreich befähigen. Die Teilung war vom deutschen Standpunkt entschieden das zweckmäßigere. Heinrich III. benützte denn auch sogleich den Tod des Herzogs (1044), um sie wiederherzustellen, indem er beide Söhne des Verstorbenen zu Herzogen machte. Er hielt die Teilung auch aufrecht, als der jüngere bald darauf starb und der ältere das Ganze für sich forderte. Dieser, Gottfried der Bärtige, war ein wilder, unbändiger Geselle, dem es nicht darauf ankam, in der Wut des Kampfes auch eine Kirche niederzubrennen, aber ein Mann von unbeugsamer Willensstärke und Ausdauer. Immer wieder hat er sich gegen den Kaiser erhoben. Besiegt und gefangen, dann begnadigt, steht er binnen kurzem wieder in Waffen, reißt

die ganze weltliche Fürstenschaft der Niederlande mit sich in den Aufstand, so daß die königliche Gewalt zeitweilig nur noch von den Bischöfen — wir beobachten auch hier den alten Gegensatz — aufrechterhalten wird. Es kam so weit, daß Heinrich, selbst durch den Krieg gegen Ungarn gefesselt, kein anderes Mittel sah, als den Teufel durch Beelzebub auszutreiben und Gottfried die Niederwerfung des Aufstands zu übertragen.

Da überraschte ihn dieser durch einen neuen Streich. Er war nach Italien geeilt und hatte dort die Hand der kürzlich verwitweten Markgräfin Beatrix von Toskana errungen. Das konnte der Kaiser nicht leiden. Abgesehen von der Verletzung des Rechts — die Witwe eines Vasallen durfte sich ohne Zustimmung des Herrn nicht wieder verheiraten — den alten Gegner im Herzen Italiens, an der Straße, die über den Appennin nach Rom führte, zu wissen, war ein unerträglicher Gedanke. Er sandte den Städten Toskanas Befehl, den Eindringling zu verjagen, und sie führten ihn aus: Gottfried mußte weichen. Dann kam Heinrich selbst herbei, verhaftete Beatrix mitsamt ihrer Tochter Mathilde und führte sie mit sich nach Deutschland (1055).

Der Kaiser mußte unbedingt Herr über die Machtmittel Italiens bleiben, denn dort war im Jahr vorher ein Unglück geschehen, dessen ganze Tragweite erst mit der Zeit offenbar werden sollte. Um es zu verstehen, müssen wir weit zurückgreifen.

In den Kämpfen zwischen Griechen und Langobarden, die zur Zeit Heinrichs II. Unteritalien erfüllten, waren zum erstenmal Leute aus der Normandie als Söldner aufgetreten. Ihre Vorfahren, die »Nordmänner«, waren vor hundert Jahren als Seeräuber aus Dänemark nach Nordfrankreich gekommen und dort angesiedelt worden. Sie hatten dem Lande den Namen der Normandie gegeben, waren aber selbst nach Sprache und Sitte bald vollständig Franzosen geworden. Aber noch nach Menschenaltern regte sich in diesen verwelschten Skandinaviern das nordische Blut. Von Kampfesfreude, Abenteuerlust und Gewinnsucht lassen sich auch die späten Enkel noch in der halben Welt umhertreiben, Gefahren so wenig achtend wie Entfernungen. Sie dienen dem, der sie bezahlt und ihnen Beute verspricht, ob daheim oder in der Fremde, ist ihnen gleich, als vorzügliche Soldaten,

mutig bis zur Tollkühnheit, gewandt und schlau. So findet man sie an den Küsten des Mittelmeeres, im Heer des griechischen Kaisers, so sind sie auch nach Unteritalien gekommen, wo der Krieg eigentlich nie ganz aufhörte. Sie haben hier bald für diesen, bald für jenen Herrn, heute für den Fürsten von Capua, morgen für den griechischen Statthalter von Apulien gefochten. Um sich ihre Dienste zu sichern, hat man sie in den Fürstentümern angesiedelt, ihnen Landgüter und Burgen gegeben und ihre Führer zu Verwaltern ganzer Bezirke gemacht. Nun kamen ihrer immer mehr, bald wimmelte es in Unteritalien von normännischen Rittern, die in dem schönen Land ihr Glück machen wollten. Sie treiben den Krieg gegen die Griechen dem Namen nach für die Fürsten von Capua und Salerno, in Wahrheit für eigene Rechnung, sie verteidigen auch nicht mehr, sie greifen an und behalten, was sie nehmen können. Als Heinrich III. nach seiner Kaiserkrönung zu Beginn des Jahres 1047 nach Unteritalien kam, um die dortigen Verhältnisse zu ordnen, fand er schon eine Anzahl dieser Abenteurer, als Vassallen der Fürsten über Land und Leute gebietend, vor. Sein Bestreben mußte damals dahin gehen, die gefährliche Macht des großen Fürstentums, das Konrad II. durch Vereinigung von Capua und Salerno geschaffen hatte, in die Schranken zu weisen. Er hob deshalb die Verbindung der beiden Fürstentümer auf, gab Capua dem früher abgesetzten Fürsten zurück und löste auch zwei der angesehensten und stärksten Führer der Normannen aus der Unterordnung unter Capua, indem er sie als reichsunmittelbare Fürsten, den einen, Rainulf, mit der Grafschaft Aversa bei Neapel, den andern, Drogo, mit dem Herzogtum Apulien, belehnte.

Heinrichs Verfahren konnte als klug berechnete Maßregel gelten. Ein System des Gleichgewichts der Kräfte wurde dadurch geschaffen, das Ansehen und der Einfluß des Kaisers gestärkt. Aber die neuen Reichsvassallen machten bald alle Berechnungen zuschanden. Unterstützt vom Zustrom immer neuer Nachzügler griffen sie unaufhaltsam um sich, nahmen den Griechen einen Landstrich und eine Stadt nach der andern, plünderten und beraubten die Fürsten in Capua und Salerno und machten sie von sich abhängig. In wenigen Jahren beherrschten sie die gute Hälfte von Unteritalien, überall als Landplage empfunden. Ihre räuberischen Landsknechtsitten hatten sie nicht ab-

gelegt, und in ganz Italien kannte man nichts Schlimmeres als diese ritterlichen Strauchdiebe. Als Feinde der Christenheit wurden sie angesehen wie die Sarazenen: »Agarener«, Söhne der Hagar, ist ihr gewöhnlicher Name.

In ihrem Drang nach Erwerb und Ausbreitung hatten sie sich nicht gescheut, auch die Interessen der römischen Kirche zu verletzen. Gegenden, die diese als zum Kirchenstaat gehörig betrachtete, hatten sie angegriffen. Leo IX. beschloß darum, sie zu vernichten. Der Augenblick war günstig, denn eben war Drogo von Apulien gestorben und der Erbe noch ohne Ansehen. Leicht waren die Fürstentümer zum Bündnis gewonnen, auch der griechische Statthalter in Bari sagte seine Mitwirkung zu. Aber die Hauptsache mußten Deutschland und der Kaiser tun. Das Reichsheer sollte dem Papst zur Verfügung gestellt werden. Schon hatte Heinrich dies zugesagt, da erhob der Reichskanzler Gebhard von Eichstätt Einspruch. Denn eben brach in Bayern und Kärnten der Aufstand der Herzoge aus, der Kaiser brauchte seine Truppen selbst.

Aber Leo wollte sich nicht entmutigen lassen. Als Sohn des mächtigen und reichen Hauses der Grafen von Egisheim im Elsaß mit dem ganzen schwäbischen Adel verwandt und versippt, selbst hochangesehen, traute er sich zu, durch seine Verbindungen und durch die Aussicht auf irdischen und himmlischen Lohn eine genügende Menge von Kämpfern aus Süddeutschland unter der Fahne des heiligen Petrus zu versammeln. Seine Werbung fand auch starken Zulauf, und mit einem zahlreichen, aber bunt zusammengelesenen Heer konnte er im Frühling 1053 den Feldzug antreten.

Er führte zum kläglichen Mißerfolg. Um sich mit den Griechen in Apulien zu vereinigen, war Leo mit seinen deutschen und süditalischen Truppen von Monte Cassino ostwärts an die adriatische Küste marschiert. Aber inzwischen hatten die Normannen das griechische Heer bereits geschlagen, und nun erlitt am 23. Juni 1053 der Papst das gleiche Schicksal bei Civitate, unweit vom Westfuße des Monte Gargano. Leos zusammengewürfelte Banden hielten der überlegenen Kampfweise der Normannen nicht stand, sie wurden zersprengt, aufgerieben und der päpstliche Feldherr selbst gefangen. Ein halbes Jahr hielt man ihn fest, dann ließ man ihn ziehen, einen

gebrochenen Mann, der schon wenige Wochen nach der Befreiung, im März 1054, den erlittenen Aufregungen und Strapazen erlag.

Dies war der Augenblick, in dem Gottfried der Bärtige den Versuch machte, sich zwischen Deutschland und Rom zu schieben, indem er sich Toskanas bemächtigte. Man versteht, daß der Kaiser alles in Bewegung setzte, diesen Plan zu durchkreuzen, und daß er zum Nachfolger Leos den klügsten Mann Deutschlands, seinen Kanzler Gebhard, bestimmte.

Als Viktor II. nahm dieser sofort den Plan seines Vorgängers auf. Um mit voller Kraft auftreten zu können, ließ er sich die Reichsverweserschaft in den südlichen Bezirken Italiens übertragen. Auch der Kaiser hatte jetzt die Hände freier. Der Aufstand in Bayern und Kärnten war erloschen und mit Gottfried dem Bärtigen die Verständigung gefunden, so daß jener Toskana aufgab und als Herzog von Niederlothringen die Wiederherstellung der Reichsgewalt in den Niederlanden übernahm. Die Kräfte des Reiches konnten gesammelt und voll eingesetzt werden, um dem unerträglichen Zustand in Unteritalien ein Ende zu machen. Wenn dies gelang, die vereinigte Macht von Kirche und Reich den Süden der Halbinsel beherrschte, dann war der Horizont der Zukunft frei. Dann stand das deutsche Kaisertum unbestritten an der Spitze des ganzen Abendlands, ohne ernsthaften Gegner, ohnegleichen an äußerer Macht, führend auf dem Gebiete der Religion und Sitte, eine doppelte Vormacht, gegründet auf die Kraft der Waffen und der Ideen. Die Zukunft gehörte ihm.

Um die Einzelheiten des gemeinsamen Vorgehens mit dem Kaiser zusammen festzustellen, war Papst Viktor im Sommer 1056 selbst nach Deutschland gekommen. Es gab doch noch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. Mißernte und Hunger drückten allenthalben auf Land und Volk, der sächsische Markgraf ließ sich von den Wenden überfallen und fand mit einem großen Teil seiner Leute am Zusammenfluß der Elbe und Havel zu Anfang September den Tod. Dem Kaiser ging das alles sehr nahe, er erkrankte, und nach einer Woche war es aus mit ihm. Am 5. Oktober 1056 starb er zu Bodfeld am Harz.

Er hinterließ nur einen Sohn, der ihm nach drei Töchtern im Jahre 1050 zu allgemeinem Jubel geboren war. Seit drei Jahren

war der kleine Heinrich IV. auch König. Die Sorge für ihn und das Reich hatte der Kaiser sterbend dem Papst übertragen. Dieser bewies seine große Klugheit, indem er der neuen Lage biegsam sich anpaßte. Eine Regentschaft bedurfte starker Sicherheiten im Innern, wenn sie nach außen handelnd auftreten wollte. Gottfried der Bärtige mußte gewonnen werden, sonst konnte man jeden Tag auf Empörung und Bürgerkrieg gefaßt sein. Papst Viktor zog daraus die Folgerung und übergab Herzog Gottfried auch die Markgrafschaft in Toskana. Mit ihm zusammen gedachte er Italien zu beherrschen und die unteritalische Frage zu lösen. Es war das allein Mögliche in der Lage, in die das Reich durch den frühen Tod des Kaisers gestürzt war.

Da starb am 28. Juli 1057 auch Viktor II. Nun erst war das Reich völlig verwaist, und eine schreckliche Zeit begann. Der ganze Fluch einer vormundschaftlichen Regierung entlud sich über Deutschland, alles, was Heinrich III. gewonnen, ging wieder verloren, und das Kaisertum, das eben noch auf der Höhe gestanden und die stolzeste Zukunft vor sich offen gesehen hatte, war bald genötigt, einen Kampf um sein Dasein zu führen, in dem es fast untergegangen wäre.

Ehe wir weitergehen, werfen wir einen Blick auf das Erreichte.

Bald ein Jahrhundert war nun Deutschland mit Italien, seit einem Menschenalter auch mit Burgund unter dem gleichen Herrscher verbunden. In keiner Weise waren die inneren Einrichtungen der drei Länder davon betroffen; ein jedes hatte die seinen unverändert behalten dürfen und war nach seinen Überlieferungen verwaltet worden. Doch hatte die Vorstellung sich schon eingewurzelt, daß sie, und daß insbesondere Deutschland, Italien und Rom eine Einheit bildeten, in der Deutschland die Führung zukomme. Zusammen stellten sie jetzt das römische Reich dar, und der König, den die Deutschen erhoben, war ohne weiteres auch Herrscher in Italien, in Rom, in Burgund. In Burgund hat es seit 1034 eine Königswahl nicht mehr gegeben, und auch im italischen Königreich ist sie seit Konrad II. verschwunden. Den Kaisertitel freilich verlieh erst die Krönung und Salbung von der Hand des Papstes, aber als rechtmäßiger Herrscher galt der deutsche König doch schon vorher in Rom und den römischen Gebieten. Am deutlichsten wird diese staatsrechtliche Verschmelzung durch den neuen Titel, der seit etwa 1040 für den noch nicht gekrönten

Kaiser aufkommt: König der Römer wird er genannt. So ist das deutsche Reich ein römisches Reich und der deutsche König ein römischer König geworden. Sind die Deutschen selbst auch keine Römer, so knüpft ihre Herrschaft doch an das Gedächtnis des Weltreiches an, das einst die Römer besaßen. Der Gedanke, den Otto III. zuerst zu verwirklichen versucht hatte, indem er das alte Römerreich von Rom selbst aus wieder erstehen lassen wollte, war jetzt in anderer Form lebendig geworden, nicht als geschichtliche Romantik, sondern als nüchterne Wirklichkeit, den Zeitgenossen ohne weiteres sichtbar und greifbar, weniger durch das wiederholte Erscheinen eines deutschen Herrschers südlich der Alpen, die gelegentlichen Maßnahmen, die er traf, die Strafen, die er verhängte, als durch das ständige Walten deutscher Bischöfe im italischen Land und jetzt auch eines deutschen Papstes in der Ewigen Stadt.

Wie dieser Zustand zu erhalten sei, nachdem sein Schöpfer gleichsam im Ersteigen des Gipfels ins frühe Grab gesunken war, diese Frage erwartete jetzt ihre Antwort.

Im Kampf mit dem Papsttum

Die Regierung für den unmündigen König lag mit seiner Erziehung in den Händen der Mutter, der verwitweten Kaiserin. So hatten einst Theophanu und Adelheid regiert, bis Otto III. herangewachsen war. Aber Agnes von Poitou, die Tochter des großen Wilhelm von Aquitanien, war keine Theophanu und keine Adelheid. Eine schwache, unbedeutende Frau, kannte sie nur die Leidenschaft kirchlicher Devotion, die sie zuletzt ins Kloster geführt hat. Einflüssen ihrer Umgebung war sie widerstandslos preisgegeben. Und sie fand neben sich keinen Willigis. Ihre Maßregeln, zumal die Auswahl der Personen, waren meist unglücklich. Die schlimmsten Feinde ihres Sohnes sind von ihr erhöht worden. An die Spitze des Reichsklerus, auf den Erzstuhl von Mainz, wohin ein kluger und starker Mann jetzt mehr denn je gehört hätte, setzte sie den weichen, frömmelnden Mönch Siegfried, der in den Kämpfen der nächsten Zeit, statt zu führen, haltlos hin und her geschwankt und schließlich die Krone im Stiche gelassen hat. Zur besonderen Stütze erkor sie sich den burgundischen Edelmann Rudolf von Rheinfelden; sie machte ihn zum Herzog von Schwaben und gab ihm die Hand ihrer Tochter. Sie hat es noch erleben müssen, daß er sich als Gegenkönig aufstellen ließ. Bayern verlieh sie einem reichen Mann aus Sachsen, Otto von Nordheim. Der sollte der erste Gegner des jungen Königs werden und ist immer sein gefährlicher Feind geblieben.

Fünf Jahre hat sich dieses Regiment halten können, dann war das Maß des Unwillens voll. Es bildete sich eine Verschwörung, der fast alle größeren Fürsten angehört zu haben scheinen, zum Sturz der Kaiserin. Zu Pfingsten 1062, als der Hof zu Kaiserswerth im Rhein sich aufhielt, wurde der junge König überfallen, auf ein Schiff gebracht und entführt. Umsonst sprang der Knabe ins Wasser, um die Freiheit zu gewinnen. Er wurde zurückgeholt und blieb gefangen.

Wer die Person des Königs hatte, der hatte die Regierung, und so regierten nun die Fürsten, die sich seiner bemächtigt hatten.

War es vorher schlimm gewesen, so wurde es jetzt ärger. Jeder forderte und nahm sich seinen Anteil an der Macht, und jeder sorgte nur für sich. Herzoge und Bischöfe wetteiferten in der Aneignung von Gütern und Einkünften, eine Ausplünderung des königlichen Vermögens griff Platz, von der schon die erhaltenen Urkunden eine Ahnung geben, wenn sie zeigen, daß der König in den nächsten drei Jahren elf Abteien, vier große Höfe, eine Stadt und eine Burg an verschiedene Bischöfe verschenkt, den Herzogen von Bayern und Schwaben die Klöster Alteich und Kempten und dem Erzbischof von Köln den neunten Teil seiner baren Einnahmen überlassen hat. So wurde das Reich von den Regenten beraubt.

Zwei unter ihnen übertrafen alle anderen, die Erzbischöfe Anno von Köln und Adalbert von Bremen. Anno war durch die Gunst des verstorbenen Kaisers vom Hofkaplan zum Propst von Goslar und zum Erzbischof emporgestiegen. Er hat es schlecht gedankt. Ein harter, selbstsüchtiger Charakter mit einer unangenehmen Beimischung von Frömmelei, hat er Macht und Einfluß, die ihm zufielen, zu eigenen Zwecken mißbraucht, sich selbst bereichert und seine Verwandten erhöht. Seinen Bruder machte er zum Erzbischof von Magdeburg, einen Neffen zum Bischof von Halberstadt. Heinrich hat diesen seinen »Erzieher« bitter gehaßt und nicht ohne Grund, aber unter den offenen Gegnern des Königtums ist Anno wenigstens nicht zu finden gewesen.

Eine wahrhaft fürstliche Erscheinung war Adalbert von Bremen, des Königs »Vormund«. Der thüringische Grafensohn und glänzende, feingebildete Hofmann, der Freund Kaiser Heinrichs III., war von ungeheurem Ehrgeiz erfüllt. Die päpstliche Würde, die ihm vom Kaiser angeboten wurde, schlug er aus. Er wollte sich ein Papsttum im Norden selber gründen. Er erreichte es, daß Leo IX. ihm und seinen Nachfolgern die Ausübung der päpstlichen Gewalt in Dänemark, Schweden, Norwegen, Lappland, Island und Grönland und bei den Slawen zwischen Peene und Eider übertrug. Das kam auch dem Reich zugute. Die deutsche Vormacht über die nördlichen Nachbarn verkörperte sich in Adalbert, seinem Amt und seiner Person, Mission

und deutscher Einfluß im Wendenland machten dank ihm gute Fortschritte. Der nordische Papst sollte aber auch seinen Kirchenstaat haben, darum mußte nun die königliche Kanzlei die Urkunden ausstellen, wodurch die Grafengewalt in den Grenzen der Diözese an die Kirche von Bremen übertragen wurde. Adalberts Ehrgeiz kleidete sich in liebenswürdige Formen. Damit wußte er den jungen König ganz zu gewinnen, so daß dieser ihm stets anhänglich blieb. Aber in der selbstsüchtigen Ausnützung des Königtums für eigene Zwecke ist er weiter gegangen als irgendein anderer außer Anno. Dadurch weckte er so großen Neid, daß schließlich die anderen Fürsten sich zusammentaten und den König, der inzwischen mit fünfzehn Jahren das Alter der Mündigkeit erreicht hatte, zwangen, den allmächtigen Günstling vom Hofe zu verbannen. Zu Neujahr 1066 mußte er weichen. Wenig fehlte, so hätte man ihn umgebracht. Es war ein jäher Sturz für ihn und ein Schaden fürs Reich. Denn nun fielen die Nachbarn über ihn her, zwangen ihn, herauszugeben, was er genommen hatte und mehr als das, die Bremer Kirche verlor einen großen Teil ihrer Besitzungen, ihr Ansehn jenseits der Reichsgrenzen sank, das Missionswerk erlitt einen schweren Rückschlag, und der deutsche Einfluß auf die Nachbarn setzte aus. Kein Erzbischof von Bremen hat je wieder die Stellung Adalberts eingenommen, und das deutsche Papsttum des Nordens ist ein Traum geblieben.

Mit Adalberts Namen ist auch die einzige bemerkenswerte Tat der vormundschaftlichen Regierung verbunden, ein Feldzug gegen Ungarn im Jahre 1063. Unter seiner Führung gelang es, Ungarn zur Anerkennung der deutschen Oberhoheit zu zwingen. Was Heinrich III. nicht geglückt war, wurde hier erreicht.

Dafür war der Rückgang umso empfindlicher dort, wo die verwundbarste Stelle der deutschen Kaisermacht war, in Rom.

Als Viktor II. starb, sahen sich die Anhänger der Reform, die seit Leo IX. die römische Kirche verwalteten, nach einem Schützer um. Der Kaiser war tot, die Kaiserin fern und schwach. Besseren Ersatz konnte niemand bieten als Herzog Gottfried, der Markgraf von Toskana. Er stand ihnen auch persönlich nahe, die Gewissensangst um die Missetaten seines wilden Vorlebens hatte ihn der streng kirchlichen Richtung in die Arme getrieben. Und noch ein anderes Band ver-

einigte ihn mit den Häuptern der römischen Kirche. Um die Reform im Klerus der Stadt durchführen zu können, hatte Leo IX., der frühere Bischof von Toul, eine Schar von Geistlichen und Mönchen aus dem Vaterland der Reform, aus Lothringen und Ostfrankreich, herangezogen, sie als Kardinäle an den Hauptkirchen der Stadt angestellt und aus ihnen den Staatsrat gebildet, der dem Papst die Kirche regieren half. Für diese Männer war Gottfried der nächste Landsmann, an ihn schlossen sie sich jetzt an, er beherrschte denn auch die Papstwahl. Sein eigener Bruder, Kardinal Friedrich von Lothringen, wurde als Stephan IX. der erste Nachfolger Viktors, und als er schon im nächsten Jahre starb, die Grafen von Tuskulum durch einen Handstreich sich der Stadt bemächtigten und noch einmal ganz nach alter Weise eine Kreatur, Benedikt X., erhoben, flüchteten die Reformkardinäle zu Gottfried nach Toskana und vollzogen hier die Neuwahl. Sie fiel auf den Bischof der Landeshauptstadt, Gerhard von Florenz, einen burgundischen Geistlichen, den der Herzog mitgebracht hatte, und der sich jetzt Nikolaus II. nannte. Die deutsche Regentschaft ließ die Dinge gehen. Unversehens verwandelte sich das Recht des Königs auf die entscheidende Stimme bei der Papstwahl in eine bloße Zustimmung. Als eine römische Synode 1059 für die Formen der Wahl klare Vorschriften erließ, wurde dieses Rechts nur noch in einem unbestimmten Vorbehalt gedacht, der sich nach Belieben deuten ließ. Es hatte seine praktische Bedeutung verloren.

Auch die tatsächliche Entscheidung blieb Gottfried überlassen. Seine Truppen bahnten Nikolaus den Weg nach Rom und halfen Benedikt verjagen. Neben ihm aber trat als Vorkämpferin des Papsttums eine neue Macht hervor, die eben noch auf Tod und Leben von ihm befehdet worden war: die Normannen in Unteritalien.

Die beiden Fürstentümer, die Heinrich III. ihnen verliehen, hatten in letzter Zeit gewaltige Fortschritte gemacht. Richard, der neue Graf von Aversa, hatte 1057 das Fürstentum Capua in Besitz genommen und Robert Guiscard, der jüngere Bruder und Nachfolger Drogos von Apulien, im gleichen Jahr den Fürsten von Salerno gezwungen, ihm zu huldigen. Neben ihnen gab es in Unteritalien jetzt nur noch die Reste der griechischen Herrschaft in den Hafenstädten, und es war kaum mehr als eine Frage der Zeit, daß auch sie fallen würden.

Da entschloß sich auch der Papst, mit der Zukunft zu gehen. Im Jahre 1059 schon kam ein Vertrag zustande, Richard und Robert huldigten dem heiligen Petrus als Vasallen, verpflichteten sich, jeden rechtmäßigen Papst im Besitz seiner Würde zu schützen, und erhielten zum Lohn dafür als Lehen der römischen Kirche, was sie schon hatten, und noch viel mehr, Richard das Fürstentum Capua, Robert das Herzogtum Apulien, Kalabrien und Sizilien. Das war zum großen Teil ein Wechsel auf die Zukunft, denn die Eroberung Apuliens und Kalabriens war erst begonnen, Sizilien noch ganz in den Händen der Araber. Wenn aber der Wechsel einkassiert wurde, dann entstand hier im Süden eine neue Großmacht unter der Oberhoheit des Papstes. Kraft welchen Rechts er in diese Stellung einrückte, blieb unerörtert, aber unbestreitbar war es, daß dabei die Rechte des deutschen wie des griechischen Kaisers beiseite geschoben wurden. Seit Otto I. war das Fürstentum Capua immer wieder als Lehen des deutschen Reiches anerkannt worden, Apulien hatte erst Heinrich III. dem ersten normännischen Herzog verliehen. Jetzt verfügte der Papst über beide. Die Zukunft mußte lehren, wie sich der Kaiser mit diesem Eingriff in sein Hoheitsrecht abfinden werde. Unverkennbar aber war, daß nunmehr Papst und Normannen durch den Vertrag von 1059 in gemeinsamem Gegensatz gegen das deutsche Kaisertum verbunden waren.

Das verstand man auch in Deutschland. Als Nikolaus II. im Jahre 1061 starb und die Partei der Römer, die sich der fremden Reformer erwehren wollte, sich an den Königshof wandte, um durch ihn, wie unter Heinrich III., den künftigen Papst bezeichnen zu lassen, da bot die Kaiserin dazu die Hand. Auf ihr Geheiß wurde der Bischof Kadalo von Parma erhoben. Die Kardinäle waren zuvorgekommen. Zum drittenmal hatten sie einen Mann aus der Umgebung Gottfrieds gewählt. Alexander II. war wohl Mailänder von Geburt, aber Bischof von Lucca in Toskana. Es entbrannte ein erbitterter Kampf um Rom, in dem auf der einen Seite die Lombardei, auf der anderen die Normannen die Truppen stellten und die Hauptstadt zweimal gewonnen und wieder verloren wurde.

Die Entscheidung kam, als in Deutschland die Kaiserin gestürzt und Anno von Köln in der Regierung einflußreich geworden war.

Er ließ sich von der Partei Alexanders gewinnen und opferte den Papst der Kaiserin. Eine Synode in Mantua, die er selbst leitete, führte das Schauspiel einer Untersuchung auf, die mit der Anerkennung Alexanders II. endigte (1064). Die Gegner hatten gesiegt. Die Niederlage des Königtums war vollständig, sein Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles, die große Errungenschaft Heinrichs III., der Schlußstein im Gewölbe der deutschen Kaisermacht, war zerstört und ist nie wieder hergestellt worden.

Das freigewordene Papsttum war ein anderes als das, mit dem Otto I. oder Heinrich II. es zu tun hatten. Es begnügte sich nicht mit der Regierung der Stadt und der Kirche von Rom und ihres Landesstaats, es wollte die ganze abendländische Kirche beherrschen. Gedanken, die im gelehrten Klerus Frankreichs und Lothringens gereift waren, hatten die französischen Reformer nach Rom gebracht und dort eingebürgert. Die Einheit der christlichen Kirche sollte nicht mehr nur im Glauben und den gottesdienstlichen Formen ihren Ausdruck finden, einen einzigen großen Staat sollte die gesamte Geistlichkeit bilden in festem, einheitlichem Verband, über alle Grenzen von Staaten und Völkern hinweg, verbunden durch den Gehorsam gegen den eigenen Herrscher, den Bischof von Rom. Das Mittel, diese Gedanken zu verbreiten und zu verwirklichen, war die Reform der Sitten, die Verfolgung der Simonie und der Priesterehe. Entschlossen von den Päpsten in die Hand genommen und rücksichtslos angewandt, verfehlte es seine Wirkung nicht. Es war ja so unendlich vieles faul, nur wenige gab es, die nicht irgendwie in Schuld oder Mitschuld verstrickt waren. Allenthalben erschienen die Legaten Roms, prüften, richteten, straften und begnadigten, beseitigten, was sich sträubte, schonten, was sich unterwarf, und gewöhnten so die Welt daran, daß der oberste Richter und Herr seinen Sitz in Rom habe und alles sich ihm fügen müsse. Wie sehr die Zeiten sich geändert hatten, erkannte man, als auch von den Bischöfen des deutschen Reichs mehrere ihren Nacken unter das neue Joch beugten. Keiner hat gewagt zu widerstehen, nicht Siegfried von Mainz, nicht Liemar von Bremen, ja nicht einmal der stolze Anno von Köln. Zur Verantwortung geladen, machten sie sich einer nach dem andern auf die Reise nach Rom, ließen sich strafen und gelobten Besserung. Den Bischof von Konstanz traf sogar die

Absetzung. Auch er fügte sich, und niemand erhob Einwendungen. Man muß sich klar machen, was das bedeutet. Die Bischöfe waren die tragenden Säulen, auf denen der Thron des deutschen Königs ruhte, und jetzt lernten sie den Papst in Rom ebenso fürchten, vielleicht noch mehr fürchten als den eigenen König.

Besondere Formen hatte die Reform der Kirche in Italien angenommen. Mit dem pietistischen Streben, die kirchlichen Zustände nach den strengen Vorschriften der Vergangenheit umzugestalten, verbündete sich hier der Gegensatz der Gesellschaftsklassen. Im langobardischen Reich befand sich die Kirche mit allen ihren Ämtern und Pfründen im Besitz des hohen und niederen Adels. Reform des Klerus bedeutete hier so viel wie Vertreibung der Edelleute aus Herrschaft, Macht und Genuß. Man kann sich nicht wundern, daß die Losung am stärksten zündete in den niederen Schichten des Bürgertums der großen Städte. Am frühesten und mächtigsten im Mailändischen, wo der Boden vor kurzem schon einmal durch soziale Kämpfe aufgewühlt war. Hier entstand unter der Führung von Edelleuten, die dem eigenen Stande den Rücken gekehrt hatten, eine weitverzweigte pietistisch-demokratische Massenbewegung. Die Pataria nannte man sie verächtlich, zu deutsch das Lumpenpack — ganz wie im sechzehnten Jahrhundert die holländischen Geusen — weil sie aus dem Proletarierviertel von Mailand stammen sollte. Die Bewegung griff um sich, überall in der Lombardei erhoben sich die Volksmassen unter der Losung: »Fort mit den simonistischen und beweibten Priestern!« Wieder wie in den letzten Zeiten Konrads II. standen sich zwei Parteien im ganzen Lande gegenüber, bereit zu Kampf und Bürgerkrieg.

Im Jahre 1066 brach er aus. Aber diesmal fragte man nicht nach dem Kaiser. Der rasche Wandel der Zeiten wird hierin klar, daß solche Dinge geschehen konnten, ohne daß der deutsche Hof eingegriffen hätte. An die Stelle des Kaisers schob sich auch hier der Papst. In Rom hatte man von Anfang an für die Aufständischen Partei ergriffen. Jetzt sandte Papst Alexander ihnen das geweihte Banner des heiligen Petrus, unter dem sie siegen sollten. Das Papsttum, selbst befreit von der deutschen Herrschaft, blies in das Feuer einer Revolution, die mit dem vornehmen Klerus zugleich die deutschen Bischöfe

traf und, wenn sie siegte, die Grundlagen des deutschen Kaisertums zerstören mußte.

Aber schon hatte man in Rom einen noch viel umfassenderen Angriff gegen die Fundamente des Königtums eingeleitet.

Wir wissen, was die deutschen Kirchen dem König bedeuteten. Sie galten als Eigentum des Reiches, ihr ganzer großer Besitz stand gleichsam unter vormundschaftlicher Verwaltung des Königs und hatte ihm nach Bedarf zu dienen, ihre Vorsteher, die Bischöfe und Äbte, wurden vom König in ihr Amt eingesetzt und leisteten ihm, wenn sie die Einsetzung, die Investitur, empfingen, dafür die Huldigung als seine Vasallen, zu seinem Dienst mit Rat und Tat, in Frieden und Krieg verpflichtet. Das war überliefertes Staatsrecht im deutschen Reich wie in den Nachbarstaaten, ein Erbteil der Verfassung des fränkischen Weltreichs. Es entsprach der Rechtsauffassung, die im ganzen Abendland die hergebrachte und herrschende war, daß eine Kirche dem gehöre, der sie gestiftet habe, auf dessen Grund und Boden sie erbaut sei.

Dagegen wandten sich die entschiedenen Vertreter der Reform. Sie erklärten es für verkehrt und unwürdig, daß eine Kirche einem Laien gehören und von ihm zu weltlichen Zwecken benützt werden dürfe. Die Kirche sei Gottes Eigentum allein, und der Geistliche habe nur Gott zu dienen. Unerträglich sei es, daß er seine geweihten Hände, die den Leib des Herrn am Altar zu berühren hätten, in die blutbefleckten Hände eines Ritters legen müsse. Letzte Wurzel alles Übels in der Kirche sei eben dieses angemaßte Recht der Laien auf Eigentum an den Kirchen. Umsonst gebe ja keiner eine Kirche her; wenn er sie nicht geradezu verkaufe, so fordere er doch Dienste, und der Dienst der Laiengewalt entfremde die Geistlichen ihrem Beruf. Wie könnten Bischöfe und Äbte ihr geistliches Amt erfüllen, wenn sie ihre Zeit im Rate des Königs und auf seinen Feldzügen zubringen müßten? Darum fort mit der Herrschaft der Laien über die Kirche, fort mit ihrem Verleihungsrecht, der Investitur! Es ist nicht weniger Simonie als der gemeine Kauf und Verkauf der Sakramente.

Nicht alle, denen es mit der Besserung der kirchlichen Zustände ernst war, haben so gedacht. Hätte ein Kaiser wie Heinrich III., kirchlich fromm, von Eifer für die Reform erfüllt und von der Kirche selbst

hochgeachtet und verehrt, seine Hand über Menschen und Dingen halten und die Bewegung, die er eröffnet, auch in ihrer ferneren Entwicklung lenken und beherrschen dürfen, die Radikalen hätten schwerlich großen Einfluß erlangt, geschweige denn die Führung an sich gerissen. Da aber der Kaiser gestorben war, die Regentschaft die Zügel schleifen ließ, vergingen kaum drei Jahre, so hatten die Franzosen, die in Rom unter dem Schutze Gottfrieds und der Normannen die Herrschaft erlangt hatten, mit ihren äußersten Forderungen gesiegt. Im Jahre 1059 erließ Nikolaus II. ein allgemeines Verbot, aus der Hand eines Laien eine Kirche anzunehmen — das erste Verbot der »Laieninvestitur«.

Wenn das ausgeführt wurde, so bedeutete es eine ungeheure Revolution der bestehenden Verhältnisse. Am schwersten aber war dadurch der deutsche König betroffen. Hatte er keinen Anspruch mehr auf die Dienste der Bistümer und Abteien, keinen Einfluß mehr auf ihre Besetzung, so hörte seine Regierung auf. Das Reich verlor die größere Hälfte seines Heeres und der König die besten Werkzeuge seines Herrscherwillens, König und Reich waren dann so gut wie ohnmächtig. Nichts anderes war das Investiturverbot als eine Kampfansage auf Leben und Tod.

Es blieb zunächst ohne Folgen. Nirgends kehrte man sich daran, und noch hatte Rom nicht die Macht, seine Durchführung zu erzwingen. Aber es blieb bestehen als Programm, als Ziel, das das befreite und herrschende Papsttum früher oder später zu erreichen suchen würde. Wann, das hing von den Umständen ab und von den Männern, die die Politik des Papstes machten.

Unter diesen war einer bald über alle andern emporgestiegen, die Seele aller Unternehmungen und großen Beschlüsse, Hildebrand, der Erzdiakon der römischen Kirche. Zum Unterschied von den übrigen, die meist aus Frankreich oder Lothringen stammten, war er ein Römer, gebürtig aus der Gegend von Soana, dem Städtchen nördlich bei Rom, und in Rom selbst aufgewachsen. Den abgesetzten Gregor VI. hatte er nach Deutschland begleitet und war nach dessen Tod mit Leo IX. nach Rom zurückgekehrt. Von Jugend an Mönch der strengen Richtung, hatte er bei seinem Aufenthalt im Norden die französischen Ideen von Kirche und Papsttum kennengelernt und sich

ganz mit ihnen erfüllt. Sie fanden keinen überzeugteren und rücksichtsloseren Vertreter. Er steigerte sie zur Lehre von der Allmacht der römischen Kirche und ihres Bischofs. »Die römische Kirche allein ist von Gott gegründet. Ihr Bischof allein heißt Allbischof. Er allein kann Bischöfe absetzen und wieder einsetzen. Wen er ausschließt, mit dem darf man nicht in einem Hause verweilen. Er allein darf je nach den Umständen neue Gesetze erlassen, neue Kirchen gründen, bestehende umwandeln, teilen und zusammenlegen. Er allein darf die kaiserlichen Abzeichen führen, seine Füße sollen alle Fürsten küssen. Er darf die Kaiser absetzen, Bischöfe von einem Stuhl zum andern nach Bedarf versetzen. Keine Synode ist ohne seine Teilnahme allgemein gültig. Sein Spruch kann von niemand aufgehoben werden. Die römische Kirche hat nie geirrt und wird in Ewigkeit nicht irren. Ihr Bischof wird heilig, sobald er rechtmäßig geweiht ist.« So hat er seine Gedanken später in kurzen, wuchtigen Sätzen aufzeichnen lassen. Und noch eines fügte er hinzu, was ganz sein Eigentum ist: die Apostelfürsten gebieten über den Himmel, sie öffnen und schließen ihn; ihnen gehört folglich auch die Erde. Der römische Bischof als ihr Erbe und Rechtsnachfolger ist darum auch Herr über alle irdische Herrschaft, Königreiche und Länder, er kann sie nehmen und geben nach Verdienst.

Hildebrand galt längst für den eigentlichen Lenker der Kirche. Sein feuriger Geist, sein unbeugsamer Wille waren zum Herrschen geschaffen. Auch die Genossen fürchteten ihn, den »heiligen Satan«, wie einer ihn nannte. »Schuldige Ehre dem Papst, doch dir Anbetung im Staube« — so redet ein Dichter ihn an. Eine leidenschaftliche Kampfnatur, stürmisch und gewaltsam, kannte er kein anderes Recht als das eigene oder was er dafür hielt. Die Staaten waren ihm Teufelswerk, unter den Königen und Fürsten kaum einer, der Gnade fand. Ihre Herrschaft zu stürzen, die Weltherrschaft der römischen Kirche aufzurichten, war sein Ziel, die Revolution das Mittel, das er unbedenklich anwandte. Mochte er sich bisher noch gewisse Schranken auferlegt haben, so fielen auch diese fort, als Alexander II. am 21. April 1073 starb und Hildebrand selbst schon am nächsten Tage wie durch göttliche Eingebung von Volk und Geistlichen einstimmig zum Papst erhoben wurde. Man nannte ihn Gregor VII. Nun konnte man er-

warten, daß alle Rücksichten fortfallen und der Entscheidungskampf beginnen werde, gegen den weltlichen Staat überhaupt und gegen das deutsche Kaisertum im besonderen, der Kampf gegen die Laieninvestitur und für die Oberhoheit des Papstes über Kaiser, Könige und Fürsten der ganzen Welt.

Ideen wirken nur durch die Menschen, die sich ihnen weihen. Die neue revolutionäre Idee des allbeherrschenden römischen Papsttums hatte in Gregor VII. ihren Träger gefunden. Die Aufgabe, den überlieferten Zustand, das Recht der Laienwelt und des weltlichen Staates zu verteidigen, war vor allen andern Heinrich IV. zugefallen. Ungleicher konnten die Rollen nicht verteilt sein. Dem zum Herrschen geborenen und im Herrschen geübten Priester von gewaltiger Kraft des Geistes und Willens stand ein Jüngling gegenüber, der von seinem Vater und Großvater wohl die hohe Gestalt, aber keine ihrer großen geistigen Gaben geerbt hatte. Er konnte die Menschen weder an sich fesseln noch beherrschen und scheint von seiner Umgebung — darin der Sohn seiner Mutter — mehr geleitet worden zu sein, als einem König gut ist. Seine Erziehung war vernachlässigt, sein Charakter durch die bösen Erfahrungen seiner Jugendjahre weder geläutert noch gefestigt worden. Aus den Verteidigungen, die seiner Sache später gewidmet wurden, klingt kein warmer Ton persönlicher Anhänglichkeit und Verehrung, und die bösen Anklagen der Gegner gegen seinen Lebenswandel werden mit Schweigen übergangen. Es scheint doch, daß die vernachlässigte Jugenderziehung den Hang zu Ausschweifung und Liederlichkeit in ihm genährt hat. Dem Gealterten, vom Schicksal Gebeugten hat ein unbekannter Mönch einen Nachruf gewidmet, der ihn feiern soll, aber auch er weiß im Grunde wenig zu seinem Lobe zu sagen. Hatte der König in reiferen Jahren die Fehler der Jugend abgelegt, so war er darum doch um nichts bedeutender geworden. Alles in allem, die weltgeschichtlichen Auseinandersetzungen, die einen klaren Kopf und eine geübte Hand erforderten, auch wenn der Gegner kein Hildebrand war — dieser König war auf sie in keiner Richtung vorbereitet.

Das Unglück wollte, daß Heinrichs Selbstgefühl, als der Kampf ausbrach, durch einen frischen Erfolg in einem Maße gesteigert war,

das ihn die Gefahr nicht erkennen und seine Kräfte überschätzen ließ. Es war ihm gelungen, den Herzog von Bayern, Otto von Nordheim, als Verschwörer zu entlarven. Er nahm ihm seine Würde und zwang ihn nach vergeblicher Gegenwehr, die Gnade des Königs zu suchen. Nur einen Teil seiner Besitzungen durfte der Gestürzte behalten. Heinrich hatte gesiegt, aber er hatte sich auch zahlreiche Feinde im sächsischen Adel gemacht, wo die Stimmung ohnehin gegen den König war. Von den sehr bedeutenden Gütern und Rechten der Krone im östlichen Sachsen und angrenzenden Thüringen, zwischen Weser, Elbe, Harz und Thüringer Wald — der ganze Harz mit seinen wertvollen Bergwerken gehörte dazu, und Goslar war mit gutem Grund eine der bevorzugten Pfalzen schon unter Heinrich III. gewesen — war unter der vormundschaftlichen Regierung vieles entfremdet worden. Als nun der junge König anfing, das Verlorengegangene zurückzufordern, seinen Besitz abzurunden und durch ein Netz von Burgfestungen zu schützen, hatte er bald die ganze Bevölkerung der Umgegend, hoch und niedrig, Bischöfe, Fürsten und freie Herren, gegen sich aufgebracht. Die schwäbischen Leute, mit denen er seine Burgen belegte, taten ein übriges, die Stimmung auch des niederen Volkes zu verderben, indem sie, die Landfremden, sich allerhand Ausschreitungen erlaubten. Als die Vorstellungen der Fürsten beim König keinen Erfolg hatten, brach zu Anfang August 1073 der Aufstand aus. Heinrich wurde auf der Harzburg überfallen und konnte sich nur durch eilige Flucht über Thüringen nach Hessen retten. Hinter ihm war das ganze Land in Aufruhr.

Den Aufstand niederzuwerfen, gelang ihm zunächst nicht, da die Fürsten, über seine Regierungsweise verstimmt, ihm die Unterstützung verweigerten. So verlassen und hilflos stand er da, daß er sich veranlaßt sah, die Stadt Worms durch weitgehende Vorrechte zu belohnen, weil sie allein ihm zum Weihnachtsfest Aufnahme gewährt hatte. Die Truppen, die er mit Mühe zusammenbrachte, erkannte er selbst als ungenügend, und so fügte er sich dem Zwang und bewilligte den Aufständischen ihre Forderungen, deren wichtigste war, daß ihnen alle königlichen Burgen zur Zerstörung ausgeliefert wurden. Aber bei der Ausführung ließen sich die erbitterten Bauern dazu hinreißen, mit den Befestigungen der Harzburg zugleich die

Pfalz und die Kapelle zu zerstören, in der sich einige Gräber der königlichen Familie befanden. Nun schlug die Stimmung im ganzen Reich um, die süddeutschen Fürsten stellten sich dem König zur Verfügung, und mit überlegenen Kräften konnte Heinrich im Sommer 1075 den Feldzug gegen die Sachsen eröffnen. Bei Homburg an der Unstrut, dicht bei Langensalza, erfocht er am 9. Juli einen vollständigen Sieg über die Gegner, die von Otto von Nordheim schlecht geführt wurden. Einen zweiten Waffengang wagten sie nicht mehr. Im Oktober unterwarfen sie sich bedingungslos und lieferten ihre Führer aus, die der König in Haft behielt. Es war vielleicht der einzige ganz glückliche Augenblick in der langen Regierung Heinrichs IV. Kaum ein Viertejahr verging, und er stand mitten in dem großen Kampf mit der Kirche, dessen Ende er nicht mehr erleben sollte.

Seine Beziehungen zu Rom waren längst getrübt. Die Art, wie man am Königshof kirchliche Dinge behandelte, verstieß gegen die neuen Anforderungen. Von Unterstützung der Reformarbeit war dort keine Rede, wohl aber kam es vor, daß Bistümer durch Zahlung erlangt wurden. Schon Alexander II. hatte deswegen einige Herren von der Umgebung des Königs vom Abendmahl ausgeschlossen. Einen besonderen Streitpunkt bildete das Erzbistum Mailand. Nach dem Rücktritt des Erzbischofs hatte hier der König im Einverständnis mit dem Klerus nach alter Art die Investitur geübt, die Pataria aber einen Gegenbischof erhoben, der in Rom anerkannt wurde. Heinrich hatte gute Worte gegeben, demütige Briefe geschrieben, solange der Krieg in Sachsen dauerte, aber nachgegeben hatte er nicht, die gebannten Räte nicht vom Hofe verwiesen, seinen Erzbischof in Mailand nicht fallen lassen. Als er den Sieg in Sachsen in der Hand hatte, gab er die Rücksichten auf. Seine Beauftragten setzten in Mailand einen neuen Erzbischof ein und schlugen jeden Widerstand nieder. Die Pataria erlosch für einige Zeit.

Gregor VII. hätte gerade damals Grund gehabt, den Zusammenstoß nicht zu wünschen. Er befand sich in keiner glänzenden Lage. Seine eine Stütze erwies sich mehr und mehr als ein Stab, der ihm die Hand durchbohrte. Gewaltige Fortschritte hatten die Eroberungen Robert Guiscards gemacht. Die letzten Reste griechischer Herrschaft waren 1071 mit der Einnahme von Bari gefallen, die

Eroberung Siziliens begonnen, Palermo 1072 genommen worden. Gleichzeitig hatte aber Robert sich auch nach Norden gewandt und Ortschaften unterworfen, die die römische Kirche für sich in Anspruch nahm. Gregor hatte sich genötigt gesehen, über den Herzog den Kirchenbann zu verhängen. Zugleich drohte auch die Stütze der toskanischen Macht brüchig zu werden. Auf Gottfried den Bärtigen war (1069) hier sein Sohn, Gottfried der Höckrige, als Markgraf gefolgt, vermählt mit seiner Stiefschwester, Mathilde von Canossa. Die Ehe zerfiel, Gottfried konnte sich als Fremder gegen die Gemahlin nicht halten und mußte das Land verlassen. Er ging zum König. Wohl hatte Gregor in der ganzen Welt keinen ergebeneren Anhänger als Mathilde und ihre Mutter Beatrix. Sie schienen ganz im Dienste des Papstes aufzugehen. Aber wenn der vertriebene Herzog die Macht des Reiches in Bewegung setzte, um wieder zum Besitz zu gelangen, so war der Ausgang mindestens ungewiß. Und eben dies bereitete sich vor. Der König, aller Widerstände im Innern Herr geworden, plante den Zug nach Italien zur Wiederherstellung seiner Herrschaft. Schon hatten seine Boten auch mit den Normannen die Verbindung aufgenommen. Wenn er im nächsten Jahr über die Alpen kam, mußte Gregor sich darauf gefaßt machen, einen sehr ungleichen Kampf zu führen oder sich zu unterwerfen.

Es kennzeichnet seine Art, daß er in dieser Lage nichts tat, den offenen Bruch zu vermeiden, dagegen alles, um die Entscheidung zu beschleunigen. In einem Schreiben von äußerster Schroffheit hielt er dem König seine Verfehlungen vor, wie er stets sein Wort gebrochen, den Verkehr mit den gebannten Hofleuten nicht gemieden und gegen die Satzungen der Kirche verstoßen habe. In gebieterischem Tone forderte er ihn zur Buße und Unterwerfung auf. Er wagte es, ihn an das Schicksal Sauls zu erinnern, der von Gott verworfen wurde, weil er sich seines Sieges rühmte und den Mahnungen des Propheten nicht folgte.

Das war dem König zuviel. Des Reiches glaubte er Herr zu sein, und er wußte überdies, daß man in Deutschland auf den Papst schon längst nicht gut zu sprechen war. Gregor hatte bald nach seiner Erhebung mit dem Verbot der Priesterehe vollen Ernst zu machen begonnen, den Bischöfen die Absetzung beweibter Geistlicher befohlen,

das Volk aufgefordert, Gottesdienst und Sakramente der sündigen Geistlichen zu meiden. Die Erschütterung der Ordnung, die davon die Folge war, hatte die meisten Bischöfe erschreckt; wegen der geringschätzigen Behandlung, die sie erfuhren, des steten Hineinregierens in ihre Sprengel, der Aufwiegelung der Massen grollten sie dem Papst. Erzbischof Siegfried von Mainz stand noch unter dem frischen Eindruck einer Synode, auf der er die päpstlichen Anordnungen verkündigt hatte und dafür von seinen Geistlichen beinahe totgeschlagen worden wäre. Wer in diesem Augenblick gegen den Papst auftrat, konnte glauben, die Bischöfe auf seiner Seite zu haben.

Ihrer sechsundzwanzig umgaben den König, als er zu Ende Januar 1076 in Worms Hof hielt. Auch persönliche Feinde Gregors hatten sich eingefunden, schwärzten ihn an, verdächtigten sein Privatleben und regten damit die Stimmung noch mehr auf, berichteten wohl auch von seiner unsicheren Stellung in Rom selbst. Heinrich glaubte den Augenblick benützen zu sollen. Die anwesenden Bischöfe ließ er eine Erklärung aufsetzen, daß sie Gregor nicht als Papst anerkennten, weil er sein Amt nicht mit Recht erlangt und es zum Schaden der Kirche verwaltet habe. Dem schloß der König sich in einem eigenen Schriftstück an. Er warf dem Papst außerdem vor, daß er ihm sein ererbtes Recht geraubt habe und bestrebt sei, ihm die Herrschaft in Italien zu entreißen. Die Kundgebung schloß mit einer Aufforderung an den falschen Mönch Hildebrand, herabzusteigen vom angemaßten Thron. Den Römern sollte alles mitgeteilt werden mit dem Befehl, Hildebrand zu vertreiben.

Es kann kein Zweifel sein, daß dieser Schritt, der für Heinrich zum Anfang einer Kette von Unheil werden sollte, ein grober politischer Fehler war. Daß ein deutscher König so gegen einen Papst verfuhr, den er drei Jahre lang anerkannt hatte, war ohne Beispiel. Heinrich wagte mehr als irgendeiner seiner Vorgänger, und er befand sich in wesentlich schwächerer Stellung als sie. Der Gewaltstreich war überdies nicht einmal nötig. Es hätte genügt und besseren Erfolg versprochen, wenn der König die Drohungen und Angriffe des Papstes zurückgewiesen und seine Verlegenheiten ausgenützt hätte, um ihn zum Nachgeben zu bringen. Half das nicht, so blieb für

schärfere Maßregeln immer noch Zeit. In keinem Fall hatte es einen Sinn, zum Äußersten zu schreiten, ehe das deutsche Heer vor den Toren Roms aufmarschiert war.

Statt dessen erschienen nur die Boten des Königs, die den erwarteten Aufstand der Römer entfesseln sollten. Gregor aber war vollständig Herr der Stadt. Er ließ die Männer verhaften, stellte sie vor die gerade versammelte Synode und enthüllte das Vorhaben des Königs. Ein Sturm der Empörung brach darob aus, und hätte Gregor die Deutschen nicht geschützt, sie wären umgebracht worden. Dann erhob der Papst sich zur Antwort. In der Form eines Gebets an die Apostel Petrus und Paulus sprach er das Urteil über Heinrich. Wegen Auflehnung gegen die Kirche entzog er ihm die Regierung des Reiches, entband seine Untertanen von ihrem Treueid und verhängte den Fluch der Apostelfürsten über ihn.

Es ist nicht richtig, daß der Spruch des Papstes wie mit Zaubergewalt den Abfall vom König im ganzen Reich bewirkt habe. Von seiner Wirkung war zunächst nichts zu spüren. Aber nur zu bald zeigte sich doch, daß Heinrichs Stellung bei weitem nicht so sicher war, wie er angenommen hatte. Alsbald lebte der Aufstand in Sachsen wieder auf, die gefangenen Fürsten konnten entfliehen und traten an die Spitze der Erhebung. Dann zogen sich die süddeutschen Herzoge vom König zurück. Er hatte seinen Triumph wohl zu deutlich merken lassen und sie sich dadurch entfremdet. Zudem war der Mann, auf den er am meisten gezählt hatte, Herzog Gottfried von Lothringen-Toskana, Ende Februar von unbekannter Hand ermordet worden. Schon im Sommer war es offenbar, daß der geplante Heereszug nach Italien nicht zustande kommen werde. Im Oktober ging der Vorhang auf. Als der König, von Worms kommend, bei Oppenheim über den Rhein setzen wollte, um zum geplanten Reichstag nach Tribur zu gehen, fand er den Übergang von den Herzogen gesperrt. Sie hatten sich mit dem Papst gefunden, dessen Spruch sollte ihnen zum Anlaß dienen, einen neuen König zu wählen.

Heinrich hätte den Kampf um seine Krone aufnehmen können, wie einst Otto der Große, wenn jetzt nicht auch die Stütze versagt hätte, die früher in ähnlichen Fällen stets zuverlässig gewesen war. Aber da zeigte sich, daß man in einer neuen Zeit lebte: auch die Bischöfe

blieben nicht fest. Einige wenige, von den neuen Ideen angesteckt oder durch geschickte Werbung umgestimmt, hatten sich schon von Rom gewinnen lassen, andere wurden schwankend, als ihnen päpstliche Legaten gegenübertraten, Fluch und Strafandrohung in der einen, die Aussicht auf Gnade und Versöhnung in der andern Hand. Auch die Königstreuen verließ jetzt der Mut, sie bereuten, was sie in Worms getan hatten, und waren für weitere Schritte nicht zu haben. Heinrich blieb nichts übrig, als sich zu fügen. Er durfte froh sein, daß die Legaten selbst ihm Aufschub erwirkten, auf daß er die Gnade des Papstes suchen könne. Der Regierung mußte er vorläufig entsagen.

Während er nun die Verhandlungen mit Rom eröffnete, erfuhr er, daß zwischen den Legaten und den aufständischen Fürsten abgemacht war, er solle der Krone endgültig verlustig sein und ein neuer König gewählt werden, wenn er nicht bis zum 22. Februar 1077, dem Jahrestag des päpstlichen Spruches, seine Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche erreicht hätte. Zu diesem Tage sollte der Papst selber in Augsburg eintreffen und zwischen dem König und seinen Gegnern richten. Kam es so weit, so war Heinrich verloren. Er mußte dann entweder seine Absetzung hinnehmen oder alles bewilligen, was Gregor fordern würde, und das war viel: völlige Freigabe der Kirchen des Reichs und Huldigung als Vassall Sankt Peters. Deutsches Königtum und Kaisertum war dann nur noch eine Puppe in der Hand des allmächtigen Papstes.

Da hat Heinrich sich zu einem verzweifelten Schritt entschlossen. Er entzog sich der Bewachung und trat die Reise nach Italien an, nicht um dort das Glück der Waffen zu versuchen, sondern um den Papst in persönlicher Verhandlung zur Aufhebung seines Spruches zu bewegen. Familienverbindungen öffneten ihm den Weg über die Alpen. Er hatte einst gegen seinen Willen Berta, die Erbtochter des Markgrafen von Turin und Stiefschwester des Grafen von Savoyen, heiraten müssen, sich später von ihr trennen wollen, den Gedanken aber vor dem Widerspruch der Kirche aufgegeben. Das war jetzt sein Glück. Während Schwaben und Bayern ihre Straßen sperrten, konnte er durch die Lande der Verwandten über den Mont Cenis nach Oberitalien gelangen. Hier empfingen ihn die Anhänger kampf-

bereit, sie erwarteten von ihm, sofort gegen den Feind geführt zu werden.

Inzwischen war Gregor auf der Reise nach Deutschland bis Mantua gekommen. Auf die Nachricht vom Erscheinen des Königs kehrte er um und suchte Schutz bei der Gräfin Mathilde auf der festen Burg Canossa, unweit von Reggio am Nordabhang des Appennins. Die Vorsicht war unnötig. Nicht als Feldherr an der Spitze seiner Truppen, als Büßer, barfuß, das wollene Kleid auf dem bloßen Leibe, erschien der König am 25. Januar 1077 am Tor. Er trat als reuiger Sünder auf, der die Lossprechung sucht. Gregor wies ihn ab. Das wiederholte sich am nächsten, am übernächsten Tage. Schon war Heinrich fortgeritten, da setzte die Umgebung des Papstes, der Abt von Cluny, die Markgräfin Adelheid von Turin, vor allem aber Gräfin Mathilde selbst es durch, daß er zurückgerufen und empfangen wurde. Ein Vertrag ward vereinbart, der dem Papst die Bürgschaft geben sollte, daß des Königs Buße aufrichtig sei. Das Wesentliche daran war, daß Heinrich versprach, Gregor als Richter in seinem Streit mit den Fürsten anzuerkennen und seine Reise nach Deutschland nicht zu hindern. Auf dieser Grundlage wurde ihm die Lossprechung zuteil. Mit ausgebreiteten Armen, die Kreuzesform nachahmend, mußte er sich vor Gregor niederwerfen, der ihn aufrichtete und unter Tränen umarmte. Dann empfing er das Abendmahl. Gemeinsam setzte man sich zu Tisch. Der König rührte die Speisen nicht an, in finsterem Schweigen bearbeitete er die Tischplatte mit dem Fingernagel. Er wird froh gewesen sein, als er aufbrechen durfte.

Seine Demütigung war vollständig. Er hatte zugegeben, daß auch er, der vornehmste Herrscher der Christenheit, der König und künftige Kaiser der Römer, dem Papst unterworfen sei. Anerkannt hatte er, daß er als ein von der Kirche Ausgeschlossener nicht König bleiben könne. Daß er innerlich so gedacht habe, ist nicht zu glauben. Aber die Welt hält sich an das, was sie sieht, und das Bild von Canossa war eindrucksvoll. Geschäftige Zungen und Federn trugen es rasch in alle Welt, das Gerücht übertrieb und vergröberte, es ging in die Geschichtschreibung über, und länger als achthundert Jahre hat man geglaubt, Heinrich habe drei volle Tage im kältesten Winter barfuß

auf Schnee und Eis ausgeharrt, um seine Bußfertigkeit zu beweisen. So ist es nicht gewesen. Aber was geschehen war, war schon genug. Es bedeutete, daß das deutsche Kaisertum sich in demütigster Form der Kirche unterworfen hatte. Diesen Erfolg konnte niemand Gregor streitig machen.

Aber Heinrich hatte doch auch etwas erreicht. Durch seine Wiederaufnahme in die Kirche war für viele der Vorwand zerstört, ihm die Treue aufzusagen, für andere das Hindernis behoben, ihm ihre Treue zu beweisen. Er konnte wieder als König in Deutschland auftreten und hoffte, die Wahl des Gegenkönigs verhindert zu haben. Darin freilich täuschte er sich. Die aufständischen Fürsten ließen sich nicht zurückhalten. Schon im März 1077 wählten sie in Forchheim den Herzog Rudolf von Schwaben zu ihrem König, und Heinrich mußte nun doch den Kampf um seine Krone mit den Waffen aufnehmen. Aber er konnte es auch. Wohl verbreitete sich der Aufstand über das Reich, wohl predigten die Mönche des Klosters Hirsau im Schwarzwald, das eben damals zu getreuer Nachahmung von Cluny umgestaltet ward, als Apostel der Revolution überall, daß es ein gottgefälliges Werk sei, diesen König zu bekämpfen: die Mehrzahl der Bischöfe hielt doch wieder fest zu ihm, nur ein halbes Dutzend zum Gegenkönig. In Schwaben konnte er mit Erfolg den Adel des Landes gegen den Herzog aufrufen, im Norden stand Westfalen fast ganz auf seiner Seite. In Worms, in Würzburg, in Mainz erhoben sich die Städte für den König gegen ihre königfeindlichen Bischöfe, und sogar die Massen des Landvolks haben im Elsaß und in Franken für ihn die Waffen ergriffen. Sehr bald glückte es ihm, Rudolf aus Schwaben zu verdrängen. Ein Versuch zurückzukehren scheiterte 1078 in der Schlacht bei Mellrichstadt an der Streu. Es handelte sich jetzt noch um Ostsachsen, das geschlossen zum Gegenkönig hielt. Zu Anfang 1080 setzte Heinrich zum Vorstoß an, aber bei Flarchheim, zwischen Langensalza und Mühlhausen, wurde er am 28. Januar geschlagen.

Da trat auch der Papst wieder auf den Kampfplatz. Drei Jahre hatte er gezögert und ein verschmitztes Doppelspiel getrieben. Während seine Legaten in Deutschland der Wahl Rudolfs beiwohnten und den Bürgerkrieg schürten, verharrte er selbst in der Haltung des

Neutralen. Ihm kam es darauf an, die Rolle des Schiedsrichters über den Parteien durchzuführen, die er sich in Canossa gesichert zu haben glaubte. Noch immer wäre es ihm lieber gewesen, mit Heinrich zum Einverständnis zu kommen, wenn der sich nur seinen Forderungen gefügt hätte. Aber Heinrich zahlte ihm mit gleicher Münze. Unter dem Schein der Unterwürfigkeit wußte er sich der Erfüllung des Versprechens von Canossa immer wieder zu entziehen. Der geplante Gerichtstag kam niemals zustande, und Gregor mußte einsehen, daß die günstige Stellung nicht wieder zu gewinnen war, die er in Canossa aufgegeben hatte, als er sich gezwungen sah, den Bann vom König zu nehmen.

Der Tag von Flarchheim machte seinem Zögern ein Ende. Es schien jetzt erwiesen, wer in Deutschland der Stärkere sei. Sechs Wochen später, am 7. März, fällte Gregor seine Entscheidung, wiederum auf einer römischen Synode, und wieder in Form eines Gebets an Sankt Peter und Paul. Er handelte und sprach, als wäre er schon der anerkannte Lehnsherr des deutschen Reiches. Zum zweitenmal erklärte er Heinrich aus der Kirche für ausgeschlossen und der Königreiche von Deutschland und Italien für verlustig »wegen Hochmuts, Ungehorsams und Falschheit«, die Königswürde übertrug er auf Rudolf »wegen seiner Demut, seines Gehorsams und seiner Wahrhaftigkeit«. Die Welt sollte erkennen, daß die Apostelfürsten, wie sie den Himmel öffnen und schließen, so auch auf Erden über alle Reiche und Würden und allen Besitz verfügen könnten.

Heinrich schritt sogleich zum Gegenschlag. Im Mai erklärten neunzehn deutsche Bischöfe auf einer Synode in Mainz Gregor für abgesetzt, am 25. Juni traten in Brixen die Italiener diesem Entschluß bei und wählten den Erzbischof Wibert von Ravenna zu ihrem Papst. Gregor mußte seine Kräfte zum Entscheidungskampf sammeln. Auf Toskana konnte er sicher rechnen. Gräfin Mathilde hatte soeben das Äußerste für ihn getan, ihr ganzes großes Erbgut, reiche, weitverzweigte Herrschaften vom Südfuß der Alpen bei Mantua und Brescia bis tief nach Toskana hinein hatte sie dem heiligen Petrus geschenkt und sich nur die lebenslängliche Nutznießung vorbehalten. Damit beherrschte der Papst die wichtigsten Straßen und Pässe über den Appennin. Aber die Kräfte Toskanas genügten Gregor nicht. Für

wie ernst er die herannahenden Kämpfe hielt, bewies er, indem er sich zur Aussöhnung mit Robert von Apulien bequemte. Er nahm den Bann von ihm, belehnte ihn aufs neue und gestattete ihm, auch die widerrechtlich besetzten Teile des Kirchenstaats vorläufig zu behalten.

Jetzt fühlte er sich seiner Sache vollkommen sicher. Sein Plan war, den Sitz des Gegners, das Erzbistum Ravenna, durch gleichzeitigen Angriff von Norden und Süden her zu nehmen. Von Norden sollte Mathilde vorgehen, von Süden wollte er selbst römische und normännische Truppen heranführen. Im September verkündigte er laut, der Sturz der Feinde und ihre Strafe stehe nahe bevor.

Es kam umgekehrt. Am 15. Oktober wurde das Heer Mathildens bei Volta unweit von Mantua von den königlichen Lombarden vernichtend geschlagen. Der Feldzugsplan des Papstes war zerstört, und bald darauf kam ihm aus Deutschland noch schlimmere Kunde. Dort war am gleichen 15. Oktober 1080 die Entscheidung gefallen. In der Schlacht bei Hohenmölsen, östlich von Naumburg, hatte der Gegenkönig zwar gesiegt, war aber so schwer verwundet worden, daß er tags darauf starb. Im Dom zu Merseburg zeigt man noch heute sein Grabmal. Den Zeitgenossen erschien sein Ende als Gottesgericht: die rechte Hand, mit der er einst seinem König und Herrn Treue geschworen, war ihm abgehauen worden. Seine Partei war führerlos und drohte auseinanderzufallen. Dreiviertel Jahre sollten vergehen, bis sie sich zu einer neuen Königswahl zusammenfand. Nun konnte Heinrich den Krieg in Deutschland seinen Anhängern überlassen, an deren Spitze der junge Friedrich von Staufen trat, seit einem Jahr Herzog von Schwaben. Er selbst erschien im März 1081 in Italien, um hier die Entscheidung herbeizuführen.

Er fand die Wege nach Rom offen. Gregor, ganz in die Verteidigung gedrängt, verließ sich auf die Festigkeit der Mauern und Türme Roms. Dreimal widerstand die Hauptstadt der Belagerung, erst im Sommer 1083 gelang Heinrich die Einnahme des rechten Tiberufers. Aber die Stimmung in der Stadt wurde schwierig, und als Heinrich im März 1084 zum viertenmal erschien und mit vollen Händen Geld unter die Bevölkerung verteilen ließ, da nahm die Stadt ihn auf. Das Geld hatte er aus Konstantinopel erhalten. Robert von Apulien nämlich, anstatt seinem Lehnsherrn zu Hilfe

zu eilen, hatte sich in das Abenteuer der Eroberung des griechischen Reiches gestürzt und dadurch bewirkt, daß der Grieche sich eng mit dem deutschen König verband. Griechisches Geld hatte zunächst einen großen Aufstand in Apulien hervorgerufen, der den Herzog völlig fesselte, griechisches Geld öffnete jetzt Heinrich die Tore Roms. Am 21. März 1084 hielt er seinen Einzug, Papst Wibert nahm Besitz von seiner Hauptstadt und vollzog an Heinrich die Kaiserkrönung.

Gregor hielt sich noch in der festen Engelsburg. Seine Umgebung war zusammengeschmolzen, auch viele Kardinäle hatten ihn verlassen, aber er war starr geblieben und hatte alles Nachgeben abgelehnt. Jetzt drohte ihm das Schlimmste, wenn nicht bald Entsatz kam. Da endlich nahte sich Herzog Robert. In Eilmärschen rückte er heran, mit einem Heer, das er schnell gesammelt hatte, darunter auch viele Araber aus Sizilien. Heinrich fühlte sich einer offenen Schlacht nicht gewachsen und durfte sich in der Stadt nicht einschließen lassen. Er räumte sie am 21. Mai und zog nach Norden ab. Vier Tage später erschien das normännische Heer vor den Mauern, und nach weiteren drei Tagen, am 28. Mai 1084, gelang es ihm, durch einen Handstreich einzudringen. Ein furchtbarer Straßenkampf entspann sich, in dem die Truppen Roberts sich alles erlaubten und ganze Stadtteile in Flammen aufgingen. Dann machte der Herzog kehrt, denn sein Land konnte ihn nicht entbehren. Mit ihm zog auch Gregor davon. Nach allem, was vorgefallen, war seines Bleibens in der verwüsteten Stadt nicht mehr. Während er seine Zuflucht in Salerno fand, nahm der Gegenpapst seinen Sitz wieder in Rom.

Noch ein Jahr hat Gregor gelebt, ein Gestürzter, Verlassener und Verbannter, auf dessen Stimme niemand hörte. Ein Jahr nach der Erstürmung Roms, am 25. Mai 1085, ist er gestorben. Daß er unterlegen sei, sprach er selbst auf dem Totenbett aus. Er fühlte sich als Märtyrer einer gerechten Sache. »Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung.«

Heinrich IV. war bald nach seiner Krönung nach Deutschland zurückgekehrt. Er fand hier einen wenig gefährlichen Gegenkönig, den Grafen Hermann von Salm-Luxemburg. Sogar in Sachsen war man des Kampfes müde, und als der Kaiser sich in vielen Stücken nachgiebig zeigte, unterwarf man sich ihm. Hermann zog sich auf

seine Güter zurück und kam dort in einer kleinen Fehde um. Nur die Kirche, soweit sie zu Gregor gehalten hatte, und das Herzogtum Bayern, in dem sich der geächtete Welfe behauptete, verweigerten Heinrich die Anerkennung. In einem Kleinkrieg um einzelne Bistümer, Bischofstädte und Klöster verbissen sich die Parteien, aber die Sache des Kaisers war im Fortschreiten. Da riefen ihn bedenkliche Nachrichten aufs neue nach Italien.

Auch in Italien hatte die kaiserliche Partei zunächst die Oberhand gewonnen. Der Anhang Gregors war zersprengt und uneinig. Abt Desiderius von Montecassino, ein Vertreter der gemäßigten Anschauung, den man nach einjährigem Schwanken zum Papst erhob, konnte sich nicht durchsetzen. Er zog sich in sein Kloster zurück und starb hier schon 1087. Erst im folgenden Jahre fand sich der Mann, der die Sache Gregors retten und zum Siege führen sollte: Urban II. Odo von Chatillon, einst Prior von Cluny, hatte zu den vertrautesten Ratgebern Gregors gehört und dachte wie dieser, aber er war ihm überlegen an Weltklugheit und schmiegsamer Geschicklichkeit. Er scheute sich nicht, grundsätzliche Forderungen zu opfern, wo es galt, Anhänger zu gewinnen oder festzuhalten. Mit heimlichen Mitteln, durch Einflüsterungen und Ränke erreichte er, was Gregors stürmischer Offenheit, seiner strengen Folgerichtigkeit mißglückt war. Schon ein Jahr, nachdem er erhoben war, hatte er einen wichtigen Erfolg errungen: die Verbindung zwischen Bayern und Toskana. Es war ein anstößiges Schauspiel: der siebzehnjährige Sohn des Bayernherzogs, Welf II., heiratete die dreiundvierzigjährige Mathilde.

Dies veranlaßte den Kaiser, selbst wieder nach Italien zu eilen. Im März 1090 erschien er mit starkem Aufgebot und eröffnete den Krieg gegen die vereinigte bayrisch-toskanische Macht. Er war anfangs erfolgreich, Mathilde schien zu unterliegen. Da wurde er im Herbst 1092 beim Angriff auf Canossa von Mathilde überraschend angegriffen und zum Rückzug gezwungen. Von da ab wandte sich das Glück, schon das nächste Jahr brachte den Zusammenbruch.

Es war Urban II. gelungen, die kaiserfeindlichen Kräfte Italiens zusammenzufassen und gewaltig zu verstärken. Seine Hauptstütze fand er immer mehr bei den Normannen, unter denen nach Roberts

Tode — der war schon 1085 im Lager vor Durazzo gestorben — dessen jüngster Bruder, Graf Roger von Sizilien, die Führung übernommen hatte. Die Verbindung zwischen diesem und den übrigen Gegnern des Kaisers war natürlich. Eine Überraschung aber war es, daß in der Lombardei die Parteien, die sich seit 1077 heftig bekämpft hatten, Adel und Volk, Bischöfe und Pataria, das Kriegsbeil begruben und die Städte die Führung des geeinten Landes ergriffen. Wie es gekommen war, verrät die trümmerhafte Überlieferung nicht. Wir sehen nur, daß im Jahre 1093 der Bürgerkrieg ein Ende hat, die ganze Bewegung der Pataria aufhört und vier der größten Städte des Landes, Mailand, Lodi, Cremona und Piacenza, sich auf zwanzig Jahre verbünden gegen den gebannten Kaiser. Noch unerhörter aber ist, daß an ihre Spitze des Kaisers eigener Sohn, der junge König Konrad tritt, eine Tochter Rogers von Sizilien heiratet und dem Papste den Treueid schwört. Wie es Urban gelungen war, den Verrat bis in das Königshaus zu tragen, ist ein Geheimnis. Wir kennen nur die Tatsache: ein Jahr nach dem Sohn verließ den Kaiser auch seine zweite Gemahlin, eine russische Fürstentochter Praxedis, genannt Adelheid, ein schlimmes Weib, das sich nicht schämte, sich selber bloßzustellen, indem sie die scheußlichsten Beschuldigungen gegen das Leben und Treiben ihres Gemahls verbreitete, Dinge, die nur Verleumdung sein können.

Vor dieser widernatürlichen Verbindung seiner Feinde und seiner nächsten Angehörigen brach der Kaiser als Herrscher und als Mensch zusammen. Von den meisten verlassen, von der Rückkehr nach Deutschland abgeschnitten, am Leben verzweifelnd, durfte er froh sein, daß er in Verona und Umgegend eine Zuflucht fand, wo er sich die nächsten Jahre halten konnte. Auch der Gegenpapst mußte sich jetzt in sein Erzbistum Ravenna zurückziehen und ist dort nach einigen Jahren gestorben, ohne einen Nachfolger zu finden. Als Sieger konnte Urban nach Rom zurückkehren und im Jahre 1095 den Triumphzug durch Italien und Frankreich antreten, wo er auf der Synode zu Clermont die Losung ausgab: auf zum Kampf gegen die Ungläubigen, zur Befreiung des heiligen Landes! Gott will es! So stand der Papst da an der Spitze der abendländischen Christenheit, die er zu den größten Unternehmungen dieser Jahrhunderte

aufbot. Vom deutschen Kaisertum war nicht mehr die Rede, es war gestürzt, sein Träger in einem Winkel Italiens verschollen.

Aber es blieb nicht lange so. Zu unnatürlich war der Ehebund des jungen Welf mit der alternden Mathilde; schon 1096 löste er sich, und Bayern näherte sich dem Kaiser. Im folgenden Jahr konnte Heinrich nach Deutschland zurückkehren, wo die Laienwelt des Kampfes längst müde war. Nun söhnte er sich mit den gegnerischen Fürsten aus und erreichte ihre Anerkennung. Sie wird ihnen leicht gefallen sein, denn des Kaisers Macht war gebrochen. Nur verschwindend wenige Regierungshandlungen von ihm lassen sich in der nächsten Zeit nachweisen. Man duldete ihn. Einzig die Kirche versagte ihm auch jetzt den Frieden. Im Jahre 1102 hat Paschalis II., der Nachfolger Urbans, ihn auf ewig verflucht. Vergebens erbot er sich zu Bußeleistungen, auch zum Kreuzzug. Man wollte keinen Frieden mit ihm, es sei denn, er verzichte auf das Investiturrecht. Dazu aber hat er sich nie verstanden, von seinem ererbten Königsrecht ist er keine Handbreit gewichen. So ging denn der Kampf um die Reichskirche weiter, Bischof stand gegen Bischof, Abt gegen Abt, was der eine weihte, das verfluchte der andere, eine tiefe Zerrüttung und Verwilderung aller Verhältnisse griff Platz, und das Ende war nicht abzusehen.

Da machte ein bitteres Trauerspiel der Regierung des Kaisers ein Ende. Sein ältester Sohn Konrad war 1101 in Italien gestorben, ein willenloses Werkzeug in den Händen der Kaiserfeinde. Der Vater hatte ihn geächtet und den jüngeren Bruder, Heinrich, zum König wählen und krönen lassen. Nun fiel auch dieser von ihm ab und erhob sich gegen ihn. Was ihn dazu getrieben, wissen wir nicht, aber daß er ein hartherziger Bösewicht war, der keine Gewalttat scheute, hat er später bewiesen. Es wird ihm wohl zu lange gedauert haben, daß der Vater, der nicht zu regieren verstand und sein Erbteil vertat, ihm den Weg versperrte. Er getraute sich, es besser zu machen. Aus einem nebensächlichen Anlaß verließ er zu Ende des Jahres 1104 den Hof des Kaisers. Sofort machten sich die Päpstlichen an ihn heran. Von ihnen ließ er sich die heuchlerische Losung geben: nur der Bann der Kirche zwinge ihn, sich gegen den Vater aufzulehnen; das Reich mit der Kirche auszusöhnen, sei allein seine Absicht. Die Losung wirkte,

die Anhänger strömten ihm zu, in Bayern, Sachsen, Thüringen war er bald anerkannt. Als der Kaiser, der wie gelähmt und zögernd den Kampf aufnahm, im Spätsommer 1105 bei Regensburg dem Sohne gegenübertrat, wurde er von den eigenen Truppen verlassen. Um neue Kräfte zu sammeln, eilte er an den Rhein, da fiel er der plumpen Hinterlist zum Opfer, mit der der Sohn ihn zu fangen wußte. In heuchlerischer Unterredung, von schönen Worten triefend, verstand der junge Verbrecher den alten Mann so völlig zu täuschen, daß der sein Gefolge entließ und sich ganz in die Hand des Sohnes gab, der ihm die Aussöhnung mit der Kirche verhieß. Kaum war dies geschehen, so wurde er gefangen und auf die Burg Böckelheim gebracht. Hier nötigte man ihn durch Androhung des Todes, den Befehl zur Auslieferung der Abzeichen seiner Würde und zur Übergabe aller Burgen an den Sohn zu geben. Dann wurde er vor den Reichstag zu Ingelheim geführt, gezwungen, ein Schuldbekenntnis zu verlesen, daß er die Regierung verscherzt habe und der Krone unwürdig sei, und in dauernde Gefangenschaft abgeführt. An seiner Stelle ergriff Heinrich V. die Zügel der Regierung.

Nach einigen Monaten gelang es dem Kaiser, aus der Haft zu entkommen. Er ging nach den Niederlanden, wo Bischof Otbert von Lüttich ein alter Vertrauter von ihm war und auch andere Fürsten noch zu ihm hielten. Von hier aus erließ er Kundgebungen an die Reichsfürsten, an den König von Frankreich, an den Abt von Cluny, klagte den Sohn vor aller Welt an und erbot sich aufs neue zur Aussöhnung mit der Kirche. Am ganzen Niederrhein trat man ihm bei, Köln, die große und wichtige Stadt, erklärte sich für ihn. Bald sah er sich an der Spitze eines Heeres. Auch der König hatte seine Truppen gesammelt und eilte herbei, um Köln zu nehmen. Es gelang ihm nicht, er mußte abziehen. Auf nahe Entfernung standen die Heere einander gegenüber, der Kaiser in Lüttich, der König in Aachen. Jeder Tag konnte die Entscheidung bringen, der Ausgang war ungewiß. Da trat der Tod dazwischen. Am 7. August 1106 beschloß Heinrich IV. sein freudenleeres, unglückliches Leben.

Furchtbar waren die Fehler seiner Jugend, die menschlichen wie die politischen, an ihm heimgesucht worden. Zieht man alles in Betracht, so war der schlimmste der, daß ihm die Kraft gebrach für den

Kampf, in den er gestellt war, und den er nicht zu führen verstand. Er war kein Herrscher, weder Staatsmann noch Feldherr. Natur und Geschichte aber sind darin gleich unerbittlich, daß sie den Mangel an Kraft am wenigsten verzeihen. »Es war sein Verhängnis, daß jedermann ein frommes Werk zu tun glaubte, wenn er gegen ihn die Waffen erhob.« So hat ein englischer Chronist über Heinrich IV. geurteilt. Das Wort trifft die Hauptsache: die Todfeindschaft der Kirche war es, der Heinrich erlag, die er herausgefordert hatte, ohne ihr gewachsen zu sein.

Ungeheuer war, was er verloren hatte: die Herrschaft in Italien, das wirkliche Kaisertum hatte aufgehört zu sein, und in Deutschland war das Königtum ein Schatten seiner früheren Erscheinung geworden. Nur eins war gerettet: das Recht der Krone. Dafür allein hatte der Kaiser zuletzt gekämpft und gelitten, dafür war er gefallen. Das war das Erbteil, das er dem Nachfolger überließ. Bald sollte sich zeigen, daß es genug war, um die Wiederherstellung des Verlorenen zu unternehmen.

Der Tod des Vaters machte Heinrich V. rasch zum Herrn im ganzen Reich. Alle Wolken schienen verschwunden, da auch die Kirche ihn freudig begrüßte; erwartete sie doch von ihm, daß er ihr geben werde, was der Vater verweigert hatte. Der junge König aber bewies außergewöhnliche staatsmännische Gaben, oder — was bei seinen einundzwanzig Jahren wahrscheinlicher ist — er war außerordentlich gut beraten, da er bei aller Ergebenheit doch jede bindende Erklärung zu vermeiden wußte. Verhandlungen mit dem Papste, die sofort eröffnet wurden, führten zu keinem Ergebnis, die Kirche aber wagte nicht, gegen ihn die Waffen zu gebrauchen, denen der Vater erlegen war, denn Heinrich V. hatte die Fürsten des Reichs alle hinter sich. Die nächsten Jahre benutzte er, um die Verhältnisse an den Grenzen, im Hennegau, in Böhmen, gegen Ungarn und Polen zu ordnen und seine Stellung durch das engste Bündnis mit England zu stärken. Er heiratete Mathilde, die Tochter des englischen Königs. Dann konnte er mit ganzer Kraft an die Auseinandersetzung mit der Kirche herantreten.

Er fand dabei schon eine wesentlich veränderte Lage vor. Wohl hatten die Päpste das Verbot der Laieninvestitur immer aufs neue

und in stets verschärfter Fassung wiederholt. Aber es war zugleich immer zweifelhafter geworden, ob es sich in dieser bedingungslosen Form werde durchführen lassen. Worauf bezog es sich eigentlich, und was war unter der Investitur zu verstehen, die die Kirche bekämpfte? Darüber waren die Meinungen auch innerhalb der Kirche selbst geteilt, und ihre eigene Wissenschaft gab verschiedene Antworten. Daß der König die Investitur eines Bischofs durch Überreichung von Ring und Stab vornahm, war allerdings nicht zu dulden; Ring und Stab waren die Abzeichen des geistlichen Amtes, und daß dieses von Laien übertragen wurde, konnte die Kirche nicht anerkennen. Auf der anderen Seite war doch nicht zu leugnen, daß die Lösung der Kirchen mit ihrem ganzen gewaltigen Besitz an Gütern, Hoheitsrechten, Burgen und kriegerischer Gefolgschaft aus dem Lehnsverband nichts anderes als die Zerstörung des Staates bedeutete. Die unentwegten Bekenner der Gedanken Gregors VII. schreckten davor nicht zurück. Was war ihnen der weltliche Staat, dieses Abbild des Teufelsreiches? Sie dachten nur an die Kirche, ihre Freiheit, ihre Herrschaft und versteiften sich auf den Satz, daß, was einmal der Kirche geschenkt sei, für alle Ewigkeit Gott und den Heiligen gehöre und von jeder weltlichen Verpflichtung frei bleiben müsse. Aber es gab doch genug Leute im Klerus selbst, die die praktische Unmöglichkeit dieser Theorie erkannten und einsahen, daß um der Kirche selbst und ihrer Sicherheit willen dem Staat nicht seine Macht genommen werden dürfe. Sie fanden, daß ein Unterschied zu machen sei zwischen geistlichem Amt und weltlichem Besitz. Müsse das Amt von aller irdischen Unterwürfigkeit freibleiben, so könne der Besitz doch sehr wohl anders behandelt werden und, soweit er vom Staat herrührte, auch dem Staate dienen. An einer Investitur mit den Gütern und Rechten der Kirchen nahmen sie keinen Anstoß. Sie fanden auch, daß es nicht angehe, den König von allem Einfluß auf die Besetzung der Bistümer auszuschließen. Solle der Bischof von Klerus und Volk gewählt werden, wie es die alten Gesetze der Kirche vorschrieben, so müsse der König als der Erste im Volk daran teilnehmen dürfen.

Das bedeutete freilich, daß die Kirche im Verbande des weltlichen Staates verblieb. Wer in ihrer Verquickung mit der Welt und ihren Aufgaben die letzte Ursache ihres Verfalles erblickte, konnte dem

nicht zustimmen. Darum fehlte es auch nicht an solchen, insbesondere in mönchischen Kreisen, die bereit waren, auf alle staatlichen Güter, Rechte und Hoheiten zu verzichten, damit die Kirchen in voller Freiheit ihre ursprüngliche Reinheit wiederfinden könnten.

Als Heinrich V. zur Regierung gelangte, waren diese Fragen für die beiden großen Nachbarreiche bereits praktisch im Sinne der vermittelnden Lehre entschieden. In Frankreich wie in England hatte die Kirche sich dazu verstanden, die Trennung von Amt und Besitz und die Verfügung des Königs über den Besitz der geistlichen Reichsanstalten zu dulden. In England war auf dieser Grundlage im Jahre 1105 ein förmlicher Vertrag zwischen dem König und dem Erzbischof von Canterbury als Oberhaupt der Landeskirche geschlossen worden, der zwei Jahre später durch den Reichstag bestätigt wurde. Danach sollten Bischöfe und Äbte in Gegenwart des Königs gewählt, von ihm mit dem weltlichen Besitz ihrer Kirchen belehnt werden, dafür die Huldigung als Vassallen leisten und alsdann die geistliche Weihe ihres Amtes empfangen. Papst Paschalis II. hatte sich anfangs gesträubt, das anzuerkennen, zuletzt aber nachgegeben und erklärt, die Abmachung dulden zu wollen, »bis Gott dem Herzen des Königs bessere Gedanken eingeben würde«. Genau genommen und praktisch angesehen, war dies der bisherige Zustand mit der einen Ausnahme, daß das kirchliche Amt selbst der Verfügung des Herrschers entzogen war. Die Bedürfnisse des Staates konnten damit als befriedigt gelten.

In Deutschland hätte die Art, wie in Frankreich und England der Investiturstreit tatsächlich beendigt war, nicht unbekannt bleiben können, auch wenn der deutsche König nicht der Schwiegersohn des englischen geworden wäre. Es konnte sich also für Heinrich V. nur noch darum handeln, mindestens dieselben Zugeständnisse, die die Kirche in anderen Ländern schon gemacht hatte, auch für sein Reich zu erlangen. Dabei ergab sich allerdings eine Schwierigkeit. Wurde das Recht der Verfügung über die Bistümer in der veränderten Form dem deutschen König auch für Italien eingeräumt, so war damit auch die Grundlage der früheren deutschen Herrschaft wiederhergestellt, und wenn der deutsche König erst wieder in Italien Fuß faßte, wo blieb dann die Freiheit der römischen Kirche? Mußte man

nicht besorgen, daß ein künftiger Kaiser dann auch den Papst sich wieder so unterwerfen werde, wie es zuletzt unter Heinrich III. gewesen war? Die Frage der Investitur der Bischöfe war also nicht zu trennen von der andern, ob das deutsche Kaisertum in Italien wiedererstehen solle und in welcher Form, in welchen Grenzen.

Anfang Januar 1110 tagte in Regensburg ein Reichstag. Den versammelten Fürsten eröffnete der König seine Absicht, über die Alpen zu ziehen, in Rom die Kaiserkrone zu erlangen und »die weitausgedehnten Lande Italiens in brüderlichem Frieden und nach alten Rechten und Satzungen in die Gemeinschaft des deutschen Königreichs aufzunehmen«. Einhellige Zustimmung antwortete ihm. »Der sollte nicht für einen Mann gehalten werden, der sich der Teilnahme an einem so männlichen Unternehmen entzöge.« Die Wiederherstellung des deutschen Kaisertums war der einstimmige Wille der Nation.

Dem entsprach die Beteiligung. So groß war das Heer, das im Herbst des Jahres die Alpen überschritt, daß es geteilt werden mußte. Die eine Hälfte zog wie gewöhnlich über den Brenner, der König selbst mit der andern über den Großen St. Bernhard.

In Rom hatte Papst Paschalis sich zum Empfang bereit gemacht. Auf einer Synode im März war das Investiturverbot in einer Schärfe wiederholt worden, die alles frühere übertraf. Der Laie, der die Verfügung über kirchlichen Besitz in Anspruch nähme, sollte des Kirchenraubes schuldig sein, ebenso jeder, der die rechtmäßige Besetzung der Kirchen hinderte. Dann hatte der Papst sich nach Unteritalien zu den normännischen Fürsten begeben und sie alle hoch und heilig schwören lassen, ihm auf seinen Ruf gegen Heinrich beizustehen. Aber als nun der König unaufgehalten durch die Lombardei nach Toskana vorrückte, als sogar Mathilde sich ihm unterwarf und sich die Belehnung von ihm geben ließ, als das deutsche Heer zu Anfang des neuen Jahres sich Rom näherte, während die Normannen keine Anstalten machten, ihrem Eide zu genügen, da verlor Paschalis den Mut. Er hätte ausweichen, nach Süden flüchten, übers Meer nach Frankreich gehen können. Gregor VII. hätte das wahrscheinlich getan. Aber Paschalis II. war kein Gregor. Er zog es vor, sich mit dem Gegner zu verständigen. In Sutri, zwei Tagemärsche

nördlich von Rom, schlossen seine Unterhändler am 9. Februar 1111 einen Vertrag mit den Königlichen. Sein Inhalt war so außerordentlich, daß man ihn zunächst geheim halten mußte. Heinrich versprach, vor seiner Kaiserkrönung auf alle und jede Investitur für immer zu verzichten, Paschalis aber machte sich anheischig, den Kirchen des Reichs die Herausgabe aller Güter und Rechte zu befehlen, die sie vom Reich empfangen hätten, soweit nicht der König ihnen gnädig gestatten wolle, sie zu behalten. Von beiden Seiten wurde der Vertrag beschworen, bei der Krönung sollte er ausgeführt werden. Am Hofe des Papstes hatte angesichts der verzweifelten Gefahr die mönchische Auffassung gesiegt: Los von der Welt, los vom Staat um jeden Preis, reinliche Scheidung!

Drei Tage später hielt der König seinen Einzug in Rom. Bei Sankt Peter empfing ihn der Papst, in der Kirche versammelten sich Kardinäle und Fürsten mit ihrem Gefolge, draußen lagerten die Truppen, wogte das Volk. Heinrichs Verzichturkunde ward verlesen und übergeben, dann kam der Erlaß des Papstes an die Reihe. Er erregte sofort einen Sturm des Widerspruchs. Die strengen Gregorianer waren empört, daß die Kirchen ihr Eigentum herausgeben, Bischöfe und Äbte nicht weniger, daß sie aufhören sollten, Reichsfürsten zu sein. Auch manche Laien, die Kirchengut zu Lehen trugen, sahen ihren Besitz gefährdet. Es gab heftige Auftritte, Ritter Heinrich Haupt von Pappenheim zog das Schwert gegen den Erzbischof von Salzburg. Die Erregung wuchs zu ungeheurem Tumult.

Zum zweitenmal verlor jetzt Paschalis den Mut. Er erklärte dem König, der Vertrag sei unausführbar. Heinrich erwiderte darauf nach seiner Art: er hielt sich für getäuscht und betrogen und ließ den Papst mitsamt seinem ganzen Hofstaat verhaften. Als das draußen bekannt wurde, stürmte das Volk gegen die Kirche, um die Gefangenen zu befreien, die Truppen des Kaisers gingen ihrerseits vor, und es entstand ein blutiger Straßenkampf, der bis zum Dunkelwerden dauerte. Die Deutschen blieben Sieger, zogen aber noch in der Nacht davon. Den Papst und die Seinen nahmen sie mit.

Zwei Monate lagerte nun Heinrich draußen vor der Stadt, die ihm die Tore schloß. Die Landgüter der römischen Vornehmen ließ er verwüsten und drohte Paschalis mit Erhebung eines Gegen-

papstes. Damit brach er den Widerstand des Gefangenen. Am 11. April verstand dieser sich dazu, ihm das Recht der Investitur mit Ring und Stab auf Lebenszeit einzuräumen. Darauf Friedenschluß mit Rom, am 13. April öffnen sich die Tore, Heinrich kann zum zweitenmal einziehen, wird zum Kaiser gekrönt und empfängt die versprochene Urkunde. Er konnte meinen, alles erreicht zu haben, was er irgend wünschen, und mehr, als er hoffen durfte. Paschalis hatte ihm geschworen, das Verliehene nie zurückzunehmen, ihn nie zu exkommunizieren und wegen des Vorgefallenen nie zur Rechenschaft zu ziehen. Als Sieger konnte der Kaiser nach Deutschland heimkehren.

Er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Papst war nicht die Kirche, und die Kirche erkannte das Privileg nicht an, das Paschalis sich hatte abnötigen lassen. Eine Synode in Rom erklärte es schon im März 1112 für ungültig, anderswo tat man desgleichen, der Papst mußte dazu schweigen, man hätte ihn sonst abgesetzt. Den Kampf mit der Kirche hatte Heinrich bisher vermieden, jetzt war er da. Zugleich erhob sich auch im Reich der Aufstand gegen ihn. In Thüringen und Sachsen bildete sich eine Verschwörung der Fürsten aus Anlaß eines Erbstreites, in dem der Kaiser gegen die herrschenden Rechtsbegriffe verfahren sein sollte. Lothar von Supplinburg, den er selbst zum Herzog von Sachsen erhoben, trat an die Spitze des Aufstands. Erzbischof Adalbert von Mainz, einst sein Kanzler und vertrautester Lenker aller seiner Schritte, ging zu den Gegnern über, Köln schloß sich an, das ganze nördliche und nordwestliche Deutschland war in Aufruhr, und Heinrich konnte es nicht bezwingen.

Das zu benutzen, zögerte die Kirche keinen Augenblick. Schon zu Ende des Jahres 1114 verhängte ein päpstlicher Legat von französischem Boden aus zum erstenmal den Ausschluß aus der Kirche über den Kaiser. Als dieser bald darauf, im Februar 1115, von den sächsischen Fürsten unter Führung Lothars am Welfesholz bei Sandersleben im Mansfeldischen eine schwere Niederlage erlitt, wagte der Legat sich nach Köln und wiederholte hier seinen Spruch, ein anderer kam nach Sachsen und tat dort dasselbe. Ein Jahr darauf, im Frühjahr 1116, entschloß sich auch Paschalis II., Farbe zu

bekennen: er exkommunizierte den Kaiser. So war man zehn Jahre nach der Entthronung Heinrichs IV. wieder auf demselben Punkte angelangt.

Mittlerweile war ein Ereignis eingetreten, das den Kaiser veranlaßte, die Dinge in Deutschland seinen Anhängern zu überlassen und sich schleunigst nach Italien zu begeben. Die alte Gräfin Mathilde war gestorben, die Letzte aus dem Hause von Canossa. Mit der Markgrafschaft Toskana fiel ihr ganzer ungeheurer Familienbesitz als erbenloses Gut dem Kaiser zu. Die Schenkung an die Kirche war ungültig, und Heinrich hatte schon vor vier Jahren durchgesetzt, daß sein Erbrecht anerkannt wurde. Jetzt eilte er herbei und ergriff Besitz von allem. Ein Fürstentum, wie es kein zweites gab, war nunmehr in Italien sein eigen. Die Kirche schwieg. Erst zwei Jahrzehnte später, unter gänzlich veränderten Umständen, ist sie mit ihrem Anspruch hervorgetreten, und seitdem ist »das Land der Gräfin Mathilde« länger als ein Jahrhundert der stete Zankapfel zwischen Kaiser und Papst gewesen. Heinrich V. aber fand weder Widerstand noch Widerspruch, als er die Markgrafschaft mitsamt den Familiengütern von Canossa in Verwaltung nahm.

Gestützt auf diese neue breite Grundlage glaubte er nun, auch mit dem Papst ins reine kommen zu können. Aber als er im Frühjahr 1117 auf Rom heranrückte, tat Paschalis, was er sechs Jahre früher nicht gewagt hatte: er wich aus und ging zu den Normannen nach Unteritalien. Hier ist er im Januar 1118 gestorben. Sein Nachfolger, Gelasius II., beobachtete die gleiche Haltung, und als Heinrich in Rom einen Gegenpapst einsetzte und Gelasius die Aussicht auf Rückkehr schwinden sah, bestieg er Schiffe und segelte nach der Provence. Auf der Reise nach Frankreich ist er in Vienne im Januar 1119 gestorben. Zu seinem Nachfolger wählten die Kardinäle den Erzbischof des Ortes, Guido, der sich Calixt II. nannte.

Es war der Wendepunkt im deutschen Investiturstreit. Seit mehr als einem Menschenalter, seit Gregor VII., hatten auf dem päpstlichen Thron lauter Mönche gesessen, die ihrer Politik alle einen mehr oder weniger welt- und staatsfeindlichen Zug aufdrückten. Calixt II. kam nicht aus dem Kloster. Aus fürstlichem Hause, rechnete er den König von Frankreich und den Kaiser selbst zu seinen Ver-

wandten. Er bot sogleich die Hand zur Versöhnung. Anstatt den Bann über Heinrich zu wiederholen, schrieb er ihm freundlich, redete ihn als Vetter an und erklärte sich zur Verständigung bereit. Sofort kamen die Verhandlungen in Gang. Schon im Oktober glaubte man am Ziele zu sein. Kaiser und Papst kamen sich an der lothringisch-französischen Grenze, bei Mouzon an der Maas, entgegen, um den Vertrag abzuschließen. Er scheiterte im letzten Augenblick daran, daß der Papst den Verzicht auf die Investitur, zu dem der Kaiser bereit war, auch auf den weltlichen Besitz der Kirche bezogen wissen wollte, was Heinrich ablehnte. Nun begann der Kampf aufs neue. Auch Calixt sprach jetzt die Exkommunikation gegen Heinrich aus, und in Deutschland ging der Bürgerkrieg weiter.

Aber man war schließlich doch des Streitens müde. Die deutschen Fürsten überzeugten sich, daß es sinnlos sei, wenn das Reich um zweifelhafter kirchlicher Ansprüche willen sich aufreiben lasse, zumal die Kirche selbst auf die gleichen Ansprüche in Frankreich und England schon verzichtet hatte. Auf der andern Seite hatte Calixt II. Erfolge erzielt, die es ihm möglich machten, nachgiebig zu sein. Er war nach Italien gegangen, hatte Mailand ganz für sich gewonnen, mit den vereinten Kräften seiner Anhänger den Kirchenstaat und Rom erobert und den Gegenpapst gefangen genommen. Unbestrittener Herr in Italien, konnte er für Deutschland Entgegenkommen zeigen. Als die deutschen Fürsten im Herbst 1121 die Vermittlung in die Hand nahmen, ging er darauf ein. Die Kardinäle, die er mit Vollmacht nach Deutschland sandte, gehörten der gemäßigten Richtung an und schlossen am 23. September 1123 in Worms mit Kaiser und Reich den Frieden im Namen der Kirche. Nach langen und schwierigen Verhandlungen hatte man sich auf der Grundlage verständigt, daß Deutschland und Italien verschieden behandelt wurden. Daß der Kaiser auf die Investitur mit Ring und Stab verzichten mußte, verstand sich von selbst. Dafür bewilligte die Kirche für das deutsche Königreich das gleiche, was in England schon seit fünfzehn Jahren galt: daß die Wahl des Bischofs oder Abtes in des Königs Gegenwart stattfinden, der Gewählte von ihm mit den Besitzungen seiner Kirche durch Überreichung eines Zepters belehnt werden, ihm dafür die Vassallenhuldigung leisten und dann erst die

geistliche Würde empfangen solle. Bezüglich Deutschlands war also das »Konkordat von Worms« nur eine Abschrift des englischen. Anders in Italien und Burgund. Hier sollte die Wahl nicht an die Gegenwart des Kaisers gebunden sein und der Gewählte die Belehnung erst nach seiner Weihe empfangen. Was die Unterscheidung bedeutete, springt klar in die Augen: die Verfügung über die italischen Bistümer, die in früheren Zeiten die Grundlage und das Mittel der deutschen Herrschaft gebildet hatte, war aufgegeben, von dieser Seite hatte der Papst für seine eigene Unabhängigkeit nichts mehr zu fürchten. Das war der eine große Gewinn, den die Kirche davontrug. Der andere bestand darin, daß das Reich nicht mehr behauptete, die Kirchen gehörten ihm. Es hatte anerkannt, daß sie als geistliche Anstalten frei seien, und hatte über ihre weltlichen Besitzungen und Hoheitsrechte und über die Art ihrer Besetzung einen Vertrag geschlossen, der in die Form eines Zugeständnisses von seiten der Kirche gekleidet war. Was man früher als eigenstes Recht des Königs angesehen hatte, war zu einer Vergünstigung geworden, die ihm die Kirche gewährte und nicht einmal für immer gewährte. Dies nämlich war der dritte große Gewinn, der das Konkordat zu einem Sieg der Kirche machte: was es bewilligte, galt nur dem derzeit regierenden Kaiser Heinrich V. und erlosch mit seinem Tode von selbst. Es war also nur ein Waffenstillstand, kein ewiger Friede zwischen Reich und Kirche geschlossen worden, und schon unter Heinrichs Nachfolger konnte der Kampf von neuem beginnen.

Daß der Kaiser sich darauf eingelassen hat, kann man gleichwohl verstehen. Das Reich bedurfte des Friedens; ob es ihm bei längerem Kampfe gelungen wäre, sich auf dem Thron zu halten, konnte niemand sagen. Dagegen bot ihm das Konkordat, was er brauchte: die Verfügung über die Kirchen Deutschlands wie bisher. Die Wahlen beherrschte er durch seine Gegenwart, die Dienste der Bischöfe und Äbte blieben dem Reich erhalten. Auch für das, was er in Italien aufgab, konnte er glauben Ersatz gefunden zu haben. Für die deutsche Herrschaft bot ihm dort die Markgrafschaft Toskana samt den mathildischen Gütern eine neue Grundlage. War ihm ein längeres Leben vergönnt — er zählte damals erst achtunddreißig Jahre — so mußte der Zustand, den das Konkordat geschaffen hatte, sich ein-



Heinrich II. wird von Christus gekrönt
Miniatur aus dem Sacramentarium Heinrichs II.
Phot. August Reusch, Buch- und Kunstverlag, München.

Dictatus papae.

I. Quod Romana ecclesia a solo domino sit fundata.

II. Quod solus Romanus pontifex iure dicatur universalis.

III. Quod ille solus possit deponere episcopos vel reconciliare.

IIII. Quod legatus eius omnibus episcopis presit in concilio etiam inferioris gradus. et adversus eos sententiam depositionis possit dare.

V. Quod absentes papa possit deponere.

VI. Quod cum excommunicatis ab illo inter cetera nec in eadem domo debemus manere.

VII. Quod illi soli licet pro temporis necessitate novas leges condere. novas plebes congregare. de canonica abbatiam facere. et e contra. divitem episcopatum dividere. et inopes unire.

VIII. Quod solus possit uti imperialibus insigniis.

VIIII. Quod solius pape pedes omnes principes deosculentur.

X. Quod illius solius nomen in ecclesiis recitetur.

XI. Quod hoc unicum est nomen in mundo.

XII. Quod illi liceat imperatores deponere.

XIII. Quod illi liceat de sede ad sedem necessitate cogente episcopos transmutare.

XIIII. Quod de omni ecclesia quocunque voluerit clericum valeat ordinare.

XV. Quod ab illo ordinatus alii ecclesie preesse potest. sed non militare. et quod ab aliquo episcopo non debet superiorem gradum accipere.

XVI. Quod nulla synodus absque precepto eius debet generalis vocari.

XVII. Quod nullum capitulum. nullusque liber canonicus habeatur absque illius auctoritate.

XVIII. Quod sententia illius a nullo debeat retractari. et ipse omnium solus retractare possit.

XVIIII. Quod a nemine ipse iudicari debeat.

XX. Quod nullus audeat condemnare apostolicam sedem apellantem.

XXI. Quod maiores cause cuiuscunque ecclesie ad eam referri debeant.

XXII. Quod Romana ecclesia nunquam erravit. nec in perpetuum scriptura testante errabit.

XXIII. Quod Romanus pontifex si canonice fuerit ordinatus meritis beati Petri indubitanter efficitur sanctus. testante sancto Ennodio Papiensi episcopo ei multis sanctis patribus faventibus. sicut in decretis beati Symachi pape continetur.

Aufzeichnung Gregors VII. über die Rechte des Papstes

bürgern und zur Rechtsgewohnheit werden, so daß auch die Kirche einem neuen König gegenüber nicht mehr davon zurücktreten konnte.

Dies mögen die Erwägungen gewesen sein, die Heinrich V. und seine Berater leiteten. Sie enthielten nur einen verhängnisvollen Fehler: die Rechnung auf eine lange Regierung des Kaisers. Er war, wie sich bald herausstellte, ein schwerkranker Mann, vielleicht damals schon vom Tode gezeichnet. Bald nachher muß das Leiden hervorgetreten sein. Es war der Krebs in seiner bösesten Form. Mit ungeheurer Willenskraft wußte er es zu verbergen, aber seine Tage waren gezählt. Am 23. Mai 1125 starb er zu Utrecht. In der Gruft des Doms zu Speyer wurde er an der Seite des Vaters und Großvaters beigesetzt, der Letzte seines Geschlechts.

Wer noch in den Anschauungen des alten deutschen Reiches lebte, der brauchte nach dem Nachfolger nicht zu suchen. Friedrich von Schwaben, der Sohn des gleichnamigen Staufers, der im Jahr 1079 von Heinrich IV. das Herzogtum und später die Hand der Kaisertochter Agnes erhalten hatte, der Schwestersohn Heinrichs V., war auch sein Erbe und gegebener Nachfolger. Sein Haus, als dessen ursprünglicher Stammsitz Waiblingen galt — die stattliche Burg auf dem Hohenstaufen ist erst später bezogen worden — war alt und vornehm, der Familienbesitz auf der Schwäbischen Alb und im Elsaß, um Göppingen und Schlettstadt, bedeutend. Die stattlich schöne Kirche von St. Fides in Schlettstadt, eine staufische Familienstiftung, erfreut noch heute den Beschauer, während von der Burg, nach der das Geschlecht sich nannte, nur unansehnliche Trümmer übrig sind. Jetzt kam die Erbschaft des ausgestorbenen Königshauses hinzu, der große, reiche Besitz bei Speyer und Worms, für sich allein schon ein kleines Fürstentum. Unter den Fürsten des Reichs war der Herzog von Schwaben von je einer der ersten, vom Neckar bis zum Kamm der Hochalpen und vom Lech bis an den Rhein übte er die königlichen Befugnisse. Heinrich V. hatte dem Geschlecht eine weitere Erhöhung verliehen, als er aus den Reichs- und Hausgütern am mittleren Neckar und Main, zwischen Heilbronn und Würzburg, um Rothenburg ob der Tauber, ein Herzogtum Ostfranken bildete und es seinem jüngeren Neffen Konrad übertrug. Friedrich selbst war, wie schon sein Vater, die rechte Hand und feste Stütze des Königtums

gewesen, ein tüchtiger Feldherr, der sich besonders um den Ausbau der Festungen in Schwaben und am Rhein große Verdienste erworben hatte — »Herzog Friedrich schleift am Schweife seines Rosses immer eine Burg nach sich«, sagte man von ihm — dabei in den Geschäften klug und geschickt und von würdigem, königlichem Auftreten. Es fehlte ihm auch nicht an einem starken natürlichen Anhang. Seine Mutter Agnes hatte in zweiter Ehe den Markgrafen von Österreich, Leopold den Babenberger, geheiratet, er selbst war mit Judith, der Tochter des Herzogs von Bayern, vermählt. In jeder Hinsicht war er der Krone würdig. Er nahm sie für sich in Anspruch.

Aber er hatte auch viele und starke Gegner. Vor allen anderen die Kirche. Sie mußte ihn schon bekämpfen, weil er den Grundsatz des Erbrechts verkörperte, das ihr ein Dorn im Auge war. In freier Wahl sollte überall, im Weltlichen wie im Geistlichen, der Tüchtigste gefunden werden. Der Kirche konnte es auch nicht genehm sein, daß ein neuer König die Regierung des verstorbenen mit größeren Machtmitteln fortsetzte. Und zu allem andern hatte Herzog Friedrich unter den Geistlichen einen zum erbitterten persönlichen Feind, der schon all die Jahre gegen den Kaiser und die Seinen angekämpft hatte und jetzt seine Zeit gekommen sah: Erzbischof Adalbert von Mainz. Im Verein mit zwei päpstlichen Legaten hat dieser die Bewerbung Friedrichs zu Fall gebracht, als zu Ende August 1125 in Mainz die Wahlverhandlung begann. Friedrich selbst erleichterte ihm das Spiel dadurch, daß er offen und ungescheut mit seinem Anspruch auftrat und, da man ihn nicht sogleich anerkannte, die Versammlung verließ. Mit ihm und den Schwaben zog auch der Bayernherzog ab. Aber er ließ sich durch geistliches Zureden zur Rückkehr bewegen, und nun ging am 30. August aus der einstimmigen Wahl von Sachsen, Franken und Bayern der Sachsenherzog Lothar als König hervor. Friedrich von Schwaben zögerte noch drei Tage, dann nahm auch er die Entscheidung hin und huldigte mit seinem ganzen Stamme.

Lothar war seit mehr als einem Jahrzehnt der stete Widersacher des Königtums gewesen; jetzt sollte er selbst es führen. Seit 1106 der Nachfolger seines Stiefbruders, des letzten Billungers, im Herzog-

tum Sachsen, hatte er diesem Titel einen neuen Inhalt zu geben begonnen, indem er die Oberhoheit an Königs Statt im ganzen Stammesgebiet gegenüber Grafen und Markgrafen in Anspruch nahm, so wie sie der Bayernherzog in seinem Herzogtum besaß. Er war deshalb mit Heinrich V. noch ganz zuletzt in Streit geraten. Ein rüstiger Fünfziger, als Feldherr wohl erprobt, als Regent tätig und erfolgreich, dankte er sein Emporkommen wesentlich einer reichen Heirat. Richenza, die Enkelin Ottos von Nordheim und alleinige Erbin von dessen ausgedehnten Gütern um Göttingen und am Harz, hatte zugleich von ihrem mütterlichen Großvater den sehr bedeutenden Besitz eines andern ausgestorbenen Adelsgeschlechts, der Brunonen, überkommen, dessen Name heute noch in Braunschweig (Bruneswik), seinem Hauptsitz, fortlebt. Durch seine Gemahlin war Lothar der größte Grundherr in ganz Norddeutschland geworden. Mit dem Süden verband ihn, daß seine Mutter eine bayrische Gräfin gewesen und seine Nichte Wulfhild, die Tochter seines Stiefbruders, des letzten Billungers, mit dem Herzog von Bayern vermählt war. Vor allem aber hatte er die Kirche für sich. In allen Kämpfen hatte er auf ihrer Seite gestanden; jetzt vergalt sie es ihm, indem sie ihn erhob und stützte.

Freilich verlangte sie auch sofort ein großes Opfer. Mit Heinrichs V. Tod war der Vertrag von Worms erloschen. Das Verhältnis der Krone zu den Reichskirchen mußte neu geregelt werden. Es geschah sogleich nach der Königswahl durch einen Beschluß der versammelten Fürsten. Als dauerndes Recht sollte hinfort gelten, daß die Wahlen von der Gegenwart und jeglicher Einmischung des Königs frei seien, die so Gewählten sogleich die geistliche Weihe und dann erst vom König die Belehnung mit dem Zepter empfingen und ihm die Huldigung leisteten. Die Ordnung, die in Worms für Italien und Burgund festgesetzt war, wurde also jetzt auf Deutschland übertragen, die besonderen Zugeständnisse, die Heinrich V. durchgesetzt hatte, hörten auf. Das Eigentum des Reiches am Gut der Kirche wurde zwar noch behauptet, nicht aber die Herrschaft, die der König noch in Worms über die Bischöfe und Äbte festgehalten hatte. So glaubte man die volle Aussöhnung zwischen Kirche und Reich gefunden zu haben.

Man kann sich diesen Beschluß wohl erklären. Ein König, der die Machtansprüche seines Amtes verteidigen konnte, war nicht da; der eben erwählte Lothar, von der Kirche erhoben und ihr verpflichtet, war dazu nicht imstande. Die Fürsten aber hätten kein Bedürfnis gefühlt, für den König einzutreten, dessen Übergewicht sie stets fürchteten, auch wenn die Mehrzahl von ihnen nicht selbst Geistliche gewesen wären, denen es gewiß verlockend erschien, von dem Druck der königlichen Hand frei zu werden. Ob das Reich bei dieser Lockerung des Bandes bestehen konnte, das bisher seinen Bau zusammengehalten hatte, das mußte sich nun zeigen.

Am Leitseil der Kirche

Friedrich von Schwaben hatte sich unterworfen, aber er war nicht gewonnen, und es währte nicht lange, so sah man ihn in offenem Aufstand gegen den König. Den Anlaß bot die Erbschaft Heinrichs V. Es war nicht immer leicht, zu entscheiden, was von ihr dem Reiche, was dem erloschenen Königshaus gehörte. Lothar verlangte die Herausgabe gewisser Güter, Friedrich verweigerte sie. Noch vor Ende des Jahres wurde er deswegen geächtet, im nächsten begann der Kampf. Um sich zu stärken, warb der König neue Anhänger. Es gelang ihm, Bayern für sich zu gewinnen: der junge Herzog Heinrich der Stolze, der Schwager des Staufers, heiratete Lothars einzige Tochter Gertrud. Das mächtige schwäbische Adelsgeschlecht der Zähringer, das den Herzogstitel führte, weil es unter Heinrich IV. das Herzogtum Kärnten besessen hatte, wurde für den Anschluß belohnt durch Verleihung einer vizeköniglichen Macht in Burgund. Nun schritten die Staufer zum Äußersten. Im Dezember 1127 erhoben sie mit ihrem Anhang Konrad, den Herzog von Ostfranken, zum König. Dieser suchte neue Kräfte in Italien, empfing in Mailand die Unterwerfung des Erzbischofs und der Stadt, konnte sich aber im übrigen Lande nicht durchsetzen. Indessen drehte sich der Kampf in Deutschland hauptsächlich um Nürnberg und Speyer, die von den Staufern festgehalten wurden. Erst 1129 gelang es Lothar, Speyer zu nehmen, 1130 gewann er auch Nürnberg. Er hätte jetzt vielleicht mit ganzer Kraft vorgehen, das Herzogtum Schwaben erobern und das staufische Haus vernichten können. Statt dessen ließ er sich durch die Bedürfnisse der römischen Kirche zu einem Unternehmen in Italien bewegen, das seinen endgültigen Sieg hinausschob.

In Rom hatte im Jahre 1130 der Gegensatz der städtischen Parteien zu einer doppelten Papstwahl geführt. Die Mehrheit hatte den angesehenen Kardinal Peter Pierleoni, Anaklet II., erhoben, eine

Minderheit den unbedeutenden Innozenz II. Anaklet war der Enkel eines getauften Juden, dessen Reichtum Gregor VII. wertvolle Dienste geleistet hatte, und war selbst Mönch und Prior in Cluny gewesen. Rom beherrschte er völlig, Innozenz mußte weichen. Er wandte sich zuerst nach Frankreich und fand hier allgemeine Anerkennung, hauptsächlich, weil Bernhard von Clairvaux, der große Prediger und Schriftsteller, mit dem ganzen Gewicht seiner Beredsamkeit für ihn eintrat. Für Bernhard war entscheidend die jüdische Abstammung Anaklets und vielleicht noch mehr, daß er Cluniazenser war. Denn gegen Cluny richtete sich die ganze Eifersucht des neuen Ordens der Zisterzienser, dem Bernhard angehörte. So wurde die Kirche gespalten durch den Zwist der Parteien in Rom und den Wettstreit zweier Orden in Frankreich.

Die Entscheidung mußte von Deutschland kommen. Dorthin wandte sich Innozenz. Begleitet von seinem Herold und Vorkämpfer Bernhard erschien er im März 1131 am Hofe Lothars in Lüttich. Lothar war von jeher gewohnt, kirchlichen Wünschen großen Einfluß einzuräumen. Sein leitender Minister war Norbert von Xanten, den er zum Reichskanzler und Erzbischof von Magdeburg gemacht hatte, der Gründer des Ordens der Prämonstratenser, die die mönchische Lebensweise auch im Weltklerus einzuführen suchten. Den vereinten Vorstellungen dieser Männer konnte der König nicht widerstehen. Im Frühling 1133 versprach er in Rom zu erscheinen, um die Spaltung des Papsttums zu beseitigen.

Er hielt Wort. Obgleich der Krieg gegen die Staufer noch lange nicht beendet war, überschritt er im Herbst 1132 mit kleinem Heer den Brenner. In der Lombardei fand er bei seiner geringen Macht wenig Beachtung, die großen Städte schlossen ihm die Tore. Er zog seines Wegs und gelangte, nachdem sein Papst zu ihm gestoßen war, im März 1133 vor Rom. Hier hatte die Partei Innozenz' sich inzwischen der eigentlichen Stadt bemächtigt. Aber das rechte Tiberufer mit der Kirche Sankt Peters blieb fest in der Hand Anaklets. Lothars Kräfte genügten nicht, es ihm zu entreißen. So entschloß sich Innozenz nach langwierigem Verhandeln, die Kaiserkrönung am 4. Juni gegen alles Herkommen im Lateran vorzunehmen.

Bald nach der Krönung trat der Kaiser den Heimweg an. Vorher

jedoch hatte er vom Papst eine bedeutsame Urkunde sich geben lassen. Unleidliche Zustände hatte das Gesetz über die Besetzung der Kirchen von 1125 gezeitigt. Bischöfe und Äbte, ohne jeden Einfluß des Königs gewählt und geweiht, hatten die Regierung ihrer Fürstentümer angetreten, obgleich sie die Belehnung nicht empfangen hatten. Schon bei der Begegnung in Lüttich hatte Lothar vor dem Papst darüber Klage geführt, wie sehr das Reich den Kirchen zuliebe geschwächt sei, und zum Schrecken der Römer das Investiturrecht zurückgefordert. Damals hatte ihn Bernhard von Clairvaux zum Schweigen gebracht. In Rom wiederholte der Kaiser sein Verlangen, und obgleich sein eigener Kanzler Norbert ihm widersprach, setzte er wenigstens soviel durch, daß Innozenz den Bischöfen und Äbten seines Reiches verbot, die weltliche Regierung ihrer Kirchen in die Hand zu nehmen, ehe sie vom Kaiser belehnt seien. Dieser hatte nun doch eine Handhabe, auf die Besetzung der Reichskirchen einzuwirken, und er hat sie zu brauchen verstanden.

Von der andern Seite trat in Rom der Papst an ihn heran mit dem Anspruch auf die Mathildische Erbschaft. Er forderte ihre Auslieferung gemäß dem Testament der Gräfin. Lothar war nicht gewillt, dem stattzugeben, und so einigte man sich dahin, daß der Kaiser die Güter lebenslänglich behalten und nach seinem Tode sein Schwiegersohn, Herzog Heinrich von Bayern, sie als Vassall der römischen Kirche empfangen sollte. Wenn also das Obereigentum Roms auch anerkannt wurde, so verblieb doch der tatsächliche Besitz dem Kaiser und seinen Erben.

Die Kaiserkrönung Lothars ist aber noch durch anderes als durch diese einzelnen Maßregeln bedeutsam. In dem Erlaß über den Lehensempfang der Bischöfe, von dem eben die Rede war, brauchte der Papst die Wendung: »Wir überlassen dir die Fülle der kaiserlichen Würde«. Das war etwas ganz Unerhörtes. Noch nie hatte ein Papst in dieser Weise das Recht in Anspruch genommen, über das Kaisertum zu verfügen, vielmehr hatte seit Konrad II. der Grundsatz im deutschen Staatsrecht gegolten, daß der König, den die Deutschen wählten, ohne weiteres zum Kaiser bestimmt sei. In kirchlichen Kreisen hatten die Anschauungen darüber sich allerdings gründlich gewandelt. Schon zur Zeit Heinrichs IV. war in einer Streitschrift gelegentlich

die Behauptung ausgesprochen worden, die Kirche sei es gewesen, die zu ihrem eigenen Schutze das Kaisertum den Griechen genommen und zuerst auf die Franken, dann auf die Deutschen übertragen habe. Die Lehre setzte sich fest. Man verband mit ihr die sagenhafte Erzählung — die man für Geschichte hielt — Papst Silvester habe von Konstantin dem Großen, zum Dank für die Taufe, die Herrschaft über den Westen erhalten. Man verband damit weiter die Zeremonien bei der Kaiserkrönung, die Überreichung der Abzeichen, die Salbung durch den Papst, die Leistung eines Eides durch den Kaiser, Formen, die man wie alles Derartige nach der Weise der Zeit als Sinnbilder des Rechtsverhältnisses deutete, — und die Vorstellung war fertig: vom Papst, von der Kirche empfängt der Kaiser seine Würde, also ist das Kaisertum ein Eigentum der Kirche und wird von ihr als Lehen vergeben.

Wir können uns nicht wundern, im Jahre 1124 einen kirchlichen Schriftsteller versichern zu hören: »Der römische Kaiser muß vom Papst erhoben, gekrönt und geweiht werden.« Diese Lehre wiederholte Innozenz II., als er es gegenüber Lothar selbst aussprach, er verleihe ihm die Kaiserwürde; und Lothar nahm es hin.

Man muß in Rom das Gefühl gehabt haben, daß ein wichtiger Erfolg errungen sei, denn man beschloß, das Ereignis im Bilde zu verewigen. Im päpstlichen Palast auf dem Lateranischen Hügel wurde ein Wandgemälde angebracht, das den Kaiser vor dem Papste kniend mit gefalteten Händen darstellte und durch folgende Inschrift in Versen erläutert war:

»Naht sich der König dem Tor, beschwört er die Rechte der Hauptstadt,
Wird er des Papstes Mann, so empfängt er von ihm seine Krone.«

Nun wußte es jeder Besucher des Palastes: das Kaisertum ist ein Lehen der Kirche und der Kaiser des Papstes Vassall.

Ein Jahr nach seiner Rückkehr nach Deutschland hatte Lothar den Erfolg, daß der Widerstand des Staufers endlich gebrochen wurde. Im August 1134 trat er den Feldzug zur Eroberung Schwabens an, und bald darauf gelang dem Herzog von Bayern die Einnahme von Ulm. Das Herzogtum lag offen, Friedrich gab den Kampf auf und unterwarf sich, der Gegenkönig folgte nach einiger Zeit. Lothar übte

Nachsicht und ließ ihnen Güter und Würden. Es war ihm um ehrliche Versöhnung zu tun, denn schon wieder rief die Kirche ihn nach Italien, und diesmal war die Aufgabe so groß, daß sie die volle Kraft des Reiches erforderte.

Der Kaiser hatte bei seinem ersten Erscheinen die Kirchenspaltung nicht beseitigen können. Seit seinem Abzug hatte die Partei Anaklets sich ungeschwächt gehalten. Ihre Stärke lag hauptsächlich in der Anhängerschaft der unteritalischen Normannen. Bei diesen aber hatten sich völlig neue Verhältnisse entwickelt, denen auch das Kaisertum nicht gleichgültig gegenüberstehen durfte.

Im Jahre 1127 war die Nachkommenschaft Robert Guiscards ausgestorben, und der Graf von Sizilien, Roger II., ein Sohn des gleichnamigen Eroberers, hatte verstanden, die sämtlichen Fürstentümer des Festlands mit der Insel zu vereinigen. Den widerstrebenden Papst hatte er gezwungen, ihm die Belehnung zu erteilen. Bei der Spaltung der Kirche hatte er sich Anaklet angeschlossen, der ihm zum Dank dafür im Jahr 1130 den Königstitel gab. Damit war in Unteritalien unter der scheinbaren Oberhoheit der Kirche eine neue Großmacht entstanden, die auch zur See unter den Mächten des Mittelmeeres einen hervorragenden Platz beanspruchen durfte. Roger II., der Gründer dieses Reiches, war zudem ein Herrscher von bedeutenden Fähigkeiten, der es verstand, seinem Staat durch kluge Gesetzgebung und treffliche Verwaltung eine Festigkeit und Stärke zu verleihen, um die andere Staaten das junge Königreich beneiden konnten.

Daß durch die Entstehung der sizilischen Großmacht die Stellung des Kaisertums in Italien völlig verändert war, bedarf keines Beweises. Platz für zwei Reiche von solcher Bedeutung hatte die Halbinsel nicht. Eine Teilung war schon darum nicht möglich, weil die Insel mit ihrer außerordentlich günstigen geographischen Lage, wenn sie über entsprechende Machtmittel verfügte, den Seeverkehr des ganzen Festlands beherrschen und stören konnte. Dieser Verkehr hatte aber seit dem erfolgreichen ersten Kreuzzug einen gewaltigen Aufschwung genommen. Von der Gründung der abendländischen Ritterkolonie in Syrien — nichts anderes war das Königreich Jerusalem — haben vielleicht die italischen Seestädte Genua und Pisa den größten und unmittelbarsten Nutzen gehabt. Ihre Schiffe teilten sich mit

denen von Konstantinopel und Venedig in die Beherrschung des Mittelmeerverkehrs. Nun trat ihnen als Mitbewerber Sizilien entgegen, an dem sie jedesmal vorbeifahren mußten, dessen Häfen sie als Anlegestationen nicht entbehren konnten. An dem Schicksal des Handels von Genua und Pisa war aber auch ihr Hinterland aufs stärkste beteiligt, und die natürliche Gegnerschaft der Seestädte und des Inselreichs übertrug sich dadurch auf das ganze obere und mittlere Italien, das Reich des deutschen Kaisers. Wollte er es behaupten, so mußte er auch seine Bedürfnisse vertreten. Früher oder später mußte es also zum Austrag kommen, wer in Italien herrschte, der Kaiser oder der König von Sizilien.

Andere Beweggründe machten auch Konstantinopel und Venedig zu Gegnern des Königreichs. Eine sizilische Seemacht, die keine andere mehr zu fürchten brauchte, konnte eines Tages die Meerenge von Otranto sperren, den venetianischen Schiffen die Fahrt ins östliche Mittelmeer verbieten und damit den Handel der Lagunenstadt ersticken. Ohnehin hatte dieser durch die Kämpfe im sizilischen Reich größte Verluste erlitten — man sprach von Waren im Werte von vierzigtausend Talenten. In Konstantinopel aber hatte man nicht vergessen, daß schon Robert Guiscard einmal den kurzen Sprung über das Adriatische Meer gewagt und auf seinem Vormarsch durch die Balkanhalbinsel bis vor Saloniki gekommen war.

So führte gleiche Gegnerschaft gegen die neuentstandene gefährliche Großmacht den Papst Innozenz II., den griechischen Kaiser und die italischen Seestädte zusammen. Nichts war natürlicher, als daß sie sich zu gemeinsamem Kampf gegen den gemeinsamen Gegner vereinigten. Arm und Schwert ihres Bündnisses aber sollte Kaiser Lothar sein. Mit einem einzigen Schlage sollte er die doppelte Aufgabe erfüllen, der Kirche die Einheit wiederzugeben und das sizilische Königreich zu zertrümmern. Auch wenn das Wort der Priester weniger schwer bei ihm gewogen hätte, er hätte sich der Aufforderung nicht entziehen können; die unteritalischen Verhältnisse konnte er ebensowenig sich selbst überlassen, wie Otto II. und Heinrich II. es gekonnt hatten.

Das begriff man in Deutschland allgemein. Ein Reichstag zu Weihnachten 1135 zu Speyer beschloß den Feldzug nach Italien, und das Heer, das zu Anfang September 1136 den Brenner überschritt,

zeigte das deutsche Reich geeint. Auch die Staufer nahmen teil, der ehemalige Gegenkönig Konrad führte selbst das Banner. So stark war diesmal das kriegerische Aufgebot, daß fast aller Widerstand rasch gebrochen wurde. Eine nach der anderen wurden die Städte der Lombardei, soweit sie sich nicht freiwillig unterwarfen, bis nach Piemont hin bezwungen; dann kam die Romagna an die Reihe. Unaufhaltsam ging der Vormarsch die Küste der Adria entlang, im April war die Grenze des Königreichs am Tronto erreicht. Rogers Truppen zeigten sich nirgends, dem deutschen Heere fühlten sie sich offenbar nicht gewachsen. Ein Teil der Barone des Festlands war im Aufstand gegen den König und huldigte dem Kaiser. Auch die Städte Apuliens leisteten nur schwachen Widerstand. Ende Mai stand der Kaiser vor Trani, das sich auch nicht halten konnte. Die sizilische Flotte, die der Stadt zu Hilfe zu kommen versuchte, wurde von venezianischen oder griechischen Schiffen geschlagen und erlitt schwere Verluste. Sie ist nicht wieder in Tätigkeit getreten. Im Juni legte sich das Heer vor Bari, die Hauptstadt Apuliens. Die Stadt, die nur ungern die normännische Herrschaft ertrug, öffnete bald die Tore, nur die Festung widerstand noch.

Mittlerweile hatte Heinrich von Bayern mit einem Teil des Heeres den Weg durch Toskana, an Rom vorbei, ins Neapolitanische genommen und überall die Unterwerfung durchgeführt. Nun stieß er zum Kaiser, und nun hielt sich auch das Kastell von Bari nicht länger, es wurde gestürmt, nachdem seine Befestigungen untergraben waren. Es war eine der größten kriegerischen Leistungen dieser Zeit. »Der Schall dieses großen Sieges ging durch ganz Italien, Kalabrien und Sizilien«, sagt der Chronist von Benevent. Ganz Apulien bis hinab nach Tarent unterwarf sich freiwillig nach diesem Schlage. Jetzt ging es an die Westküste. Neapel und Amalfi waren schon gefallen, Salerno war das Ziel, die festländische Hauptstadt des Königreichs. König Roger hatte sie selbst verteidigen wollen, wich aber der drohenden Einschließung aus. Von den Deutschen zu Land, von genuesischen und pisanischen Schiffen auf der Seeseite belagert, ergab sich Salerno im August. Kalabrien konnte nun keine Mühe mehr machen; und dann mußte die Hauptsache kommen, der Übergang nach Sizilien und die Eroberung der Insel.

Aber das Erwartete unterblieb. Im September machte der Kaiser kehrt und trat den Rückmarsch nach Norden an. Der Feldzug war zu Ende. Der Chronist dieser Zeit, Bischof Otto von Freising, der die Erfolge Lothars nicht genug zu rühmen weiß, behauptet, er sei zum Rückzug genötigt worden durch die Kriegsmüdigkeit seiner Leute, die sich nach Weib und Kind sehnten. Das mag wohl mitgesprochen haben. Dem einfachen Ritter, auch manchem Fürsten, wird es nicht eingeleuchtet haben, zu welchem Zweck er noch länger so weit entfernt von der Heimat und den deutschen Grenzen Leben und Gesundheit wagen sollte, wo doch für ihn nichts zu holen war. Aber wir erraten, daß noch andere Gründe für den Abbruch des Feldzugs sprachen. Der Krieg war ein Bündniskrieg, und wie immer in solchen Fällen lockerten sich die Verbindungen und traten die Gegensätze zutage, je größer die Erfolge waren. Schon hatte Pisa, durch Nichtbeachtung seiner Wünsche gekränkt, sich abgewandt und dem Gegner genähert. Aus Konstantinopel kamen wohl Glückwünsche und Ehrengeschenke, aber keine Unterstützung. Wozu auch sollte der griechische Kaiser seinem westlichen Rivalen helfen, Provinzen zu erobern, die eigentlich den Griechen gehörten? Ja sogar zwischen dem Papst und dem sonst so kirchentreuen Kaiser stimmte die Rechnung nicht mehr. Im stillen mag man in der Umgebung Innozenz' II. wohl gefragt haben, ob man nicht aus dem Regen in die Traufe käme, wenn der deutsche Kaiser durch immer neue Siege sich zum Herrn in Unteritalien machte. Mancherlei Reibungen waren schon vorausgegangen, da trat der Zwiespalt offen hervor, als man daran ging, die Verhältnisse in den eroberten Gebieten neu zu ordnen. Wem gehörten diese eigentlich? Der Papst war längst gewohnt, den ganzen Süden als sein Eigentum zu betrachten, aber am deutschen Hofe erinnerte man sich wohl, daß noch vor nicht allzu langer Zeit — es war ja noch kein Jahrhundert seitdem vergangen — der deutsche Kaiser hier als Oberherr geboten und die Lande als Lehen vergeben hatte. Lothar wollte dieses Recht wieder aufleben lassen, Innozenz auf seinen Anspruch nicht verzichten. Um doch eine Verfügung treffen zu können, einigte man sich nach langem Streit dahin, daß Papst und Kaiser gemeinsam die Belehnung vollziehen sollten. So berührte der Papst die Spitze, der Kaiser den Schaft der Lanze, die der Führer der

aufständischen Barone, Rainulf von Alife, entgegennahm, zum Zeichen, daß ihm die Herrschaft über den festländischen Teil des Königreichs verliehen sei.

Einen letzten Grund für die vorzeitige Rückkehr können wir noch erraten, den nur wenige gewußt haben mögen. Der alternde Kaiser wurde schwächer und schwächer, es war zweifelhaft, ob er noch lebend nach Deutschland käme, wo er doch noch Wichtiges auszuführen hatte. Die Anzeichen des nahenden Endes mögen sich schon früher bemerkbar gemacht haben. In der Tat hat er den deutschen Boden nur als ein Sterbender erreicht. Am 4. Dezember 1137 verschied er in Breitenwang am Lech. Seine Leiche wurde nach Sachsen geschafft und im Kloster Königslutter bei Helmstedt begraben, das er vor anderthalb Jahren gestiftet hatte. In seinem Herzogtum im sächsischen Lande trauerte man tief um ihn. Einen förmlichen Lobgesang stimmt der Annalist in Paderborn auf den Kaiser an, zu dessen Zeiten der Himmel gnädig, das Wetter gut und die Ernte reich gewesen sei. Aber auch weniger Nahestehende urteilen voller Anerkennung. Bischof Otto von Freising, der ein Stiefbruder Friedrichs von Schwaben und des Gegenkönigs Konrad war, stellt fest, daß seit Karl dem Großen kein König so große Erfolge errungen habe wie Lothar auf seinem Feldzug im Süden. Die wärmste Anerkennung äußert ein französischer Zeitgenosse, Abt Suger von Saint Denis. Er findet es bewundernswert, wie Lothar es verstanden habe, das deutsche Reich, das er ohne jeden Erbanspruch erlangt, dennoch kraftvoll zu regieren, Italien mit Macht zu unterwerfen, die römische Kaiserkrone trotz des Widerstands der Römer zu gewinnen, Apulien mit der Schärfe des Schwerts zu bezwingen, den König von Sizilien zu verjagen und seine ruhmvolle Laufbahn in vollem Triumph zu beschließen. Abt Suger, der leitende Minister des französischen Königs, verstand sich auf solche Dinge; man muß dem Ausländer zustimmen, er hat richtig gesehen. Es war eine Leistung für den Mann aus kleinem Grafenhaus, daß er sich als König behauptete und die Macht des Reiches seit Menschenaltern zum erstenmal wieder dem Ausland in achtunggebietender Weise zu fühlen gab. War er in den Anfängen seiner Regierung allzusehr von der Kirche abhängig gewesen, der er seine Erhebung verdankte, so hat er es doch verstanden,

mit der Zeit auch ihr gegenüber die Bedürfnisse des Reiches zur Geltung zu bringen. Daß er dabei vorsichtig zu Werke ging und sich auf Kompromisse einließ, war ein Gebot der Klugheit, wenn er den kaum beendeten Streit nicht wieder aufleben lassen wollte, den sein Königtum schwerlich ausgehalten hätte. Auch so schon hatte er am Ende seiner Regierung eine Macht und vor allem in Italien durch die Unterwerfung der Lombardei und den Besitz Toskanas und der Mathildischen Erbschaft eine Stellung erlangt, die in Rom schwerlich ganz ohne Besorgnis gesehen wurde. Es war ein trefflicher Anfang; wenn die Fortsetzung folgte, so konnte das deutsche Kaisertum, dem Lothar zuerst wieder Ruhm und Ansehen bei den Völkern erworben hatte, einer neuen Blüte entgegensehen.

Lothar hatte getan, was er tun konnte, um die Fortsetzung zu sichern. Da er keinen Sohn hatte, war sein Schwiegersohn Heinrich von Bayern der Erbe seines ganzen Eigentums in Sachsen. Er erbte ebenso in Italien das Gut der Mathilde. Zum Markgrafen von Toskana hatte der Kaiser ihn eingesetzt und ihm für den Fall des eigenen Todes die Belehnung mit dem sächsischen Herzogtum schon erteilt. Im ganzen Reich gab es keinen mächtigeren Fürsten, ja vielleicht hatte noch niemals ein einzelner Mann so gewaltige Mittel in seiner Hand vereinigt. Er war der gegebene König: der größte Landesherr im Norden wie im Süden Deutschlands und in Italien. Wenn irgend etwas dem deutschen Kaisertum die Aussicht bot, die beherrschende Höhe der Tage Heinrichs III. wieder zu erreichen, so war es die Thronbesteigung des Welfen.

Daß es nicht dazu kam, war das Werk der Kirche. Sie gerade konnte diese natürliche Fortentwicklung und Steigerung der deutschen Königsmacht nicht gern sehen, und sie hatte gegen die Person des Bayernherzogs starke Einwendungen zu machen. In den letzten Zeiten Lothars hatte er schon großen Einfluß geübt, auf dem italischen Feldzug sehr selbständig auftreten dürfen und die Entschlüsse des Kaisers wesentlich bestimmt. Da hatte man Gelegenheit gehabt, ihn und die feste Art kennen zu lernen, mit der er die Rechte des Reiches auch gegenüber dem Papst vertrat. Von ihm konnte man nicht erwarten, daß er als König sich von der Kirche leiten lasse. Man fürchtete ihn. Daß er der Stolze genannt wurde, verdankte er den Geistlichen,

in deren Augen der Stolz eine Todsünde war. Sie mußten in ihm den Gegner sehen, und sie haben seine Erhebung hintertrieben.

Zu Pfingsten sollte die Wahl stattfinden. Aber eine kleine Gruppe von Fürsten, die beiden Staufer, ein paar Bischöfe unter Führung eines Kardinallegaten, eines Schwaben namens Dietwin, kamen zuvor, indem sie ganz eigenmächtig schon am 7. März 1138 in Koblenz den früheren Gegenkönig Konrad zu ihrem König erhoben. Der Legat führte ihn nach Aachen und krönte ihn. Die andern Fürsten grollten zwar, aber der vollendeten Tatsache und dem geistlichen Zureden fügten sie sich und bestätigten zu Pfingsten in Bamberg durch einstimmigen Beschluß die Wahl. Der Bayer war nicht zugegen und verweigerte die Anerkennung. Aber als seine Landesbischöfe sich von ihm trennten und huldigten, da gab auch er den Widerstand auf. Konrad III. war allgemein anerkannter König.

Es war das Werk einiger Geistlicher, vor allem des Legaten. »Auf Befehl des Papstes Innozenz« sei Konrad erhoben, sagt kurz und bündig der Lütticher Annalist. Einer, der viel für die Sache getan hatte, Erzbischof Albero von Trier, ein herrischer Prälat und gewandter Ränkeschmied, sprach es offen aus: »Da wir den Willen der römischen Kirche kannten, stimmten wir der göttlichen Anordnung zu; die Eintracht zwischen Kirche und Reich durften wir nicht spalten.« Später wurde er noch deutlicher: man habe Herzog Heinrich von der Wahl ausgeschlossen, weil er von der römischen Kirche entschieden bekämpft wurde, die sich von seiner Macht erdrückt fühlte.

Konrad III. war also ein richtiger Pfaffenkönig und ist es stets geblieben. Er war es auch nach seiner Gesinnung. Ein großer, stattlicher Herr von ungewöhnlicher Körperkraft, tapfer und rüstig, auch nicht ohne Verstand, war er doch eine durch und durch unselbständige Natur und der Kirche aus innerem Bedürfnis rückhaltlos ergeben. Durch die ganze abendländische Welt geht damals ein Zug von Kirchlichkeit wie nie früher oder später. Die Erregung des Investiturstreites hatte den Boden bereitet, und die Erfolge, die die Kirche erzielte, steigerten von selbst ihren Einfluß. Daß die große Bewegung der Kreuzzüge, von Urban II. 1095 entfesselt, einen so vollständigen Erfolg gehabt hatte, daß die heiligen Stätten des Glaubens wieder im Besitz der Christen waren, ein christlicher König in Jerusalem

gebot, wirkte als handgreiflicher Beweis dafür, daß die Welt sich von der Kirche sollte lenken lassen. Neue Mönchsorden, geistliche Ritterorden erstanden als lebendige Zeugen einer tiefreligiösen Kirchlichkeit, wie man sie bisher nicht gekannt hatte. In Konrad III. und seiner Regierung fand dieser Geist den vollsten Ausdruck. Um diesen König zu leiten, bedurfte es nicht einmal überlegener Fähigkeiten, er gehorchte schon dem geistlichen Kleide. Es waren auch nichts weniger als hervorragende Geister, die an seinem Hofe den Ton angaben, wie etwa Wibald, der Abt von Stablo und Korvey, den seine Briefe als gebildeten und wohlredenden Literaten ohne eigene Gedanken und ausgeprägten Charakter zeigen. So scheinen sie alle gewesen zu sein, die den König umgaben, schöngeistige Bureaukraten, deren stets wiederholtes Schlagwort lautet: »Eintracht von Königtum und Priestertum!« Was es in ihrem Munde bedeutete, ist nicht zu verkennen: Herrschaft der Priester über den König. In allen Fragen entschied in letzter Linie der Wille der Kirche. In Rom erfuhr man alles Wichtige durch Wibald. Mit Papst und Kardinälen führte er einen Briefwechsel, hielt sie eifrig auf dem laufenden und empfing Weisungen, was zu geschehen und was der König zu wollen habe. In den nächsten Jahren ist Deutschland von Rom aus regiert worden.

Zu einer selbständigen Regierung war Konrad auch nicht stark genug. Seine eigene Macht war nicht bedeutend, er war im wesentlichen doch nur der Bruder des Herzogs von Schwaben. Daß er den Versuch unternahm, die Übermacht des Welfen zu beseitigen, brachte ihn in noch größere Abhängigkeit.

Herzog Heinrich hatte den Widerstand wohl aufgegeben, aber gehuldigt hatte er nicht. Er wartete offenbar auf seine Zeit. Konrad gedachte ihm zuvorzukommen. Er erwirkte ein Urteil der Fürsten, daß die Vereinigung zweier Herzogtümer gegen Recht und Herkommen sei, und forderte daraufhin, daß Heinrich auf Sachsen verzichte. Da dieser sich weigerte, ächtete er ihn, sprach ihm seine beiden Herzogtümer ab und verlieh Sachsen an Markgraf Albrecht von Ballenstedt, Bayern an seinen eigenen Stiefbruder, Markgraf Leopold von Österreich. Damit war der Krieg in Nord und Süd entfesselt. In Sachsen war es dem Welfen nicht schwer sich zu halten, Albrecht mußte weichen. Aber als er nun nach Bayern eilen, auch den Babenberger vertreiben

wollte, starb er 1139. Seine Rechte gingen auf seinen Sohn Heinrich über. Dieser hat später als Heinrich der Löwe die Welt mit seinem Namen erfüllt, damals war er noch kaum ein zehnjähriger Knabe, für den die Großmutter, die Kaiserin Richenza, und der Vatersbruder Welf den Kampf fortsetzten. Zwei Jahre hat der Krieg ohne klare Entscheidung sich hingezogen, hauptsächlich an den Grenzen von Bayern und Schwaben. Im Gedächtnis der Nachwelt ist davon die hübsche Erzählung haften geblieben, wie König Konrad im Jahre 1140 die Burg Weinsberg zur Übergabe gebracht habe unter der Bedingung, daß nur die Frauen mit dem, was sie bei sich trügen, abziehen dürften, und wie dann diese, ihre Männer auf dem Rücken, die Burg verlassen hätten, was der König denn auch lachend geduldet habe. Die Erzählung, von der die Burgruine heute den Namen Weibertreu führt, ist oft als Sage verworfen worden. Indes liegt ein zwingender Grund dazu nicht vor. Sie beweist auf jeden Fall, daß man den König Konrad für einen Mann von Wort und auch für einen Freund guten Humors gehalten hat.

Während dieser Kämpfe starben die Führer auf beiden Seiten, Kaiserin Richenza und Markgraf Leopold. Das erleichterte die Verständigung, und eine Heirat machte dem Streit ein Ende. Leopolds Erbe, Heinrich von Österreich mit dem Beinamen Jasomirgott, vermählte sich mit der Herzoginwitwe Gertrud und behielt Bayern; Sachsen blieb dem jungen Welfen Heinrich. Albrecht von Ballenstedt ging leer aus. Zu Frankfurt wurde 1142 der Friede geschlossen. Es war von Anfang an ein fauler Friede, der seine festeste Bürgschaft verlor, als Gertrud schon im nächsten Jahre starb. Welf hatte ihn nicht gebilligt, und wenn er auch vorläufig nichts dagegen tat, so wußte doch jedermann, daß das welfische Haus mit seinem ganzen Anhang überzeugt davon war, der Spruch der Fürsten, der für die Ächtung Heinrichs des Stolzen und alles Folgende die rechtliche Grundlage bildete, sei zu Unrecht gefällt, und darum gehöre von Rechts wegen auch Bayern dem jungen Heinrich. Man konnte erraten, daß sie nur auf den günstigen Augenblick warteten, um diesen Anspruch geltend zu machen. Mit der Bereitschaft der Welfen zu stillem oder offenem Widerstand hat Konrad III. stets rechnen müssen.

An diesem Wurm krankte seine Regierung. Er war dadurch von seinen Anhängern vollends abhängig geworden, in erster Linie von seinen Stiefbrüdern, den Babenbergern, der Verbündete oder auch das Werkzeug einer Partei, nicht ein König über allen. Darunter litt das Reich. Fehde und Streit breiteten sich aus, da ein König fehlte, frei und stark genug, den Frieden zu erzwingen.

Daß er noch viel weniger imstande war, von sich aus in Italien einzugreifen, versteht man ohne weiteres. Wenn dort schon in dem verflossenen halben Jahrhundert das deutsche Königtum nur von Zeit zu Zeit gleichsam eine Gastrolle gegeben hatte, so verschwand es jetzt völlig. Das Auftreten Heinrichs V. war zu bestritten, und die Erfolge Lothars auf seinem großen Feldzug waren von zu kurzer Dauer gewesen, um bleibende Spuren zu hinterlassen. Von Konrad III. sind noch keine zwanzig Verfügungen für Italien bekannt, und auch sie sind inhaltlich fast belanglos. Daß hin und wieder ein Bischof oder Kloster sich seine Rechte und Besitzungen bestätigen, eine Stadt sich das Münzrecht verleihen ließ, bedeutet noch nicht, daß der König im Lande regierte. Auf einen, der sich verbriefen ließ, was er brauchte, kamen zehn oder zwanzig, die es sich selbst nahmen. Allenthalben gewöhnte man sich daran, eigene Wege zu gehen, selbst für sich zu sorgen und sich um den König nicht zu kümmern. Der stolze Titel »König der Römer«, den Konrad führte, wurde mehr und mehr zur leeren staatsrechtlichen Theorie.

Dieses Fernbleiben des Herrschers hat eine Entwicklung wesentlich gefördert, die schon hundert Jahre früher begonnen hatte und eben jetzt in eine gründliche Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse Oberitaliens auslief.

Unter Konrad II. war zum erstenmal die Bürgerschaft der lombardischen Städte handelnd auf der Bühne erschienen. Seitdem war ihre Bedeutung ständig gewachsen auf Kosten der früher allein maßgebenden Stände, der Kirche und des Adels. Durch die revolutionären Wellen der Pataria war die beherrschende Stellung der Bischöfe untergraben und weggespült, der Ritteradel zurückgedrängt worden. In dem Bündnis von 1093 gegen Heinrich IV. hatten die frei gewordenen Städte zum erstenmal die Führung in der großen Politik an sich gerissen, und der Erfolg war nicht ausgeblieben. Seit-

dem war ihre Macht fortwährend gestiegen, getragen von wachsendem Reichtum und Zunahme ihrer Bevölkerung. Die blühende Entwicklung des Handwerks, der Industrie, sichtlich genährt und beschleunigt durch den Aufschwung, den der Handel dem Erfolg des ersten Kreuzzugs verdankte, kam in diesem Überwiegen des Bürgertums über die feudalen Gewalten auch im Staatsleben zum Ausdruck. Oberitalien war jetzt nicht mehr das Land der Bischöfe und Fürsten. Die Bischöfe hatten ihre weltliche Macht verloren, die Fürstentümer waren zerfallen, zersplittert, aufgelöst und überall in den Hintergrund geschoben. Die Lombardei war das Land der Städte geworden, die als selbständige, sich selbst regierende Gemeinden zum erstenmal wieder in der Geschichte des Abendlandes den republikanischen Gedanken zur Geltung brachten. Die Welt, über die der deutsche König hier einst geherrscht hatte, war gründlich verwandelt.

Auch weiter südlich hatte sich vieles geändert. Was Lothar bei seinem zweiten Feldzug errungen und angeordnet, hatte keinen Bestand gehabt, da der Kaiser so rasch die Hand davon gezogen. Innozenz II., sich selbst überlassen, sah sich zwar schon 1138 vom Gegenpapst befreit, da Anaklet starb und seine Partei den Kampf aufgab. Aber im gleichen Jahre starb auch Rainulf, der neue Fürst von Unteritalien, den Papst und Kaiser zusammen eingesetzt hatten, und nun fand die Wiedereroberung, die Roger sofort begonnen hatte, kein Hindernis mehr. Als Innozenz sich verleiten ließ, selbst gegen ihn ins Feld zu rücken, ging es ihm wie einst Leo IX. Bei San Germano, nicht weit von der Südgrenze des Kirchenstaates, wurde er geschlagen und gefangengenommen und mußte sich zu einem Friedenschluß bequemen, der eine völlige Unterwerfung bedeutete (1139). Er belehnte Roger II., erkannte seinen Königstitel an und ließ ihm sogar solche Gebiete, die seit langem von der römischen Kirche als ihr Eigentum angesehen wurden. Die unteritalische Großmacht war fertig und übte ihren Druck auf Rom. Der Druck war nicht leicht zu tragen, denn mit dem Friedenschluß waren nicht alle Reibungen beseitigt. Die Verluste, die der Kirchenstaat erlitten hatte, waren schwer zu verschmerzen, und die Kirche seines Reichs behandelte der König so völlig als ihr Herr, daß der Papst sich hier, in seiner nächsten Nachbarschaft, beiseite geschoben sah. Seinem Vassallen nicht entfernt gewachsen, mußte er in ihm

entweder seinen Herrn und Gebieter anerkennen oder sich nach Hilfe und Rückhalt anderswo umsehen. Und wer sonst hätte sie bieten können, außer dem deutschen Kaiser? Ob man sizilisch oder kaiserlich sein sollte, war für Rom jetzt die große Frage; in der Antwort auf sie haben die Päpste der nächsten Zeit oft geschwankt.

Sie hatten noch einen besonderen Grund, nach auswärtiger Hilfe zu rufen. Die Bewegung, aus der die Freiheit der oberitalischen Städte hervorgegangen war, fand auch in Rom eine Nachahmung. Auch hier erhob sich die Bürgerschaft gegen den bischöflichen Stadtherrn, beseitigte seine Beamten und wählte sich, von verschwommenen geschichtlichen Erinnerungen geleitet, einen Senat als Regierung. Eugen III., 1145 erhoben, sah sich schließlich genötigt, die Stadt zu verlassen. Er war aus dem Zisterzienserorden hervorgegangen, der seit kurzem die Cluniazenser in der religiösen Führung des Abendlandes abgelöst hatte und sich mit noch nie gesehener Schnelligkeit über alle Länder verbreitete. Eugen selbst, eine schwache Natur, stand ganz unter dem Einfluß seines großen Ordensbruders und Lehrers, Bernhards von Clairvaux, der ihn mit Briefen und Ratschlägen überschüttete und in selbstgefälliger Weise bemerkte, man sage, er selbst sei Papst geworden. Der Einfluß dieses schöngeistigen Predigers, in dem uns zum erstenmal die gefährliche Macht der bloßen Beredsamkeit entgegentritt, beherrschte jetzt für einige Jahre die Kirche und mittelbar auch das deutsche Reich, beide nicht zu ihrem Glück.

In der Umgebung Eugens III. wünschte man den deutschen König nach Italien kommen zu sehen, um mit seiner Hilfe Rom wieder zu unterwerfen und die Übermacht des Königs von Sizilien zu brechen, mit dem man schon wieder in gespanntem Verhältnis stand. Konrad war denn auch nicht abgeneigt, die Lage in Deutschland war seit dem Frieden mit den Welfen genügend geklärt, an Unterstützung durch die italischen Seemächte war nicht zu zweifeln, und mit dem griechischen Kaiser Manuel war ein nahes Einverständnis erzielt. Manuel heiratete sogar die Schwester der deutschen Königin, Gräfin Berta von Sulzbach. Das Bündnis, an dessen Spitze Lothar zuletzt gestanden, lebte wieder auf, im Jahre 1146 war alles vorbereitet, die Gelegenheit, in einem siegreichen Feldzug gegen Sizilien das deutsche Kaisertum wieder herzustellen, bot sich dar. Diese Möglichkeit

hat Bernhard zerstört, indem er an die Stelle des Romzuges den Kreuzzug rückte.

Im Orient war von den Staaten, die dem ersten Kreuzzug ihre Entstehung verdankten, einer soeben gefallen. Das Fürstentum Edessa war im Jahre 1144 von den Türken erobert worden. Eine neue große Anstrengung des Abendlandes sollte diesen Verlust wettmachen, der Papst gab die Losung aus und beauftragte Bernhard mit der Werbung in Frankreich. Dem gelang es auch ohne Mühe, die Bewegung in Gang zu bringen, König Ludwig VII. selbst stellte sich an ihre Spitze, und die Meldungen waren zahlreich Da überschritt Bernhard eigenmächtig die Grenzen seines Auftrags. Er ging nach Deutschland, predigte auch hier und ruhte nicht, bis er auch den deutschen König dazu gebracht hatte, das Gelübde zu leisten. Konrad widerstand anfangs in der richtigen Einsicht, daß ein Kreuzzug in jenem Augenblick alle lange gehegten Pläne für das Reich und die römische Kirche zerstören mußte. Dreimal machte sich Bernhard vergebens an ihn heran. Aber beim vierten Angriff siegte er. Als er am Weihnachtsfest 1146 in Speyer den König in der Kirche vor allem Volk unmittelbar ansprach und ihm die Teilnahme am Kreuzzug als Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott in strafendem Tone vorhielt, war Konrads Wille gebrochen. Unter Tränen gelobte er, mit hinauszuziehen. Nun schlossen sich auch viele andere Fürsten an, und unter stärkster Teilnahme wurde im Sommer 1147 der Zug angetreten.

Es war das erstemal, daß Deutschland in größerem Umfang von dieser Bewegung ergriffen wurde, die die romanischen Länder schon seit einem halben Jahrhundert beherrschte. Am ersten Kreuzzug hatten wohl auch Haufen von deutschen Pilgern teilgenommen, aber als ungeordnete Masse, und mehr zum Schaden als zum Nutzen der Sache. Gottfried von Bouillon, der als erster die Herrschaft über das eroberte Jerusalem übernahm, war wohl als Herzog von Niederlothringen deutscher Reichsfürst, aber nach Herkunft und Art völlig Franzose. Dann war im Jahre 1100, als es galt, den frischen Erfolg zu sichern und zu erweitern, auch aus Deutschland eine stattliche Schar mitgezogen und hatte das unglückliche Schicksal des Unternehmens geteilt, das im Kampf gegen die Türken in Kleinasien vollständig scheiterte. Seitdem hatte die Bewegung geruht. Jetzt zum erstenmal

konnte man sagen, daß das Reich selbst in seiner Gesamtheit, den König an der Spitze, sich zum Kreuzzug aufmachte.

Nicht alle, die das Kreuz genommen hatten, wandten sich nach dem heiligen Land. Den sächsischen Fürsten und Herren hatte Bernhard gestattet, ihr Gelübde im Kampfe gegen die heidnischen Wenden jenseits der Elbe zu lösen. Die übrigen sammelten sich im Juni 1147 bei Regensburg zum Marsch durch Ungarn und die Balkanhalbinsel. Außer dem König waren dabei die Herzoge von Bayern, Schwaben und Böhmen, der Markgraf von Steier, der Landgraf von Thüringen, Herr Welf mit vielen anderen freien Herren und Grafen, dazu mehrere Bischöfe. Sehr bedeutend muß die Stärke des Heeres gewesen sein. Die bescheidensten Angaben der Zeitgenossen sprechen von fünfzigtausend Deutschen, die ausgezogen seien, manche versteigen sich bis in die Millionen. Nun wissen wir zwar, was im allgemeinen von den Zahlen des Mittelalters zu halten ist. Sie sind immer übertrieben. So werden wir auch hier stark herabsetzen dürfen. Aber wenn wir die wirklichen Kämpfer, vom Troß und den zahlreichen Schlachtenbummlern abgesehen, auf zehntausend Mann schätzen dürfen, so wäre das für jene Zeit schon ein sehr starkes Heer, dessen Aufmarsch auf so weite Ferne als große Leistung anzusehen ist.

Im Juni erfolgte der Aufbruch des deutschen Heeres. Da mit einer langen Abwesenheit des deutschen Königs zu rechnen war, hatte man seinen jungen Sohn Heinrich — er stand noch im Knabenalter — zum Mitregenten erhoben und die Leitung des Reichs unter seinem Namen den königlichen Räten übertragen, unter denen Wibald von Stablo den meisten Einfluß besaß. Die Regentschaft hatte es nicht allzu schwer. Da der größte Teil der unruhigen Fürsten und ihrer Ritterschaft nach dem Orient und gegen die Wenden abgezogen war, so wirkte das Friedensgebot der Kirche in einer Weise, die die Zeitgenossen selbst überraschte. Die Ruhe in Deutschland wurde nicht gestört.

Derweilen war der König mit dem deutschen Kreuzheer durch Ungarn und Bulgarien unbehindert ins griechische Reich gelangt. Als Verbündeter und Schwager Kaiser Manuels fand er auch hier freundliche Aufnahme, die durch Zusammenstöße mit der Bevölkerung, wie sie beim Durchmarsch einer zahlreichen Truppe unvermeidlich waren,

nur selten getrübt wurde. Im September stand man vor Konstantinopel. Auf eine Begegnung der beiden verbündeten Herrscher mußte verzichtet werden, da Konrad darauf bestand, als römischer Kaiser, was er nach seinem Titel allerdings nicht war, dem Griechen gleichgestellt zu werden, während Manuel ihm als König nur einen niederen Rang zugestehen wollte. Ohne daß die Schwäger sich begrüßt hätten, jedoch im besten Einvernehmen mit den Griechen setzte das deutsche Heer noch zu Ende des Septembers über den Bosporus und trat den Vormarsch durch Kleinasien an. Es teilte sich in zwei Gruppen. Die Masse des Fußvolks mit den begleitenden Nichtkämpfern schlug den Weg längs der Küste ein. Der König hatte ihnen zum Führer seinen babenbergischen Stiefbruder, den Bischof Otto von Freising, gegeben. Er selbst wollte mit dem Kern der Ritterschaft auf dem kürzeren, aber gefährlicheren Wege durch Kleinasien über Ikonium (Konia) nach Syrien marschieren.

Beide Abteilungen hatten ein trauriges Schicksal. Die Truppen des Bischofs von Freising wurden nach mühevollem Marsch, bald nachdem sie die türkische Grenze überschritten, in den Pässen des Kadmosgebirges, des heutigen Baba Dagh, von den Feinden überfallen und zersprengt. Nur einem kleinen Haufen glückte es, den Säbeln und der Gefangenschaft der Türken zu entkommen. Sie fanden den Weg an die Küste, bestiegen hier griechische Schiffe und gelangten kurz vor Ostern endlich nach Jerusalem.

Inzwischen war der König selbst bei Dorpläum, dem heutigen Eskischehir, durch Versagen der Verpflegung und Angriffe des Feindes zum Rückzug gezwungen worden, der unter steigendem Mangel und fortwährenden Belästigungen durch türkische Reiter zur regellosen Flucht ausartete. Nach schwersten Verlusten — der König selbst war verwundet — und in völliger Auflösung langte das Heer wieder an der Küste an. Die Mehrzahl der Truppen mußte in die Heimat entlassen werden, der Rest vereinigte sich mit den Franzosen, die inzwischen nachgerückt waren und nun die Straße entlang der Küste einschlugen, auf der soeben die Scharen des Bischofs von Freising gescheitert waren. Es ging ihnen nicht viel besser als jenen. An derselben Stelle wie vorher die Deutschen wurden sie von den Türken angegriffen, konnten sich jedoch unter Verlusten eben noch durch-

schlagen und gelangten, stark zusammengeschmolzen, nach der Hafenstadt Adalia. König Konrad selbst war nicht mehr dabei. Er war ernstlich erkrankt und hatte nach Konstantinopel zurückkehren müssen, wo er den Winter verbrachte. Erst im März 1148 konnte er auf griechischen Schiffen den Truppen folgen. Er fuhr geraden Wegs nach Akkon und langte im April in Jerusalem an. Hier erschien nach über zwei Monaten auch König Ludwig von Frankreich, gleichfalls zu Schiff, mit den Rittern seines Heeres. Die übrige Masse, Fußvolk und was sonst noch mitgezogen war, hatte den Landweg eingeschlagen, war dabei vom Feinde überfallen worden und größtenteils zugrunde gegangen.

Konrad hatte inzwischen aus Pilgern, die in großer Zahl übers Meer gekommen waren, ein neues Heer zu bilden vermocht. Aber es war doch alles in allem nur eine kleine Truppe, die jetzt unter Führung der drei Könige von Jerusalem, Rom und Frankreich den Krieg gegen den benachbarten Sultan von Damaskus eröffnete. Das Unternehmen scheiterte völlig. Franzosen und Deutsche verstanden sich schlecht, die Leute von Jerusalem, denen der Krieg aus politischen Gründen gar nicht paßte, waren nur mit halbem Herzen dabei, an einheitlicher Führung gebrach es ganz, und die unternommene Belagerung von Damaskus endete mit einem Rückzug, bei dem jeder dem andern die Schuld zuschrieb. Deutsche und Franzosen machten danach einen Angriff auf Askalon, das der Sultan von Ägypten besetzt hielt. Er mußte gleichfalls aufgegeben werden, da er von Jerusalem aus nicht unterstützt wurde. An diesen Erfahrungen hatte König Konrad genug. Noch im September bestieg er die Schiffe und kehrte nach Konstantinopel zurück, wo er zum zweitenmal überwinterte. Die Franzosen hielten noch bis Ostern 1149 aus; dann traten auch sie den Heimweg an. Aber sie fuhren nicht nach der griechischen Hauptstadt, sondern nach Sizilien.

In dieser getrennten Heimfahrt offenbarte sich der letzte Grund für das klägliche Scheitern des Feldzugs, der mit so stolzen Hoffnungen und so großen Mitteln unternommen war. Die Franzosen beschwerten sich laut über den Verrat der Griechen, und nicht ganz ohne Grund. Die erhoffte Unterstützung des Kreuzheeres durch griechische Truppen war allerdings ausgeblieben. Nur war das nicht aus bösem

Willen geschehen, sondern unter dem Zwang der Not. In dem Augenblick nämlich, wo der Feldzug in Kleinasien beginnen sollte, hatte König Roger von Sizilien den Krieg gegen das griechische Reich eröffnet, und Manuel hatte alle verfügbare Macht zur Verteidigung gegen Westen verwenden müssen. So waren die Kreuzfahrer auf sich allein angewiesen geblieben. Das führte zu ihrer Niederlage und schließlich zu offener Spaltung. Als der Kreuzzug vorüber war, standen Deutsche und Franzosen in entgegengesetzten Lagern; die als Waffenbrüder ausgezogen waren, kehrten als bittere Feinde zurück. Die Deutschen, von Anfang an mit den Griechen verbündet, schlossen sich ihnen noch enger an. König Konrad schloß sogar in Konstantinopel einen Vertrag zur Vernichtung und Aufteilung des sizilischen Reiches. Die Franzosen dagegen wurden die Verbündeten des Siziliers, dessen Schiffe sie auf der Rückfahrt vor der Gefangennahme durch die griechische Flotte bewahrten.

Dies war das Ergebnis des Kreuzzugs, zu dem die Kräfte des Abendlandes sich vereinigt hatten wie noch nie früher: statt der Erfolge Niederlagen, die Lage im Orient unverändert und das Abendland selbst in zwei feindliche Heerlager gespalten, die einander mit gezogenem Schwert gegenüberstanden, Deutschland und Griechenland auf der einen, Frankreich und Sizilien auf der anderen Seite. Die Ursache hierfür lag in der Teilnahme König Konrads am Kreuzzug. Sie hatte dem Unternehmen nicht genützt, dagegen hätte sein Zurückbleiben genügt, König Roger vom Angriff auf Griechenland abzuhalten, wodurch es dann Kaiser Manuel möglich geworden wäre, den französischen Kreuzzug mit voller Kraft zu unterstützen. Das ganze Unheil hatte also niemand anders verschuldet als Bernhard von Clairvaux, als er über seinen Auftrag hinaus und gegen die Wünsche des Papstes den deutschen König in ein Unternehmen drängte, bei dem das deutsche Reich nichts gewinnen konnte, während seine dringenden Aufgaben darüber versäumt wurden.

Konrad hatte die Absicht, gleich nach seiner Rückkehr das Versäumte nachzuholen. Er war im Mai 1149 bei Aquileja gelandet und gedachte sofort das Reichsheer aufzubieten, um den Krieg gegen Sizilien zu beginnen, zu dem er sich mit dem griechischen Kaiser verbunden hatte. Die Erlebnisse der letzten Jahre waren an ihm nicht

spurlos vorübergegangen. Was er in Konstantinopel gesehen, hatte ihm gezeigt, daß ein Herrscher nicht notwendig der gehorsame Diener seiner Pfaffen zu sein brauche. Er verriet gelegentlich eine Neigung zur Selbständigkeit, die man früher an ihm nicht gekannt hatte. Aber das hielt nicht vor. Bald hatte man ihn wieder zur früheren Fügsamkeit zurückgeführt. Abt Wibald berichtete davon mit Genugtuung nach Rom: der König sei vom Hochmut und Ungehorsam der Griechen ein wenig angesteckt gewesen, er, Wibald, aber habe »dem Manne« die Tugend der Demut und des Gehorsams eingeträufelt. So ging denn Konrad nicht lange nach seiner Heimkehr wieder fromm und geduldig am geistlichen Leitseil.

Übrigens lag das, was er plante, der Krieg gegen Sizilien, auch im eigensten Interesse der Kirche. Papst Eugen III. hatte das Auftreten des deutschen Königs in Italien nötiger denn je. Zu den Schwierigkeiten mit dem allzu mächtigen Vasallen in Sizilien war eine erneute Erhebung der Stadt Rom gekommen, gefährlicher als die früheren. An die Spitze der Bürgerschaft, die ihre Freiheit und Selbstregierung forderte, war ein Geistlicher getreten von hohen Eigenschaften und kühnen Gedanken. Arnold von Brescia, aus der Vaterstadt verdrängt, hatte ein Wanderleben voll Kampf und Bitternis in Frankreich, dann in Zürich geführt, überall verfolgt und vertrieben, hatte in Rom eine Zuflucht gefunden und hier seine bedenklichen Ideen bis zu den äußersten Folgerungen entwickelt. Alle weltliche Herrschaft, so lehrte er, sei der Kirche verboten. Seit kurzem war er mit dieser Lehre hervorgetreten und hatte rasch eine Stellung in der aufständischen Stadt erlangt als geistlicher Berater der städtischen Behörden, in Wahrheit als ihr Führer und Haupt, wie später Zwingli und Calvin.

Seit Jahren schon weilte Eugen III. fern von seiner Hauptstadt. In Frankreich und Deutschland zog er umher, hielt Synoden ab und gab sich als den eigentlichen Regenten der Länder, deren Könige im Osten kämpften. So entschädigte er sich dafür, daß ihm die Regierung der eigenen Stadt entglitten war. Alle Versuche, sich mit den Gegnern zu verständigen, schlugen fehl, auch gelegentliche Anläufe, ihrer mit Hilfe Siziliens Herr zu werden, führten nicht zum Ziel. An Rückkehr nach Rom, das zeigte sich immer klarer, konnte der Papst nur denken, wenn ihm ein deutscher Kaiser den Weg dorthin bahnte.

Dies war die Lage, die Konrad vorfand, als er im Frühjahr 1149 bei Aquileja an Land ging. Italien, die Kirche verlangten wieder einmal nach dem deutschen Schwert, und gerne hätte er es sogleich gezogen. Da aber erhielt er die Nachricht, daß in Deutschland ein Aufstand gegen ihn ausgebrochen sei. Welf hatte bei der Rückkehr vom Kreuzzug sich vom König getrennt, war über Sizilien gereist und hatte sich hier mit König Roger verständigt. Zuhause angelangt, griff er die staufischen Gebiete in Schwaben an. Nach dem Ziel dieser Erhebung brauchte man nicht zu fragen. Schon vor dem Aufbruch nach Osten war der junge Herzog Heinrich von Sachsen, der Enkel Kaiser Lothars, seit kurzem mündig geworden, am Königshof erschienen und hatte das Herzogtum Bayern zurückgefordert, das seinem Vater zu Unrecht entzogen sei. Nur mit Mühe und im Hinblick auf den bevorstehenden Kreuzzug hatte er sich bewegen lassen, seine Klage einstweilen nicht weiter zu verfolgen. Wenn er jetzt mit dem Oheim gemeinsame Sache machte, so war ein Bürgerkrieg in Deutschland entfesselt, dessen Ende sich nicht absehen ließ.

Konrad gab sofort alle italischen Kriegspläne auf und eilte nach Hause. Zu seinem Glück zogen die beiden Welfen nicht am gleichen Strang. Heinrich von Sachsen überließ den Oheim sich selbst, dieser wurde vom Heere des Königs geschlagen und mußte Frieden schließen. Eifrige Vermittler bauten ihm eine goldene Brücke: er kam ohne Strafe davon, erhielt sogar eine Entschädigung. Der Gewinn für den König bestand darin, daß das welfische Haus dauernd gespalten blieb. Als Heinrich von Sachsen jetzt, ein Jahr zu spät, mit seinem Anspruch auf Bayern wieder hervortrat, versagte ihm Welf die Unterstützung, und ein Versuch Heinrichs, mit den Waffen sich sein Recht zu holen, scheiterte. Freilich scheiterte ebenso ein Angriff des Königs auf Sachsen. Die Lage hätte kaum unklarer und bedenklicher sein können.

Dennoch ließ Konrad sich nicht davon abhalten, seine weitausschauenden italischen Pläne gerade jetzt weiter zu verfolgen. Die Aufforderung dazu kam nun von zwei Seiten. Während Kaiser Manuel nach wie vor auf den Krieg gegen Sizilien drang, der Papst nach seiner ganzen Lage den Absichten Konrads nicht entgegen sein konnte, meldeten sich nun auch die aufständischen Römer, luden den deutschen

König zu sich ein, boten ihm die deutsche Kaiserkrone an und verhießen, ihm zur Herrschaft über alle Lande zu verhelfen, wenn er der unrechten weltlichen Macht der Päpste ein Ende machen und selbst die Herrschaft über Rom wieder in die Hand nehmen wolle, wie es vor den Zeiten Gregors VII. gewesen sei. Konrad wird nach seiner ganzen Denkungsart keinen Augenblick versucht gewesen sein, auf diese Stimmen zu hören, und darin hatte er Recht. Die Kraft der einen Stadt Rom mochte ausreichen, sich zeitweilig in der Verteidigung zu behaupten. Aber die gesamte Weltordnung, wie sie seit fast einem Jahrhundert geworden war und in der Vorstellung der Zeitgenossen als die rechtmäßige sich festgesetzt hatte, umzustürzen, allein mit der einen Stadt den Krieg gegen die ganze Welt zu beginnen, wäre Torheit und Wahnsinn gewesen. Das deutsche Kaisertum wieder zum Leben zu wecken, war nur möglich im Bunde mit der Kirche, nicht gegen sie.

Das war Konrads III. Absicht. Mit Manuel und dem Papst waren die Fäden der Unterhandlung weitergesponnen und schließlich ein festes Abkommen getroffen worden. Gesandtschaften gingen zu Ende 1151 nach Konstantinopel und nach Rom, um das Nähere festzustellen. Mit warmen Worten hieß der Papst den König willkommen, nachdrücklich mahnte er alle Fürsten und Herren des Reichs, ihn bei dem großen Unternehmen zu unterstützen. Alles schien sich aufs beste anzulassen. Ein Reichstag zu Anfang Februar 1152 sollte die letzten Vorbereitungen beschließen. Aber dazu kam es nicht mehr. Krank war der König in Bamberg, dem Ort der Beratung, angelangt, und am 15. Februar beschloß er sein unruhiges, an Kämpfen und Erlebnissen so reiches, an Erfolgen so armes Leben.

Es war ein hartes Schicksal für ihn, daß er in dem Augenblick abgerufen wurde, da er sich anschickte, die Macht des deutschen Kaisers wieder aufzurichten, die unter seiner Regierung verfallen war. Doch wird man das kaum als ein Unglück betrachten dürfen. Die gestellten Aufgaben zu lösen, war Konrad nicht der Mann. In seiner Abhängigkeit von dem Wort der Geistlichen, zudem gehemmt durch die Gegnerschaft der Welfen, hätte er es nicht vermocht. Dazu gehörte ein freierer Wille und eine festere Hand, auch eine unabhängigere Stellung in Deutschland selbst. Denn auch hier lag die alte Königsmacht tief da-

nieder. Keineswegs war es so, daß die Krone, der italischen Sorgen ledig, ihre Kraft ungeteilt den innerdeutschen Angelegenheiten hätte zuwenden und in der Heimat die Grundlagen ihrer Herrschaft breiter und tiefer hätte ausbauen können. Mit dem Kaisertum war auch das Ansehen und der Einfluß des Königtums in Deutschland geschwunden. Noch hatte kein König außer dem unglücklichen Heinrich IV. weniger regiert als Konrad III. In Norddeutschland trat er schon hinter dem Herzogtum des jungen Welfen in die zweite Linie, im Süden mußte er sich nach seinen babenbergischen Brüdern richten, und mancher kleine örtliche Machthaber durfte sich's schon erlauben, eigene Wege zu gehen, ohne Rücksicht auf den König.

Der Grund hierfür liegt einmal im Dahinschmelzen der königlichen Machtmittel. Von den Besitzungen der Krone hatte im Laufe der Zeit vieles weggegeben werden müssen, anderes war in den bösen Zeiten Heinrichs IV. entfremdet oder verschlendert worden. Zugleich hatten die Herrschaften der großen Fürstenhäuser, der Welfen, Babenberger, Zähringer und anderer, einen Vorsprung gewonnen durch ihre verhältnismäßig geschlossene Lage, während das Königsgut, in großen und kleinen Stücken über ganz Deutschland zerstreut, sich zu verflüchtigen drohte. Entscheidend aber war, daß der König die Herrschaft über die Kirchen des Reiches verloren hatte. Wenn es nicht gelang, die Bischöfe und Reichsäbte wieder zu Trägern und Werkzeugen des königlichen Herrscherwillens zu machen, so war an eine Wiederherstellung nicht zu denken, und Deutschland ging dem Lose staatlicher Zersplitterung, das Reich seiner Auflösung unaufhaltsam entgegen. Lothar hatte in seinen letzten Jahren einen Versuch in dieser Richtung gemacht, Konrad ihn nicht fortzusetzen verstanden. Dazu war er innerlich selbst zu abhängig von der Kirche. Die Eintracht zwischen Kirche und Reich, die den leitenden Gedanken seiner Regierung bildete, wurde in seiner Hand, ob er wollte oder nicht, immer zur Unterwerfung des Reiches unter die Kirche.

Ganz unverhüllt erscheint in diesen Jahren die Kirche als die herrschende, die gebietende Macht. Es ist das Zeichen dieser Zeit. Nicht nur in Deutschland, auch in Frankreich, in England beugten sich die Laien, hoch und niedrig, vor dem Wort und Willen der

Geistlichen wie nie früher oder später. In Deutschland aber war dieser Zug am deutlichsten hervorgetreten, wenn der König auf das Drängen eines Mönches gegen Sinn und Vernunft in einen Kreuzzug sich stürzte und in seiner Abwesenheit Papst und Kardinäle auf deutschem Boden als Schiedsrichter in inneren Angelegenheiten auftraten. Daß das Reich eigentlich von Rom aus regiert wurde, konnte niemand verborgen sein, der ein Auge dafür hatte, wie ängstlich der König bei jedem seiner Entschlüsse nach den Wünschen der Kirche sich umsah, während nicht ein Jahr verging, ohne daß ein päpstlicher Legat, manchmal auch zwei oder drei, in Deutschland erschienen, um Ehrfurcht, Gehorsam und reiche Abgaben zu fordern und den Willen Roms in allen Stücken, großen und kleinen, zur Geltung zu bringen.

An den Früchten dieser geistlichen Oberherrschaft hatte kaum jemand eine Freude. Der verworrene, kraftlose und friedlose Zustand des Reichs war handgreiflich und wurde allgemein empfunden. Fromme Gemüter, wie Bischof Otto von Freising in seiner Weltchronik, suchten sich damit zu trösten, daß es so sein müsse, wenn der Heilsplan Gottes in Erfüllung gehen solle: das Reich der Welt müsse untergehen, die Kirche triumphieren, dann komme das Ende aller Dinge und das himmlische Reich. Dieser Zeitpunkt schien ihm und manchem anderen unmittelbar bevorzustehen, das Sechstagewerk der Weltgeschichte dem Ende entgegenzugehen und der Sabbat der ewigen Ruhe vor der Türe zu sein.

Aber nicht alle dachten so ergeben. Es gab ihrer viele, die das Unheil der Zeit auf das weltliche Gebaren, die Herrschsucht und Habgier der Geistlichen zurückführen wollten. Seit die Kirche sich angemaßt, über alle Königreiche und Länder zu gebieten und in allen Händeln der Welt die Richterin zu spielen, habe das Unglück begonnen. Gerechtigkeit und Frieden hatte ihre Herrschaft herstellen, das Reich Gottes auf Erden verwirklichen sollen, und was war statt dessen geschehen? Die Friedlosigkeit größer, die Menschheit unglücklicher als zuvor. Mit Fingern wies man auf das Beispiel, das von der Kirche selbst gegeben wurde. Wenn die Legaten des Papstes das Land durchzogen, so sah man vor allem ihr Bestreben, Geld einzustreichen; und daß in Rom selbst das Recht und jede Gnade käuflich

sei, war eine landläufige Klage, die auch von kirchlichen Schriftstellern laut genug wiederholt wurde. Die Welt war der Priesterherrschaft müde, sie glaubte nicht mehr an das goldene Zeitalter, das durch sie heraufgeführt werden sollte, und der klägliche Ausgang des letzten Kreuzzugs erschien vielen als ein Gottesurteil. Das klerikale Zeitalter war zu Ende und die Bahn frei für ein neues Geschlecht mit anderem Sinn.

Neue Erhebung

Seit dem 15. Februar 1152 hatte das Reich keinen König mehr, denn Konrads III. junger Sohn Heinrich war vor dem Vater gestorben. Ein zweiter Sohn, Friedrich, zählte damals erst sieben Jahre. Die Fürsten, die sich sogleich zur Wahl in Frankfurt versammelten, sahen von ihm ab und erhoben am 4. März den Neffen des verstorbenen Königs, Herzog Friedrich von Schwaben.

Friedrich I. war der Sohn jenes gleichnamigen Schwabenherzogs, dem die Krone im Jahre 1125 entgangen war. Durch seine Mutter Judith, die Schwester Heinrichs des Stolzen von Bayern, stand er den Welfen nahe. Dies war der entscheidende Grund für seine Wahl: man brauchte einen König, der imstande war, den dauernden Zwiespalt zwischen Staufern und Babenbergern auf der einen, Welfen auf der anderen Seite friedlich zu beenden. Aber auch abgesehen hiervon hätte die Wahl der Fürsten keinen Geeigneteren treffen können.

Die Persönlichkeit Friedrichs I. hat den Zeitgenossen tiefen Eindruck gemacht, und mehr als einer hat sie zu schildern versucht. Er war ein Mann von wenig mehr als Mittelgröße, aber regelmäßiger Gestalt, frischer Gesichtsfarbe und rötlich blondem Bart und Haar. Sein Gesichtsausdruck war heiter; es schien, als lächle er beständig. Seine ritterliche Erziehung war die beste; in der Führung der Waffen war er Meister, und stets hat er es geliebt, sie im Nahkampf zu brauchen. Er war aber auch ein vortrefflicher Truppenführer. Wie alle großen Generäle besaß er ein glänzendes Personengedächtnis: wen er einmal gesehen, den vergaß er nicht. In seiner deutschen Muttersprache von hinreißender Beredsamkeit, verstand er auch Französisch, Italienisch, Lateinisch, doch vermied er es, sie öffentlich zu brauchen; vor Fremden sprach er grundsätzlich nur deutsch. Seine geistigen Fähigkeiten waren außerordentlich, sein Scharfsinn, seine Erfindungsgabe, seine Schlauheit wurden von den Freunden gepriesen, von den Gegnern gefürchtet. Gelehrte Bildung wird er so wenig besessen haben wie

andere Ritter seiner Zeit, doch waren ihm geistige Interessen keineswegs fremd. Er ist der einzige unter den altdeutschen Königen, der für die Aufzeichnung seiner eigenen Geschichte gesorgt hat. Auf seinen Wunsch und mit seiner tätigen Beihilfe hat sein Oheim, Bischof Otto von Freising, seine »Taten Kaiser Friedrichs« geschrieben. An seinem Charakter fiel denen, die ihn kannten, sein reizbarer Stolz am meisten auf. »Eine Kränkung kann er schlechterdings nicht vertragen«, sagte Wibald von Stablo von ihm. Proben einer außergewöhnlichen Tatkraft hatte er schon wiederholt gegeben, auf dem letzten Kreuzzug wie nach der Rückkehr, als er in seinem Herzogtum unerbittliches Gericht über die Vergehen etlicher Dienstmannen hielt. Wenn er gereizt war, konnte er hart, ja grausam werden. Doch hatte er auch schon gezeigt, daß ihm die Gabe, die Menschen zu gewinnen und auch die Gegner zu entwaffnen, in seltenem Maße eignete. Die Aussöhnung Welfs mit König Konrad, ein Meisterstück diplomatischer Vermittlung, war sein Werk gewesen. Später hat er noch viel größere Proben dieser Kunst abgelegt.

Er zählte bei seiner Thronbesteigung noch nicht dreißig Jahre, aber an Erfahrung fehlte es ihm nicht. Seit fünf Jahren schon verwaltete er sein schwäbisches Herzogtum, und während des Kreuzzugs hatte er Gelegenheit gehabt, die Welt kennen zu lernen und seinen Blick für Menschen und Dinge zu schärfen. Wenn seine Wahl mit großen Hoffnungen begrüßt worden ist, so hat er auch die größten Erwartungen gerechtfertigt und übertroffen. Seine ganze Regierung hat den Beweis erbracht, daß ihm in Deutschland keiner überlegen oder auch nur ebenbürtig war. Daß er selbst den Ruhm seiner Taten verdiente, ist den Zeitgenossen nie zweifelhaft gewesen. Wohl hat er auch Diener gehabt, die für sich allein schon viel bedeuteten. Eine stattliche Gruppe von Männern, die über den Durchschnitt emporragen, umgibt seinen Thron, und mancher von ihnen hat gewiß nicht geringen Einfluß auf den Gang der Geschäfte geübt. Aber beherrscht oder geleitet hat ihn keiner. Seine Regierung ist in allem Wesentlichen *sein* Werk, und was er getan hat, das hat er selbst gewollt und beschlossen. Wenn es galt, unter einem neuen Herrscher eine neue Zeit heraufzuführen, so war der junge König der rechte Mann am rechten Ort.

Zunächst schien es wohl, als würde wie bisher weiter regiert werden. Friedrich beeilte sich, dem Papst seine Thronbesteigung anzuzeigen und ihm zu versichern, er wolle ausführen, was sein Vorgänger geplant und vorbereitet habe. Die Geistlichen, die unter Konrad einflußreich gewesen waren, behielten ihre Stellung, Wibald von Korvey wurde viel gebraucht. Eintracht zwischen Reich und Kirche blieb nach wie vor die Losung, und wenn Friedrich mit feierlichem Nachdruck aussprach, sein Wille sei, daß das hehre römische Kaisertum in alter Macht und Herrlichkeit wieder erstehe, so erinnerte man sich, daß auch Konrad in seinen letzten Zeiten davon gesprochen hatte. Aber im Munde Friedrichs hatten die alten Worte einen neuen Sinn. Seine beiden Vorgänger hatten um Bestätigung beim Papste nachgesucht, Friedrich begnügte sich mit einer bloßen Anzeige seiner Thronbesteigung. Seit einem Menschenalter hatte das deutsche Königtum den Wünschen der Kirche gedient. Jetzt wurden die Rollen vertauscht, der König nahm die Dienste der Kirche in Anspruch. Der Erzbischof von Mainz hatte Friedrichs Wahl bekämpft. Friedrich erwirkte beim Papst seine Absetzung. Der König lebte in unglücklicher und kinderloser Ehe mit einer Gräfin von Vohburg, von der er sich schon getrennt hatte. Er erreichte, daß die Verbindung für ungültig erklärt wurde. Es waren kleine Gefälligkeiten, aber sie verrieten schon eine neue Strömung. Bald konnte es jeder wissen, daß die Grundsätze der Regierung völlig andere geworden waren.

Im Erzbistum Magdeburg hatten die Wähler sich gespalten. Friedrich nahm sofort die Entscheidung in die eigene Hand, verwarf die beiden Gewählten, veranlaßte, daß die Parteien sich auf einen Dritten, den Bischof Wichmann von Zeitz, einigten, erteilte ihm die Belehnung und mutete dem Papste zu, das Geschehene zu billigen. Einem Legaten, der ausgesandt war, um den Fall zu regeln, wies er derb die Tür und setzte wirklich seinen Willen durch. Er war auf diesen Erfolg nicht wenig stolz, und in der Tat hatte er viel erreicht. Das Recht der Krone, bei Besetzung der Reichskirchen ein entscheidendes Wort mitzusprechen, war wieder zur Anerkennung gebracht, der stärkste Pfeiler der alten Königsmacht, den Lothar und vollends Konrad hatten verfallen lassen, war wieder aufgerichtet. Während seiner ganzen Regierung ist Friedrich in derselben Weise verfahren.

Er hat später gelegentlich eines neuen Streites erklärt, was seine Vorgänger der Kirche überlassen hätten, gedenke er nicht zurückzunehmen, aber das Recht, das ihm noch geblieben, wolle er behaupten. Das bedeutete, daß alle Wahlen von ihm gelenkt, zwiespältige von ihm entschieden, die Gewählten vor der Weihe belehnt wurden. Nur die Investitur mit Ring und Stab war und blieb aufgegeben, in allem übrigen war der Zustand wiederhergestellt, wie er vor dem Investiturstreit, etwa unter Heinrich II., bestanden hatte.

Es verrät den Wandel der Zeiten, daß in Deutschland sich keine Stimme gegen diese Rückkehr zu dem Brauch vergangener Tage erhoben hat. In dem Magdeburger Fall hatte der Papst versucht, die deutschen Bischöfe gegen den König in Bewegung zu bringen. Er hatte sie herb getadelt, weil sie versäumten, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Es nützte nichts, keiner rührte sich. Sie werden alle mehr oder weniger gefunden haben, daß die Herrschaft des Königs am Ende doch weniger schwer zu ertragen sei als die angebliche Freiheit, die man als ständige Bevormundung und Maßregelung durch Rom, namentlich aber als häufige Geldforderungen in den letzten Zeiten reichlich kennen gelernt hatte. Und so ist es geblieben während der ganzen Regierung Friedrichs. Die junge Generation des Klerus erscheint völlig geheilt von den gregorianischen Ideen. Sie dient in ihrer großen Masse dem König mit einem Eifer und einer Hingabe, die den großen Zeiten der sächsischen Kaiser nichts nachgibt. Wieder sind die Bischöfe Deutschlands vor anderen die Träger des Reichsgedankens und die Männer des königlichen Vertrauens, eine lange Reihe stolzer Gestalten, wirkliche Staatsmänner und mehr als einer zugleich Heerführer: die beiden Kölner Reinald von Dassel und Philipp von Heinsberg, Christian von Mainz, Wichmann von Magdeburg, Eberhard von Bamberg. Gestützt auf die Ergebenheit seiner Bischöfe hat Friedrich es wagen können, den Kampf mit dem Papsttum wieder aufzunehmen, in dem sein Ahnherr Heinrich IV. zugrunde gegangen war, und wenn er ihn auch nicht gewonnen hat, so ist doch sein Königtum selbst in den heißesten Tagen nie in Frage gestellt gewesen. Auch die wenigen Bischöfe, die ihm dabei nicht folgen konnten, haben doch nie einen Versuch gemacht, sich gegen ihn aufzulehnen. Herr der deutschen Kirche ist

Friedrich gewesen vom ersten bis zum letzten Tage seiner Regierung. Das ist das Geheimnis seiner Erfolge, und das ist zugleich der Reiz, den seine Geschichte für uns hat: Geistliche und Ritter finden sich zusammen im gleichen Stolz, ihm und dem Reiche zu dienen.

Wenn die deutschen Bischöfe selbst mit der Kirchenpolitik des neuen Königs einverstanden waren, so hatte auch der Papst keine Möglichkeit, wirksam dagegen einzuschreiten. Er brauchte den König allzusehr, seine Lage war auf die Länge unerträglich. Mit dem Vasallen in Sizilien bestand nur ein vorläufiger Waffenstillstand, von Rom, das Arnold von Brescia beherrschte, sah er sich ausgeschlossen. Friedrich allein konnte helfen. Man durfte ihn also jetzt nicht vor den Kopf stoßen, mußte dulden, was er tat. Er zeigte sich auch zur Hilfe bereit. Gesandte gingen hin und her, und im März 1153 wurde auf einem Reichstag zu Konstanz zwischen dem König und päpstlichen Legaten ein Vertrag geschlossen, der die Richtlinien der italischen Politik des Königs wie des Papstes festsetzte. Der König versprach darin, den Papst zu schützen und ihm zu seinem Rechte zu verhelfen, der Papst, den König zum Kaiser zu krönen. Der König verpflichtete sich weiter, mit den Römern und dem König von Sizilien nicht ohne den Papst Frieden zu schließen, der Papst wiederum, die Gegner des Königs auf dessen Anzeige zu exkommunizieren. Beide Teile verbanden sich gegeneinander, eine Festsetzung der Griechen in Italien nicht zu dulden. Arm in Arm traten Reich und Kirche der Welt gegenüber, jedes über die Waffen des anderen zugleich mit den eigenen verfügend, der König bereit dem Papst mit dem Schwerte, dieser jenem mit dem Bannstrahl zu dienen. Größer konnte ihre Eintracht nicht sein, größer war sie auch unter Konrad III. nicht gewesen.

Für das nächste Jahr wurde der Feldzug nach Italien angesetzt, der dem Vertrag von Konstanz zur Ausführung verhelfen sollte. Nun handelte es sich darum, die deutschen Fürsten zur Unterstützung der päpstlich-königlichen Pläne zu gewinnen. Friedrich suchte und fand sie, anders als Konrad, bei den Welfen und ihrem Anhang. Er zögerte auch nicht, einen hohen Preis dafür zu zahlen. Die Klage Heinrichs von Sachsen auf Rückgabe des Herzogtums Bayern, die Konrad abgewiesen hatte, nahm er an und eröffnete das Verfahren. Im Juni 1154 auf einem Reichstag zu Goslar ward das Urteil

gefällt, der Spruch von 1138 aufgehoben und Bayern dem Sachsenherzog zuerkannt. Wie Heinrich wurde auch das zweite Haupt des Welfenhauses überreich befriedigt. Dem Oheim Welf verlieh der König das Gut der Mathilde und machte ihn zum Markgrafen von Toskana und Herzog von Spoleto. Die gesamte Machtstellung des Hauses von Canossa, wie zuletzt Gottfried der Bärtige sie innegehabt, sollte auf die Welfen übergehen. Daneben wurde ein drittes Fürstengeschlecht, mit dem die Welfen verschwägert waren, befriedigt, die Zähringer. Sie beanspruchten seit Lothars Zeiten ein Vizekönigtum in Burgund, hatten aber dafür keine Anerkennung gefunden. Jetzt wurde Herzog Berthold in diesem Amte bestätigt und seine Rechte erweitert. Welfen und Zähringer sollten neben der eigenen Hausmacht hauptsächlich die Kräfte stellen, mit denen der Zug nach Italien zur Wiederherstellung des Kaisertums zu unternehmen war. Die Babenberger, wie nicht anders zu erwarten, hielten sich fern.

In diesen vorbereitenden Maßregeln erkennt man die Lage, in der das Königtum Friedrichs sich befand, aus ihr wiederum wird sein Entschluß verständlich, die Wiederherstellung des Kaisertums zu erstreben. Er war in Deutschland so wenig Herr wie Konrad III. Die gewaltig überragende Stellung, die einst die Sachsenkaiser, die Konrad II. und Heinrich III. eingenommen hatten, war dahin. Aus eigenen Mitteln war auch Friedrich nicht der Mächtigste im Reich. Die Welfen, daran war nicht zu zweifeln, überragten ihn, auch wenn er die gesamte Herrschaft seines Hauses in der Hand behielt, was er nicht konnte: er mußte den Sohn Konrads, Friedrich von Rotenburg, mit dem Herzogtum Schwaben, seinen eigenen Stiefbruder Konrad mit den Erbgütern Kaiser Heinrichs V. am Mittelrhein ausstatten. Eine wahrhaft königliche Regierung über allen Sonderinteressen und Parteiungen fand im damaligen Deutschland, wie es seit Heinrich IV. geworden war, keinen Platz mehr. Der König war genötigt, sich einer Partei unter den Fürsten anzuschließen, und das hieß, ihr dienen. Konrad III. hatte die Partei der Babenberger genommen und dabei kein Glück gehabt, Friedrich entschied sich für die Welfen. Stärker wurde er dadurch nicht, wohl aber sah er sich genötigt, die Bundesgenossen zu stärken, wodurch er wiederum noch abhängiger von ihnen wurde. Aus diesem fehlerhaften Kreislauf

gab es keinen Ausweg, wenn man sich auf Deutschland beschränkte, wo die Möglichkeit zu größerem Machtgewinn fehlte. Ein rein deutscher König wäre schon damals nicht viel mehr gewesen, als was zweihundert Jahre später Karl IV. gewesen ist, der gekrönte Vorsitzende einer Republik von Fürsten. Wer in Deutschland wirklich König sein wollte, mußte die Mittel dazu auswärts suchen. Und wo anders konnte er sie finden als in Italien, wohin ihn die überlieferten und unbestrittenen Rechte seiner Krone ohnehin wiesen, wohin der Papst ihn rief, wie Otto I., Otto III., Heinrich II. gerufen worden waren, und von wo eben jetzt noch andere Hände sich hilfesuchend nach ihm ausstreckten. Auf dem Reichstag in Konstanz 1153 waren Vertreter der Bürgerschaft von Lodi erschienen und hatten Klage geführt gegen die Bürger von Mailand, die ihre Vaterstadt unterworfen und zerstört und ihre Einwohner zerstreut hatten. Von dem König, dem Hort des Rechts, heischten sie Abhilfe.

Sie waren nicht die einzigen, die über Unrecht und Gewalt zu klagen hatten und vom Erscheinen des deutschen Königs Hilfe erwarteten. In der ganzen Lombardei war während der Regierung Konrads III. jene große Umwälzung aller Verhältnisse zum Abschluß gekommen, deren Anfänge uns schon beschäftigt haben. Die lombardischen Städte, nicht zufrieden mit der Selbstverwaltung in den eigenen Mauern, hatten ihren früheren Herren, den Bischöfen, die Hoheitsrechte auch in den umliegenden Grafschaften entrissen und sich selbst zu Herren in ihren Landbezirken gemacht. Damit war die Lombardei in eine Anzahl kleiner Stadtrepubliken zerfallen, die nun eine auf Kosten der andern zu wachsen suchten. Sie konnten gar nicht anders. Eine Stadt, die vom Handel lebt — und alle damaligen Städte Oberitaliens sind bereits Handels- und Industriestädte — muß in erster Linie nach Freiheit der Verkehrsstraßen streben, sie kann es nicht dulden, daß ihr schon einige Meilen vor ihren Toren eine rivalisierende Nachbarstadt die Wege sperrt. So entstand aus der Natur der Verhältnisse ein Zustand, in dem die nächsten Nachbarn in der Regel Todfeinde sind und die Großen die Kleineren zu verschlingen suchen. In solchem Kampfe war es den Mailändern schon gelungen, Lodi zu vernichten, und ähnliches stand anderswo bevor, wenn nicht eine höhere Gewalt mit überlegenen

Kräften eingriff und die Streitenden zum Ausgleich ihrer Interessen und zum Frieden zwang. Wer anders aber konnte das sein als der deutsche König und römische Kaiser, der rechtmäßige Herr des Landes?

Wenn von einer Wiederherstellung des Kaisertums die Rede sein sollte, so konnte der König sich diesem Verlangen nicht entziehen. Ihm selbst winkte dabei der größte Gewinn. Im italischen Reich besaß er beträchtliche nutzbringende Rechte, die in ihrer Wurzel noch aus römischer Zeit herstammten und von den langobardischen und fränkischen Herrschern auf die deutschen vererbt waren. Außer dem Warenzoll beim Überschreiten der Grenze wurden von allem Verkehr auf Straßen, Brücken und Flüssen, von Häfen, Fischereien und Salzwerken Abgaben erhoben, ebenso von der Münze, die im Namen des Königs geschlagen wurde. Herrenloses Gut, die Hälfte aller gefundenen Schätze gehörten ihm, dazu die gerichtlichen Bußen, und was durch Einziehung dem Richter verfiel. Die Einsetzung aller Beamten war ein Recht, aus dem gleichfalls Einnahmen erzielt werden konnten. Endlich war der König befugt, außer einem jährlichen Kopfzins eine besondere Steuer bei Kriegszügen zu erheben. Ihr Name, fodrum, das heißt Nahrung, verriet, daß sie eine Ablösung für die ursprünglich geschuldete Verpflegung der Truppen darstellte. Die Summen, die diese sogenannten Regalien, die Königsrechte, insbesondere das Fodrum und die vielen Verkehrssteuern, in dem dichtbevölkerten und verkehrsreichen Lande abwarfen, müssen gewaltig gewesen sein. Schwerlich hatten die früheren deutschen Kaiser sie jemals ganz bezogen, das meiste war wohl den Inhabern der Grafengewalt überlassen worden. Aber diese haben dafür ohne Zweifel gewisse Abfindungen gezahlt, und das Fodrum war überdies stets dem König verblieben, sooft er sein Recht geltend machte. Alle diese Rechte und Einkünfte nun waren dem Reiche verloren gegangen, seit die emporkommenden Städte sich der Regalien bemächtigt hatten und aus ihnen die Mittel für ihre selbständige Politik in Krieg und Frieden schöpften. Nichts anderes bedeutete das Verschwinden des Kaisertums seit den Tagen Heinrichs IV. Die gesamte öffentliche Gewalt mit allen ihren Einnahmen war aus den Händen der vom König belehnten Bischöfe und Grafen auf die Stadtge-

meinden übergegangen, ohne daß dem König in irgend einer Form Entschädigung zuteil geworden, ja, ohne daß er überhaupt gefragt worden wäre. Wenn er zurückforderte, was ihm genommen war, so machte er sein gutes Recht geltend und erschloß sich doch eine Quelle von Einnahmen, deren Ertrag sich vorläufig noch gar nicht abschätzen ließ. Gelang ihm das, so war er mit einem Schlag ein Herrscher, mit dem es an Reichtum keiner im Abendland aufnehmen konnte, und Reichtum ist zu allen Zeiten Macht gewesen. Man versteht, daß Friedrich I. den Plan fassen konnte, durch Wiederherstellung der kaiserlichen Regierung in Italien, deren das Land selbst bedurfte, bei der auch die Kirche ihm Unterstützung versprochen hatte, die Macht zu gewinnen, die ihm erlaubte, auch in Deutschland mit dem Gewicht eines wahren Königs aufzutreten, wie seine Vorfahren vor hundert und zweihundert Jahren.

Diesem Zwecke galt der Zug, der im Oktober 1154 unternommen wurde. Der König muß die Schwierigkeiten der Aufgabe unterschätzt haben, denn das Heer, mit dem er den Brenner überschritt, war nicht groß. Wenn er etwa geglaubt hatte, daß sein Erscheinen genügen werde, um das Ansehen der Krone wiederherzustellen, so hatte er sich getäuscht. Nur ein Teil der Städte unterwarf sich ihm, darunter auch die Hauptstadt Pavia, so daß er sich hier krönen lassen konnte. Andere schlossen die Tore und verweigerten jeden Gehorsam, an ihrer Spitze die größte und mächtigste von allen: Mailand. Das Gebot des Königs, Lodi freizugeben und seinen Aufbau nicht zu hindern, wurde in Mailand mit Hohn beantwortet, und die Reichsacht, die daraufhin über die Stadt verhängt wurde, hatte nicht die geringste Wirkung. Zu einem Angriff auf den ausgedehnten, stark befestigten Platz war der König zu schwach. Er mußte sich begnügen, einen Trabanten Mailands zu treffen: das kleine Tortona wurde in mehrwöchiger Belagerung zur Übergabe gezwungen und dann zerstört.

Den König zog es nach Rom. Nachdem er den Winter und Frühling in der Lombardei zugebracht, ohne daß man sagen könnte, was er Dauerndes erreicht hätte, erschien er zu Anfang Juni vor der ewigen Stadt. Hier hatten die Personen gewechselt, die Zustände sich nicht verändert. An Stelle des unsicheren, schwankenden Eugen III. saß seit dem Dezember 1154 Hadrian IV. auf dem Stuhl Petri,

Nikolaus Breakspeare, der einzige Engländer in der langen Reihe der römischen Päpste, eine selbstbewußte, schroffe Herrschernatur. Das äußerste Mittel, vor dem sein Vorgänger sich gescheut hatte, wandte er rücksichtslos gegen die aufsässige Hauptstadt an: kurz vor Ostern, in der Zeit, wo die Pilger am zahlreichsten herbeiströmten, verhängte er das Interdikt über Rom und erreichte damit, daß Arnold von Brescia von den Bürgern, die für ihr Fremdengeschäft fürchteten, gestürzt und ausgewiesen wurde. Die Unterwerfung der Stadt selbst konnte er nicht erreichen und lebte nun vor ihren geschlossenen Toren in der Vorstadt bei St. Peter, im Palast des Vatikan. Den Konstanzer Vertrag hatte er erneuert und rüstete sich jetzt, den König zu empfangen. Schon hatte Friedrich ihm einen großen Dienst geleistet. Er hatte die Auslieferung Arnolds von Brescia erzwungen, der sich bei Edelleuten in der Umgegend Roms aufhielt, hatte ihn hängen, die Leiche verbrennen und die Asche in den Tiber streuen lassen. Wenige Tage darauf, am 8. Juni 1155, beim Städtchen Nepi, zwei Tagereisen nördlich von Rom, kam ihm der Papst entgegen, und schon gab es einen Zwischenfall, der bewies, daß die verbündeten Oberhäupter einander schlecht verstanden. Hadrian erwartete, daß der König ihm beim Absteigen vom Pferd den Steigbügel halte, Friedrich aber verweigerte diesen Marschallsdienst als unverträglich mit der Königswürde. Man mußte wieder auseinandergehen, und 24 Stunden verstrichen, bis der König durch die Aussagen der ältesten Fürsten überzeugt war, daß die Forderung des Papstes dem Herkommen entsprach. Dem fügte er sich. Was blieb ihm auch anderes übrig, wenn er auf die Kaiserkrönung nicht verzichten wollte? Freilich meldeten sich bald darauf die Bürger von Rom durch eine Gesandtschaft, die ihm in pomphafter Weise die Kaiserkrone anbot, wenn er die Verfassung der Stadt anerkennen wolle. Aber dergleichen kam für Friedrich so wenig wie einst für Konrad in Frage. Rechtmäßiger Kaiser im Sinne der Zeit konnte man nur durch Krönung und Salbung von der Hand des Papstes werden. Mit schroffen Worten wies er die Gesandten ab. Freilich blieb nun der Zugang zur Stadt ihm ebenso verschlossen wie dem Papste. Draußen auf dem Hügel, der sich, die Stadt beherrschend, hinter dem Vatikan erhebt, heute Monte Mario genannt, schlug er

sein Lager auf. Unter scharfem bewaffnetem Schutz fand am 18. Juni die Krönung in St. Peter statt. Sie hatte ein peinliches Nachspiel. Die abziehenden deutschen Truppen wurden von den Römern aus der Stadt heraus angefallen und in einen heftigen Straßenkampf verwickelt. Die Fürsten und sogar der Kaiser selbst, der schon beim Festmahl gesessen hatte, mußten eingreifen. Deutlicher konnte es nicht gemacht werden, daß der neue Kaiser die Stadt, nach der er sich nannte, ebensowenig beherrschte wie ihr Bischof.

Nun sollte der Feldzug gegen Sizilien kommen. Die Aussichten waren einladend, denn eben im Jahre vorher war der große König Roger II., der Reichsgründer, gestorben und hatte die Regierung seinem noch jugendlichen und kränklichen Sohne Wilhelm I. hinterlassen, an dessen Hof in Palermo die Parteien einander mit den schlimmsten Ränken bekämpften. Schon war im nördlichen Teil des Reiches, geschürt vom Papst, ein Aufstand ausgebrochen. Von den Deutschen erwartete man den entscheidenden Stoß, der den Staat der Normannen über den Haufen werfen sollte.

Aber der Stoß blieb aus. Statt sich südwärts zu wenden, kehrte der Kaiser um und trat den Heimweg an. Unterwegs wurde die Stadt Spoleto bestraft, die es gewagt hatte, ihre Steuer in falscher Münze zu bezahlen. Sie wurde genommen und ihre Befestigung zerstört. Dann ging es weiter in schnellen Märschen dem Brenner zu. Noch einmal gab es eine Gefahr zu bestehen, als die Leute von Verona den Engpaß im Tale der Etsch, die berühmte Veroneser Klause, gesperrt hatten, um den Kaiser und das Heer zu fangen. Aber dem bayrischen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach gelang es, eine halsbrecherische Umgehung auszuführen und die Bahn frei zu machen. Am 7. September 1155 stand der Kaiser schon in Trient. Nicht ganz ein Jahr hatte der Zug gedauert, der die Wiederherstellung des Kaisertums in alter Kraft und Herrlichkeit hatte bringen sollen. Hatte er sie gebracht?

Man kann es nicht leugnen, dieser erste Versuch war fehlgeschlagen. Kaiser durfte Friedrich sich jetzt nennen, aber von einer kaiserlichen Herrschaft in Italien konnte einstweilen ebensowenig gesprochen werden wie unter Konrad III., dem der Titel gefehlt hatte. Nirgends hatte er durchgreifen können, wo ernsthafter Widerstand ihm be-

gegnet war. Die harte Züchtigung von Tortona und Spoleto bedeutete nichts. Dem Kampf gegen Mailand war man aus dem Weg gegangen, Rom hatte man nicht angegriffen, Sizilien unbehelligt gelassen. Otto von Freising, der amtliche Geschichtschreiber dieser Ereignisse, gibt als Grund an, das Heer habe dem Marsch nach Süden widerstrebt und die Heimkehr durchgesetzt. Wenn das richtig ist, so ändert es doch nichts am Ergebnis: die Wiederherstellung des Kaisertums war mißlungen, ja sie war nicht einmal ernstlich versucht worden. Sie mußte mißlingen, weil sie mit ungenügenden Kräften unternommen war.

Der Kaiser selbst wird das gewußt haben. Aber den Vorsatz gab er darum nicht auf. Was einmal mißlungen war, mußte bei besserer Vorbereitung gelingen. Die Kräfte für einen zweiten, größeren Versuch zu sammeln, sehen wir Friedrich in den nächsten Jahren beschäftigt.

Das erste war, daß die Einheit des Reiches gesichert wurde durch Lösung der bayrischen Frage. Der Kaiser hatte sie schon grundsätzlich zugunsten des Welfen entschieden, aber noch harrte der Spruch von Goslar seiner Ausführung. Nun handelte es sich darum, die Babenberger dazu zu bringen, daß sie sich ihm gutwillig fügten. In schwierigen Verhandlungen gelang es schließlich. Heinrich Jasomirgott ließ sich bestimmen, Bayern herauszugeben, wenn Österreich aus der Unterordnung unter den Herzog gelöst und zum reichsunmittelbaren Herzogtum mit allen Rechten eines solchen erhoben würde. In Regensburg im September 1156 wurde das ausgeführt. Der Österreicher erhielt seinen neuen Rang urkundlich verbrieft, Bayern wurde auf Heinrich von Sachsen übertragen.

Schon vorher war der Kaiser zu neuer Vermählung geschritten. Er hatte früher daran gedacht, eine byzantinische Prinzessin zu heiraten. Das vertrug sich nun nicht mehr mit seinen Plänen in Italien. Kaiser Manuel hegte mehr als je den Gedanken, sich auf der Halbinsel festzusetzen. Statt der Griechin wählte darum der Kaiser jetzt die Tochter des letzten Pfalzgrafen von Burgund. Gräfin Beatrix war die reichste Erbin im Lande, weit ausgedehnt war ihr Grundbesitz, und man rechnete, daß sie über ein Gefolge von 5000 Rittern verfüge. Durch ihre Mitgift erhielt Friedrich unmittel-

baren Einfluß in Burgund, der einzige deutsche König nach Heinrich III., der dort wirklich regiert hat. Im Juni 1156 zu Würzburg wurde die Hochzeit gefeiert. Beatrix hat sich ihrer hohen Stellung durchaus würdig erwiesen, das Vertrauen des Kaisers, dem sie im Laufe der Jahre fünf Söhne schenkte, hat sie in vollem Maße besessen, an allen seinen Kämpfen und Schicksalen teilgenommen, ihn zeitweilig in den Staatsgeschäften vertreten und einmal sogar in gefährlicher Stunde selbst zu den Waffen gegriffen, wie es Tacitus als die Art der Germanenfrauen seiner Zeit schildert.

Unmittelbar auf den künftigen Feldzug nach Italien war das Abkommen berechnet, das der Kaiser im Jahre 1158 mit Böhmen schloß. Dieses Fürstentum, mit Einschluß von Mähren bei weitem das größte im ganzen Reich, hatte schon seit Heinrich IV. oft in nahen Beziehungen zu den Königen gestanden. Militärisch war es besonders wertvoll, weil es bei dem niedrigen Gesittungsstand seiner Bewohner den ergiebigsten Boden für Truppenwerbungen bot. Darum suchte Friedrich vor allem die Streitkräfte Böhmens für den kommenden Krieg sich zu sichern. Er verlieh dem Herzog den Königstitel, wofür dieser sich verpflichtete, mit seiner ganzen Macht am Feldzug nach Italien teilzunehmen.

Diesem Zweck sollten auch die Kräfte Polens dienstbar gemacht werden. Dort hatte Herzog Boleslaw schon seit einiger Zeit die Oberhoheit des deutschen Reiches nicht mehr anerkannt und den geschuldeten Tribut zu zahlen unterlassen. Der Kaiser unternahm deshalb im August 1157 selbst einen Feldzug gegen ihn, auf dem er so weit vordrang, wie nie früher ein deutsches Heer. Von Halle aus ist er über Breslau bis nach Posen gekommen mit dem Erfolg, daß der Herzog sich unterwarf, Buße zahlte und am italischen Feldzug teilzunehmen versprach. Gehalten hat er sein Wort freilich nicht.

So waren denn die Vorbereitungen nach allen Seiten aufs beste getroffen.

Für den Sommer 1158 war das große Unternehmen angesetzt. Aber als der Zeitpunkt herankam, wußte man schon, daß es sich unter gänzlich anderen Umständen abspielen würde. Als engster Verbündeter der römischen Kirche war Friedrich vor vier Jahren in Italien erschienen; diesmal sah die Kirche in ihm ihren Gegner.

Am Hofe des Papstes hatte schon ein Jahr, nachdem der Kaiser abgezogen war, ein vollständiger Umschwung stattgefunden. Gegner des deutschen Bündnisses hatte es dort wohl immer gegeben, die dazu rieten, sich lieber mit Sizilien zu verständigen. Sie schienen Recht behalten zu haben. Der deutsche Kaiser hatte völlig enttäuscht. Nichts von dem, was man von ihm erwartete, hatte er geleistet, weder die Römer unterworfen noch Sizilien zurückgewiesen, wohl aber verraten, daß er die Stellung des Kaisertums zur Kirche ganz anders auffaßte als seine beiden Vorgänger. Hatte er doch verlangt, daß das Wandgemälde im Lateran, das die Krönung Lothars in so demütigender Form darstellte, entfernt werde; und Hadrian IV. hatte es versprechen müssen. Man kann es verstehen, daß dieser jetzt den Stimmen sein Ohr lieh, die ihm rieten, das deutsche Bündnis aufzugeben und bei Sizilien den Ersatz zu suchen. Verhandlungen wurden angeknüpft und führten rasch zum Erfolg. Im Juni 1156 wurde in Benevent der endgültige Friede geschlossen. König Wilhelm I. erhielt für sich und seine Erben die Belehnung mit seinem Reich in den bisherigen Grenzen gegen jährlichen Zins und behielt für die Kirchen der Insel Sizilien die volle Unabhängigkeit von Rom. Es war viel, wozu der Papst sich hier verstand, aber er konnte nun auch auf Rückhalt an seinem Vasallen rechnen, wenn der deutsche Kaiser etwa wirklich versuchen sollte, die Wiederherstellung des Kaisertums, wie er es auffaßte, durchzuführen. Auch scheint der Vertrag von Benevent sogleich seine Früchte für den Papst getragen zu haben. Wenn wir Hadrian IV. schon im nächsten Jahr wieder im ruhigen Besitz seiner Hauptstadt finden, so kann ihm wohl niemand anders als der Sizilier dazu verholfen haben.

Kaiser Friedrich aber war empört über das Geschehene. Er erklärte den Papst für bundbrüchig und die Kardinäle, die dazu geraten hatten, für Rebellen und Verräter am Reich. Nach seiner Auffassung hatte der Papst als Bischof des römischen Reiches gar nicht das Recht, von sich aus mit einem Reichsfeind Frieden und Freundschaft zu schließen. Die Eintracht mit der Kirche war mit einem Schlage zerstört.

Am Hofe des Kaisers wehte jetzt überhaupt ein anderer Wind. Im Januar 1157 hat der Papst an Abt Wibald, den alten Vertrauensmann, geschrieben, es gebe dort Leute, die alles daran setzten, im

Herzen des Kaisers die Ergebenheit gegen die Kirche zu ersticken; Wibald solle ihnen entgegenwirken und seinen Herrn in der Ehrfurcht gegen den apostolischen Stuhl bestärken. Das bezog sich ohne Zweifel in erster Linie auf den Mann, der seit kurzem im Rate Friedrichs den vornehmsten Platz einnahm, den neuen Reichskanzler Reinald von Dassel. Er hatte bald gegenüber seinem Herrscher die Stellung eines ersten, um nicht zu sagen leitenden Ministers gewonnen. Mit seinem Kanzleramt hing das nicht zusammen. Wie viele Kanzler hatte das Reich schon gehabt, von denen nichts zu melden war, weil sie sich auf die Geschäfte der Kanzlei, die laufende Verwaltung und das Schreibwerk beschränkten! Wenn Reinald mehr war, so lag das an seiner Persönlichkeit. Ein niedersächsischer Edelmann, hatte er, wie damals so viele, an der hohen Schule in Paris seine Bildung vollendet, an seinem deutschen Bewußtsein jedoch nichts eingebüßt. Wenn man von einem Manne dieser frühen Zeit sagen darf, er habe nichts Höheres gekannt als das deutsche Kaisertum, so ist es Reinald von Dassel. Der deutschen Kaiserkrone hat er gedient wie kein zweiter mit allen seinen hohen Fähigkeiten: klug und hochgebildet, äußerst vielseitig veranlagt, zugleich Verwaltungsmann, Feldherr und Diplomat und auch nicht ohne Sinn für Kunst und Dichtung und Festfreude. Gehörte doch zu seinem Hofhalt jener namenlose »Erzpoet«, der bedeutendste unter den lateinischen Dichtern der Zeit, ein witziger Verseschmied voll lustiger Einfälle und kecker Selbstverspottung, von dessen Gedichten eines noch heute lebt, die berühmte »Beichte des Zechers«: »In der Schenke will dereinst meinen Tod ich finden«. Darf man von dem Diener auf den Herrn schließen, so kann auch Reinald den Freuden dieser Welt nicht abgeneigt gewesen sein. Seine stärkste Eigenschaft aber war ein unbändiger Wille. In unermüdlicher Tätigkeit, rasch entschlossen, kampflustig, oft schroff und gewaltsam, war er im allgemeinen mehr fürs Brechen als fürs Biegen. Es ist unverkennbar, daß er mit dieser seiner Art auch in die Politik des Kaisers einen Zug gebracht hat, der ihr vorher und nachher nicht in gleichem Maße eigen ist.

Sein erstes Erscheinen auf der Bühne der Weltgeschichte stand im Zusammenhang mit einem scharfen Zusammenprall zwischen Papst und Kaiser. Es war im Oktober 1157, während Friedrich einen

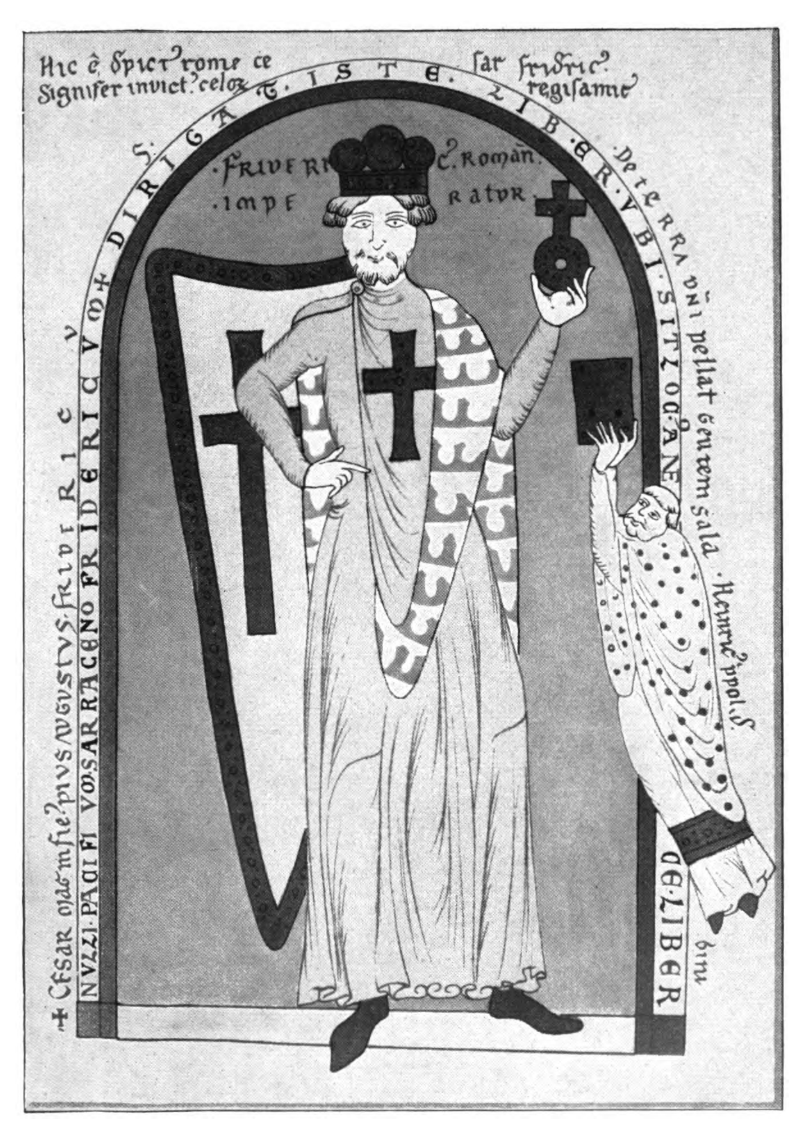
Reichstag in Besançon abhielt, daß zwei Kardinäle vor ihm erschienen, um im Namen der Kirche Beschwerde gegen ihn zu erheben. Der dänische Erzbischof von Lund war auf der Heimreise von Rom auf Reichsboden gefangen genommen worden. Der Kaiser hatte es nicht veranlaßt, tat aber auch nichts dagegen. Möglich, daß er in dem Prälaten, der von Hadrian auf Kosten des Erzbischofs von Bremen zum Primas von Schweden und Dänemark ernannt war, einen Feind des Reiches sah. Hadrian aber nahm den Fall zum Anlaß, um dem Kaiser eine scharfe Strafpredigt zu halten. »Die römische Kirche«, schrieb er, »hat Dich auf jede Art erhöht und ausgezeichnet, Dir die Fülle der Würden und Ehren übertragen und Dir das hehre Benefizium der Kaiserkrone verliehen.« Reinald, der das Schreiben im Kreise der Fürsten zu verlesen hatte, übersetzte »Benefizium« ganz richtig mit »Lehen«. Sofort erhob sich lebhafter Widerspruch unter den Anwesenden: die Kaiserkrone sei kein Lehen der Kirche! Und als der eine der Kardinäle kaltblütig fragte: »Von wem hat denn der Kaiser seine Krone, wenn nicht von der Kirche?« wurde der Widerspruch zum Tumult, in dem Otto von Wittelsbach mit bloßem Schwert auf den Kardinal eindrang, sodaß der Kaiser zum Schutze des Bedrohten eingreifen mußte. Nun ließ Friedrich das Gepäck der Legaten durchsuchen. Dabei fanden sich zahlreiche päpstliche Schreiben an die deutschen Bischöfe und auch besiegelte, aber unbeschriebene Pergamente. Es handelte sich wohl um die üblichen Geldforderungen, mit denen päpstliche Legaten stets anzurücken pflegten. Der Kaiser ließ diese Schriftstücke wegnehmen und wies die Kardinäle aus, verbot alle Appellationen an den Papst und ließ die Grenzen sperren für alle Geistlichen, die ohne Erlaubnis ihrer Bischöfe nach Rom reisen wollten. Dann wandte er sich in einem öffentlichen Rundschreiben an die deutsche Geistlichkeit, stellte den Hergang dar und erhob Klage gegen den Papst, weil er den Frieden zwischen Reich und Kirche zerstöre. Königtum und Kaisertum — so führte er aus — werden allein von Gott und durch die Wahl der Fürsten verliehen; wer da behauptet, sie seien Lehen der Kirche, der sündigt wider Gottes Gebot, der die beiden Schwerter, das weltliche wie das geistliche, eingesetzt und durch den Apostel Petrus befohlen hat: fürchtet Gott, ehret den König. Der Kaiser schließt mit der Aufforderung, ihm beizustehen,

damit das Reich, das von altersher bis auf seine Zeit glorreich bestanden, nicht durch solche unerhörte Neuerung und anmaßlichen Hochmut herabgedrückt werde. »Wisset«, ruft er aus, »daß wir eher den Tod erleiden, als solche Schmach dulden wollen.«

An die deutschen Bischöfe wandte sich nun auch der Papst. Er hielt sich an die Behandlung, die seine Legaten in Besançon erfahren hatten. »Nicht nur um unsere Sache, sondern um die eure und aller Kirchen Sache handelt es sich. Darum richtet euch auf wie eine Mauer vor dem Hause des Herrn und führet den Kaiser alsbald auf den rechten Weg zurück.« Der Kanzler und der Pfalzgraf müßten offenkundige Genugtuung leisten. »So werdet ihr dem heiligen Petrus willkommenen Dienst erweisen und eure und eurer Kirchen Freiheit sichern.«

Aber die Losung verfing nicht. Der Papst mußte es erleben, daß die Bischöfe insgesamt die Sache des Kaisers zur ihrigen machten. Sie meldeten ihm, das ganze Reich sei durch die Worte seines Schreibens in Aufregung geraten, sie selbst könnten sie auch nicht vertreten. Zugleich gaben sie eine Erklärung nach Rom weiter, die sie vom Kaiser erhalten hatten. Sie lautete: »Das Reich wird regiert nach den Gesetzen der Kaiser und guter Gewohnheit. Was davon abweicht, das lassen wir nicht gelten. Die freie Krone unseres Kaisertums tragen wir von Gott allein zu Lehen. Die Wahl steht den Fürsten, die königliche Salbung dem Erzbischof von Köln, die höchste, die kaiserliche, dem Papste zu. Was darüber ist, das ist vom Übel. An der Spitze der Welt will jetzt die Kirche, nicht mit Gott, wie wir glauben, das Kaisertum zerstören. Mit einem Bilde hat es angefangen, aus dem Bilde wurde eine Inschrift; jetzt soll die Inschrift zur Vorschrift werden. Das werden wir nicht dulden, nicht ertragen. Eher wollen wir die Krone niederlegen, als zulassen, daß unseres Reiches Würde zugleich mit unserer Person so herabgedrückt werde. Die Bilder sollen verschwinden, die Inschriften zurückgenommen werden, damit zwischen Reich und Kirche keine dauernde Erinnerung der Feindschaft zurückbleibe.«

Mit voller Schärfe und Klarheit war hier ausgesprochen, was den letzten verborgenen Grund der Spannung zwischen Kirche und Reich gebildet hatte. War das Reich ein Lehen der Kirche oder war es frei?



Friedrich I. als Kreuzfahrer. Miniatur vom Jahre 1188.



Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde
im Dom zu Braunschweig

War der Kaiser Vassall des Papstes oder souveräner Herrscher? Man kann nicht behaupten, daß der Anspruch der Kirche eine unerhörte Neuerung darstellte. Seit einem Menschenalter hatte sie aus ihrer Auffassung kein Hehl gemacht, und sie konnte sich darauf berufen, daß schon einmal ein Kaiser, der letzte, der vor Friedrich in Rom gekrönt worden war, Lothar, diese Auffassung hingenommen hatte, ohne zu widersprechen. Aber auf der anderen Seite war unbestreitbar, daß die kirchliche Lehre von der Natur des Kaisertums in Deutschland nicht angenommen war. Von dem Vorgang bei der Krönung Lothars, von der Behauptung, die damals der Papst urkundlich hatte aussprechen dürfen, er verleihe dem Kaiser seine Würde, von all dem wußte man in Deutschland wenig oder nichts, und wenn man es wußte, so erkannte man es nicht an. Daher der heftige Zusammenstoß in Besançon, daher die naive Frage des Kardinals auf der einen, die wilde Empörung der Fürsten auf der anderen Seite. Wer recht habe, war noch nicht entschieden. Hierum begann jetzt der Kampf, und dabei hatte der Kaiser die Gesamtheit der Fürsten von Anfang an auf seiner Seite.

Auch in Rom mußte man sich bald davon überzeugen. Die einstimmige Kundgebung der Bischöfe ließ keinem Zweifel Raum, und zum Überfluß schloß sich ihr der mächtigste unter den weltlichen Fürsten an, Heinrich von Bayern und Sachsen. Auch er ließ zum Nachgeben raten. Schon sammelte sich in Süddeutschland ein gewaltiges Heer, schon waren ihm des Kaisers Boten, Reinald von Dassel und Otto von Wittelsbach, vorausgezogen und hatten begonnen, die Städte Oberitaliens in Eid und Pflicht zu nehmen, ohne auf Widerstand zu stoßen. Hadrian durfte es nicht darauf ankommen lassen, daß der Kaiser unversöhnt in Italien erschien. Er trat den Rückzug an. Im Juni 1158 kamen zu Augsburg, wo Friedrich sich eben zum Aufbruch bereit machte, wieder zwei Kardinäle vor ihn und überbrachten ein päpstliches Schreiben, worin mit vielen Worten der ganze Zwischenfall für ein Mißverständnis erklärt wurde. Die anstößige Stelle im ersten Schreiben sei willkürlich und falsch übersetzt worden, Benefizium solle nicht Lehen bedeuten, sondern nur Wohltat. Diese Entschuldigung war so fadenscheinig, daß niemand sie ernst nehmen konnte, sie fälschte überdies den Wortlaut der Stelle ganz

handgreiflich. Aber Friedrich begnügte sich mit ihr und erklärte sich für befriedigt und versöhnt. Unmittelbar darauf trat er den Marsch über die Alpen an.

Es war das größte Heer, das je über die Berge gekommen, das nun im Juni 1158 in Italien erschien, so groß, daß man es in vier Gruppen hatte gliedern müssen, die getrennt über den Großen St. Bernhard, den Septimer, den Brenner und durch Friaul anrückten, um sich in der lombardischen Ebene zu vereinigen. Als Ziel des Unternehmens war ausdrücklich Mailand angesehen. Die Stadt hatte fortgefahren, sich um den Kaiser und sein Recht nicht zu kümmern. Kürzlich hatte sie sogar einer zweiten Stadt, Como, das Schicksal von Lodi bereitet. Einer letzten Aufforderung des Kaisers leistete sie keine Folge und setzte sich in Verteidigungszustand. Ende Juli begann die Belagerung, aber schon Anfang September war der Widerstand gebrochen. Mailand unterwarf sich, und die ganze männliche Bevölkerung zwischen 14 und 70 Jahren leistete dem Kaiser den Treueid. Die Unterwerfung war vollständig. Mailand verpflichtete sich, Lodi und Como in Freiheit wieder herzustellen, zahlte eine schwere Geldbuße — 9000 Mark Silber — und stellte 300 Geiseln. Es verzichtete auch auf die Regalien und begnügte sich mit dem Recht, seine Ratsherren selbst zu wählen, die dann vom Kaiser bestätigt und eingesetzt werden sollten.

Mit der Unterwerfung Mailands glaubte Friedrich sein Ziel in der Hauptsache erreicht zu haben. Tätlicher Widerstand war jetzt nirgends mehr zu erwarten, darum konnte der größte Teil der Truppen nach Hause entlassen werden. Was noch zu tun übrig blieb, war kein Kriegshandwerk mehr: die Rechte des Kaisers mußten festgestellt oder, in heutiger Ausdrucksweise, dem wiederunterworfenen Reichsgebiet sollte eine Verfassung gegeben werden. Friedrich gedachte das nicht aus eigener Machtvollkommenheit zu tun, auch nicht ein neues Recht einzuführen. Nur die Rechte, die seine Vorgänger besessen und geübt hatten, wollte er in Anspruch nehmen. Welche es seien, wie weit sie sich erstreckten, sollten die lombardischen Städte selbst erklären. Zu diesem Zweck trat im November 1158 ein großer Reichstag zusammen in der Ebene von Roncaglia, nördlich von Piacenza, auf altem Königsboden, wo das deutsche Heer dem Herkommen nach

auf dem Zuge nach Rom zu lagern und die Anwesenheit oder das Fehlen jedes einzelnen Truppenteils festgestellt zu werden pflegte.

Eine stattlichere Versammlung hatte der Ort noch nie gesehen. Zu den vielen geistlichen und weltlichen Herren, die den Kaiser umgaben — man zählte allein sieben deutsche und zweiundzwanzig italische Bischöfe — traten diesmal die Ratsherren der lombardischen Städte. Der Kaiser eröffnete die Tagung mit einer Rede, die allgemeine Bewunderung erregte. In klugen und feinen Wendungen führte er aus, er wolle nur eine rechtmäßige Herrschaft üben, nicht nach Willkür herrschen. Das bürgerliche Recht stehe durch stete Übung in genügender Kraft, das Staatsrecht aber, durch fehlende Gewohnheit verdunkelt, bedürfe der Aufhellung. Was jetzt niedergeschrieben werde, müsse wohl überlegt werden, denn es solle dauernde Geltung behalten. Darauf erhoben sich die Italier, einer nach dem andern, erst die Bischöfe, dann die Fürsten, dann die Ratsherren und Boten der einzelnen Städte, um in langen Reden nach der Art des Landes dem Kaiser zu huldigen und zugleich die eigene Redekunst zu zeigen. Den ganzen Tag bis zur Nacht währte der Redeschwall. Die allgemeine Stimmung drückte der Erzbischof von Mailand aus, als er rief: »Dies ist der Tag des Herrn, lasset uns freuen und fröhlich sein in ihm!« Draußen aber priesen die Bänkelsänger in ihren Liedern die Taten des Kaisers.

Die nächsten Tage waren der Rechtsprechung gewidmet; denn groß war die Menge derer, die den höchsten Richter anzurufen kamen. Friedrich spottete wohl: die Italier seien doch so stolz auf ihre Rechtswissenschaft; da sehe man nun aber, daß bei ihnen auch die meisten Übertreter des Rechts sich fänden! Aber er ließ alles gewissenhaft untersuchen, und keiner der Klagenden soll ungetröstet fortgegangen sein. Unterdessen war auch die Hauptsache gefördert worden. Ein Ausschuß von achtundzwanzig Ratsherren — zwei von jeder Stadt — nebst vier angesehenen Rechtslehrern der hohen Schule von Bologna hatte den Umfang der königlichen Hoheitsrechte festgestellt und einen Spruch gefällt. Er wurde von den Versammelten einstimmig gebilligt, und nun traten sie nacheinander vor, die Mailänder als erste, und legten die Regalien in die Hände des Kaisers zurück: die Verfügung über alle öffentlichen Ämter, die Münze und den Zoll, die

Abgaben vom Verkehr zu Wasser und zu Lande, die Kriegssteuer und den jährlichen Kopfzins.

Es war eine gewaltige Summe von Rechten und Einkünften, die da mit einemmal zur Verfügung des Kaisers stand, und es fragte sich, wie sie zu verwalten sei. Friedrich hatte die Regalien dort, wo ihm eine frühere Verleihung durch den König durch Urkunden nachgewiesen wurde, sofort zurückgegeben. Das waren aber nur Ausnahmefälle, und das, was übrig blieb, wurde auf einen Jahresertrag von durchschnittlich 30 000 Pfund Silber geschätzt. Der Kaiser faßte nun den Entschluß, diese gesamte Masse nicht etwa nach dem allgemeinen Brauch des Mittelalters an ortsansässige Personen von Macht und Ansehen nach Lehnrecht zu verteilen, sondern sie durch eigene, von ihm eingesetzte und nach Belieben wechselnde Beamte zu unmittelbarem Nutzen der Krone verwalten zu lassen. Noch in Roncaglia selbst ließ er die Vertreter der einzelnen Städte schwören, daß es seine Sache sei, sämtliche städtischen Beamten mit Zustimmung des Volkes zu ernennen. Die Kühnheit dieses Entschlusses ermißt man, wenn man bedenkt, daß Deutschland damals, wie alle anderen Staaten des Abendlandes, mit einziger Ausnahme des Königreichs Sizilien, eine andere als die lehnsweise und erbliche Ausübung der Hoheitsrechte gar nicht kannte. Es war etwas ganz Unerhörtes, und es war vielleicht eine Nachwirkung dessen, was er im griechischen Reich gesehen hatte, wenn Friedrich bei der Neuordnung der Verhältnisse in der Lombardei von dem Schema des mittelalterlichen Feudalstaates abwich und den Übergang zum Beamtenstaat wagte. Ob der Entschluß richtig war, ob nicht ein anderes Verfahren zweckmäßiger gewesen wäre, mußte der Erfolg lehren. Die Größe und Klarheit des Gedankens ist unter keinen Umständen fraglich. Denn wenn es dem Kaiser darum zu tun war, aus der Unterwerfung der Lombardei, damals des reichsten Landes in Westeuropa, möglichst große Machtmittel für die Krone zu gewinnen, so war dies der geradeste Weg; und wenn das Kaisertum die Herrschaft der Deutschen über Italien bedeuten sollte, so wurde auch dieser Gedanke durch die Verwaltung, die Friedrich einrichtete, am vollständigsten verwirklicht, vollständiger als einst, wo die deutschen Könige das Land durch die Bischöfe regiert hatten.

Um seinen Plan auszuführen, entsandte der Kaiser nach Schluß des Reichstags seine Vertreter, deutsche Bischöfe und weltliche Herren, in die Städte Italiens. Sie sollten die kaiserlichen Rechte in jedem einzelnen Falle feststellen, die Abgaben einsammeln und vor allem die Einsetzung der Beamten betreiben, hier Ratsherren wählen lassen, dort Gewaltboten, Podestàs, mit erweiterten Vollmachten einsetzen. Dem Kaiser lag es ferne, dabei alle Städte und Gegenden über einen Kamm zu scheren. Er ließ Ausnahmen zu, wo die Verhältnisse es rechtfertigten. Genua zum Beispiel durfte gegen eine bedeutende Zahlung behalten, was es besaß, die Herrschaft über das Nachbargebiet und die volle Selbstregierung. Torheit wäre es gewesen, den Welthandelshafen, der schon eine Großmacht zur See darstellte, behandeln zu wollen wie eine beliebige kleine Landstadt. Genua konnte dem Kaiser bessere Dienste leisten, wenn man es ließ, wie es war. Auch anderswo hat Friedrich Ausnahmen zugestanden, aber es blieben Ausnahmen, und sie mußten durch entsprechende Abfindungssummen erkauft werden. Im allgemeinen wurde das System der Verwaltung durch kaiserliche Beamte durchgeführt.

Da regte sich gleich zu Anfang aber auch der Widerstand, und zwar an der gefährlichsten Stelle. Mailand hatte sich im Herbst unterworfen, es hatte am Reichstag in Roncaglia teilgenommen und mit den anderen Städten den Eid auf die Verfassung geleistet. Als nun aber im Januar 1159 die Bevollmächtigten Friedrichs — es waren die vornehmsten, Reinald von Dassel und Otto von Wittelsbach — in der Stadt eintrafen, um auch dort die kaiserliche Verwaltung einzurichten, stießen sie auf offene Auflehnung, wurden selbst bedroht und mußten schleunigst abreisen. Reinald soll in gekränktem Stolz der Stadt den Untergang geschworen haben. Auch in Piacenza, in Brescia und Crema zeigte sich Widersetzlichkeit.

Der Kaiser mußte jetzt bereuen, sein Heer so früh verringert zu haben. Denn bald zeigte sich, daß mit diesen Widerständen in Güte nicht fertig zu werden war. Die Mailänder erwiderten auf den Hinweis, sie hätten doch selbst geschworen, die kaiserliche Verwaltung anzunehmen, mit frecher Stirne: den Eid hätten sie wohl geleistet, aber nicht versprochen, ihn auch zu halten. Als der Kaiser sie vor Gericht lud, erschienen sie nicht, rüsteten sich zur Verteidigung und

verbanden sich mit den anderen rebellischen Städten. Friedrich sprach die Acht über sie aus und begann Ende Mai die Belagerung Mailands, mußte aber bald einsehen, daß sein Heer für diese Aufgabe zu klein war. Während die Verstärkungen aus Deutschland herbeikamen, wandte er sich gegen Crema. Friedrich hatte einst nach den Erfahrungen mit Tortona und Spoleto den verächtlichen Ausspruch getan, mit Italiern Krieg zu führen, sei ein Kinderspiel. Jetzt lernte er es anders. Sieben Monate widerstand das kleine Crema, von beiden Seiten wurde mit höchster Erbitterung und Grausamkeit gekämpft, bis endlich im Januar 1160 die Kraft der Belagerten gebrochen war. Sie ergaben sich, die Stadt wurde zerstört, die Einwohnerschaft zerstreut.

Während in der Lombardei der Krieg begonnen hatte, war dem Kaiser ein neuer und gefährlicher Gegner erstanden. Seine Beziehungen zum Papste waren in Augsburg nur notdürftig und äußerlich hergestellt, die eigentliche Streitfrage gar nicht erörtert worden. In Rom hatte man abgewartet, wie die Dinge gehen würden. Da zeigte sich immer deutlicher, daß der Kaiser mit der Wiederherstellung seiner Herrschaft gemäß den Beschlüssen von Roncaglia an den Grenzen des Kirchenstaats nicht halt machte. Seine Bevollmächtigten schickte er sogar nach Rom und ließ im Gebiete des Papstes Steuern erheben. Es war klar, daß er auch dort die Regalien für sich in Anspruch nahm. Das nötigte den Papst, ihm offen zu begegnen, und der erwachende Widerstand in der Lombardei gab ihm den Mut dazu. Er stellte dem Kaiser drei Forderungen, die zu erfüllen seien, wenn der Friede zwischen Reich und Kirche erhalten bleiben sollte: 1) daß der Kaiser das Eigentum des heiligen Petrus und insbesondere die Güter der Mathilde herausgebe; 2) daß er aufhöre, von den Bischöfen Italiens den Vassalleneid zu fordern; 3) daß er nach Rom keine Gesandten schicke und im Kirchenstaat keine Steuern erheben lasse, da hier die gesamte Verwaltung und Staatshoheit dem heiligen Petrus gehöre. Friedrich antwortete mit der Gegenforderung, daß der Papst keine Legaten mehr nach Deutschland schicke, die Kirchen zu bedrücken und die Ordnung zu stören. Von den Bedingungen des Papstes ließ er den ersten Punkt unbeachtet. Zum zweiten erklärte er sich bereit, auf die Huldigung der Bischöfe zu verzichten, wenn diese

die Regalien aufgäben. Auf den dritten Punkt erwiderte er, das sei eine schwierige Sache und bedürfe der Überlegung. »Nach Gottes Ordnung« — so sagte er — »heiße und bin ich römischer Kaiser. Zum bloßen Schatten eines Herrschers würde ich werden und einen ganz leeren und inhaltlosen Titel führen, wenn die Gewalt über die Stadt Rom mir aus der Hand geschlagen wäre.« Nun konnte niemand mehr im Zweifel sein, was der Kaiser wollte. Das Kaisertum, wie es vor 1056 bestanden, mit Einschluß der Herrschaft über Rom und also auch über den Papst, sollte wieder hergestellt, die ganze Entwicklung, die die Dinge seit einem Jahrhundert genommen hatten, rückgängig gemacht werden. Für einen Papst, der den Spuren Gregors VII. folgen wollte, gab es da allerdings keinen Frieden mehr mit dem Kaiser. Hadrian IV. zögerte nicht. Aufs engste verband er sich mit dem König von Sizilien und mit den Mailändern, kein Teil sollte ohne den anderen Frieden schließen und der Papst den Kaiser innerhalb vierzig Tagen exkommunizieren.

Aber als die Frist verstrichen war, war Hadrian nicht mehr am Leben. Eine kurze Krankheit hatte ihn am 31. August 1159 jäh dahingerafft. Und nun geschah es, daß die Kardinäle sich spalteten. Eine Minderheit, gestützt auf die Masse der Bürgerschaft, erhob den Kardinal Oktavian, der für einen Freund des Kaisers galt und sich Viktor IV. nannte. Die Mehrheit hatte die Stadt verlassen, wählte draußen in der Campagna den bisherigen Kanzler der Kirche, Kardinal Roland von Siena, einen hochangesehenen und auch als Schriftsteller berühmten Theologen und Juristen, und nannte ihn Alexander III.

Die Spaltung des Papsttums war ohne Zutun des Kaisers entstanden, und Friedrich wußte auch weiterhin zunächst den Anschein zu wahren, daß er in dieser Frage weder Partei nehme noch befehlen wolle. Die Kirche selbst sollte entscheiden, wer rechtmäßiger Papst sei. Zu diesem Zweck berief der Kaiser ein Konzil nach Pavia, das im Februar 1160 zusammentrat. Aber es war doch von Anfang an nicht zu verkennen, welchen Entscheid er wünschte. Viktor IV. war sein Anhänger, Alexander III. hatte zu den Kardinälen gehört, die Hadrian IV. in den letzten Jahren berieten; einer der beiden Legaten, die dem Kaiser auf dem Reichstag zu Besançon gegenübertraten, war er.

Das Konzil tagte in der italischen Hauptstadt des Kaisers, es setzte sich aus lauter Bischöfen des römischen Reiches zusammen, Deutschen, Burgundern und Italiern, und sein Führer war niemand anders als Reinald von Dassel, seit dem Vorjahr Erzbischof von Köln. Dem entsprach der Verlauf. In der Versammlung wurden starke Bedenken laut, ob es nicht besser sei, die Frage zu vertagen, aber Reinald überwand sie durch den Hinweis auf die politische Lage: der Nutzen des Reiches fordere gebieterisch eine sofortige Entscheidung. Sie wurde denn auch gefällt, Viktor IV. für rechtmäßig, Alexander für einen Eindringling erklärt. Der Kaiser, wie nicht anders zu erwarten, schloß sich dem sogleich an und huldigte Viktor. Alexander antwortete mit dem Bannfluch gegen alle Anhänger seines Gegners und ausdrücklich auch gegen Friedrich. Er löste alle Eide, die diesem geschworen waren.

Nun hatte der Kaiser den Kampf nach zwei Seiten zu führen, gegen die aufständische Lombardei und gegen die römische Kirche. Die Entscheidung des Konzils von Pavia hatte nur für seinen eigenen Machtbereich Bedeutung, und schon hier wurde sie nicht überall angenommen. Wohl war das Ansehen Friedrichs groß genug, um zu verhindern, daß die Eideslösung, die Alexander verfügt hatte, ihm irgend schade. Aber seine Kirchenpolitik wurde doch keineswegs von allen gebilligt. Der Erzbischof von Salzburg stand offen auf der Gegenseite und zog einen großen Teil seiner Provinz nach sich. In der ganzen übrigen Welt vollends fand der kaiserliche Papst nirgends Anhang, überall unterwarf man sich Alexander. Deutschland, das römische Reich standen in kirchlicher Beziehung allein. Es zeigte sich, daß das Kaisertum und die deutsche Nation einen geistigen Einfluß auf die Nachbarländer nicht besaßen. Wohl aber regte sich draußen ein starker Widerwille gegen den Gedanken, von Deutschland sich führen zu lassen, am meisten in Frankreich.

Dort brach eine geradezu deutschfeindliche Strömung mit überraschender Stärke hervor. Man sprach davon, die Deutschen trachteten danach, alle Völker zu unterwerfen. Wie der französische Klerus, so dachte auch der englische, der seit der Eroberung der Insel durch Wilhelm von der Normandie (1066) und der Thronbesteigung des Hauses Anjou (1154) in der Hauptsache von französischer Ab-

stammung, Sprache und Bildung war. Johann von Salisbury, ein angesehener Gelehrter und Schriftsteller, damals Sekretär des Erzbischofs von Canterbury, hat in einem seiner Briefe, die als Mittel der Stimmungsmache etwa die heutigen Zeitungen ersetzten, am offensten ausgesprochen, was diese Kreise dachten. Die Kirchenspaltung, sagt er, sei von den Deutschen gemacht, ebenso wie das Konzil in Pavia. »Wer hat«, so ruft er aus, »die Deutschen zu Richtern über die Völker gesetzt? Wer hat diesen rohen und gewalttätigen Leuten das Recht gegeben, nach ihrem Belieben einen Fürsten zu setzen über die Häupter der Menschenkinder?« Das waren Übertreibungen, aber sie waren eingegeben von der Furcht. Man fürchtete in den Kirchen Frankreichs und Englands das deutsche Übergewicht, das eintreten mußte, wenn der Kaiser den Papst in der einen oder anderen Form von sich abhängig machte. Die öffentliche Meinung in beiden Ländern nahm leidenschaftlich Partei gegen ihn und für Alexander III. Das gab diesem die Kraft, einen Kampf aufzunehmen, der sonst sehr ungleich gewesen wäre. Mit Unterstützung der Kirche des außerdeutschen Abendlandes, insbesondere Frankreichs und des französischen Ordens der Zisterzienser, der damals schon in der ganzen Welt verbreitet und hochangesehen war, konnte er es wagen, dem Kaiser die Spitze zu bieten. Es schadete ihm wenig, daß er in Rom keinen Eingang fand. Im Schutze des Königs von Sizilien war er zunächst sicher. Als ihm der Boden in Italien zu heiß wurde, ist er im Frühling 1162 nach Frankreich übergesiedelt, wo er für dreieinhalb Jahre seinen Aufenthalt nahm, von der französischen Kirche unterhalten und reichlich unterstützt. In dem Augenblick, wo Friedrich in Viktor IV. einen Papst gewonnen zu haben schien, wie er ihn brauchte, sah er sich in einen geistigen Kampf mit der ganzen Welt verwickelt.

Inzwischen hatte der Krieg in der Lombardei nicht geruht. Er zog sich in die Länge, weil die Streitkräfte des Kaisers nicht genügten, um eine rasche Entscheidung herbeizuführen. Zur Eroberung von Crema hatten ihm die Truppen verholfen, die im Herbst 1159 aus Deutschland zu ihm gestoßen waren. Sie kamen in der Hauptsache aus den eigenen Hausländern und denen der Welfen. Die Kaiserin, des Kaisers Bruder Konrad, Pfalzgraf am Rhein, der junge Herzog

Friedrich von Schwaben, Herzog Heinrich von Sachsen und Bayern, Herr Welf waren jeder mit einigen hundert Rittern erschienen. Die meisten werden im nächsten Jahr heimgekehrt sein. Denn wir sehen Friedrich während des ganzen Jahres 1160 hauptsächlich mit italischen Truppen ohne eigentlichen Erfolg gegen Mailand kämpfen, einmal sogar eine empfindliche Schlappe erleiden. An Einschließung der Stadt konnte er nicht denken, es mußte ihm genügen, ihre Widerstandskraft zu erschöpfen, indem er ihr die Verbindungen abschnitt und die Umgebung verwüstete. Durch Tötung und gräßliche Verstümmelung von Gefangenen suchte er gleichzeitig den Mut der Belagerten zu erschüttern, wie denn die Grausamkeit, mit der dieser Krieg geführt wurde, selbst für jene Zeiten ungewöhnlich war.

Auf Ostern 1161 erließ der Kaiser ein strenges Aufgebot an die deutschen Fürsten: keinem sollte die Teilnahme am Feldzug erlassen werden, wer zurückbleibe, handle gegen des Kaisers Willen. Der Nachschub war denn auch reichlich, am größten aus Schwaben, von wo Herzog Friedrich mit 600 Rittern erschien, das heißt etwa 2000—3000 Mann, da jeder Ritter mehrere Knappen mit sich führte. Aus Köln brachte Erzbischof Reinald 500 Ritter, der Böhme kam mit 300. Damit hatte der Kaiser die Überlegenheit gewonnen. Seit dem Mai konnte der Ring um die Stadt fester geschlossen werden, im Juni fing man drinnen an, die Not zu spüren. Ein Ausschuß von Bürgern mußte eingesetzt werden, um die Preise zu regeln und die Lebensmittel zu verteilen. Schon zu Anfang August kam das erste Angebot der Unterwerfung: 10 000 Mark Silber wollte die Stadt als Buße zahlen und jegliche Steuer entrichten, wenn nur der Kaiser sie schonte. Friedrich wies es zurück, ebenso später ein zweites, noch größeres Angebot. Er verlangte bedingungslose Unterwerfung.

Den Winter hielt die gequälte Bevölkerung noch aus, aber als der Frühling kam, hatte der Hunger gesiegt, Mailand unterwarf sich auf Gnade und Ungnade. In den ersten Tagen des März erschienen nacheinander immer größere Abordnungen vor dem Kaiser, Ratsherren und Ritter. Barfuß, Schwerter um den Hals, Kreuze in der Hand, warfen sie sich vor ihm zur Erde, bekannten sich schuldig des Hochverrats und flehten um Erbarmen. Friedrich blieb kalt. Die Stadt mußte die Tore öffnen, die Mauern brechen, die Waffen abliefern, das deutsche Heer

einziehen lassen. Die ganze männliche Bevölkerung über zwölf Jahre hatte dem Kaiser blinde Unterwerfung zu schwören. Dann endlich erging das Urteil. Den Spruch zu fällen, überließ Friedrich den Nachbarn, den Leuten von Como und Lodi, von Novara, Pavia und Cremona, also den Todfeinden der Besiegten. Es lautete unbarmherzig: Mailand soll erleiden, was es andern angetan; es hat des Kaisers Städte Lodi und Como zerstört, es soll selbst zerstört werden. Nichts half es der unglücklichen Stadt, daß ein benachbarter Herr, der Graf von Biandrate, der zum Kaiser hielt, vor diesem einen Fußfall tat. Buchstäblich wurde das Urteil vollstreckt. Auch das wurde den Nachbarstädten überlassen, deren jede ein Stadtviertel zur Zerstörung überwiesen bekam. Zuerst fielen die Mauern und Türme, dann wurden Wälle und Gräben eingeebnet, zuletzt die Häuser verbrannt, wozu der Bruder des Königs von Böhmen das Zeichen gab, indem er als erster eine Fackel schlenderte. Binnen wenigen Tagen war die größte, die reichste und stolzeste Stadt Oberitaliens ein Trümmerfeld. Nur noch die Kirchen, Teile der Umfassungsmauer und einige wenige Häuser, vielleicht der fünfzigste Teil, standen aufrecht. Von der Bevölkerung behielt der Kaiser einige hundert in Haft, alle andern mußten mit der Habe, die sie tragen konnten, zum Wanderstab greifen. Sie wurden später in offenen Dörfern in der Umgebung angesiedelt. Die vielen wertvollen Reliquien nahm Friedrich an sich und verteilte sie unter seine Bischöfe. Die kostbarsten, die Leiber der heiligen drei Könige, erhielt Reinald von Dassel. Er sandte sie nach Köln, wo sie noch heute den Stolz der Domkirche bilden.

Die ganze Welt erschrak über dieses furchtbare Strafgericht. Das war es ohne Zweifel auch, was Friedrich gewollt hatte, durch den Schrecken wollte er auf Feinde und Freunde wirken. Er schwelgte im Gefühl seines Triumphes. In seinem empfindlichen Selbstgefühl war ihm die Vernichtung der Stadt, die ihm zu trotzen gewagt hatte, Ehrensache geworden. Seit ihrer Empörung, drei volle Jahre lang, hatte er seine Krone nicht getragen. Nun setzte er sie am Osterfest zum ersten Mal wieder aufs Haupt. Seine Urkunden ließ er mit dem Zusatz »nach der Zerstörung Mailands« datieren, und das Geschehene verkündigte er in einem stolzen Manifest: »Gott selbst hat den Hochmut der Stadt gerichtet; wir zerstören sie, auf daß sie künftig nicht

fündigen könne, und wenden unsere siegreichen Adler zu neuen Zielen, zur völligen Wiederherstellung des Kaisertums.«

Die nächste Aufgabe war bald gelöst. Brescia und Piacenza, Mailands Verbündete, unterwarfen sich freiwillig. Friedrich schonte sie, nur ihre Befestigungen wurden zerstört. Damit war der letzte Widerstand überwunden, die ganze Lombardei lag dem Kaiser zu Füßen. Auch weiter südlich, in der Romagna, fand er keine Schwierigkeiten, die Hauptstädte Ravenna und Bologna huldigten ihm ohne weiteres. Nach Toskana war Reinald von Dassel gegangen, um die kaiserliche Verwaltung einzurichten. Dabei wurde das Herzogtum Welfs, der mit seinen Rechten niemals etwas anzufangen gewußt hatte, stillschweigend beiseite geschoben. Friedrich selbst hatte inzwischen alle Vorbereitungen getroffen zu einem Hauptschlag, der den letzten Rückhalt der Gegner in Italien zu Boden strecken sollte. Ein starkes Heer, gebildet aus deutschen und italischen Truppen, gedachte er gegen das Königreich Sizilien zu führen, wo die schlechte Regierung Wilhelms I., von Palastkabalen, Putschen und Revolutionen erschüttert, auf schwachen Füßen stand. Ein Aufstand in den festländischen Gebieten lud förmlich zum Angriff ein. Gegen die Insel hatte der Kaiser sich die Hilfe der Seemächte Pisa und Genua gesichert. Um sie zu gewinnen, hatte er nicht gespart. Auf Ausdehnung seines Regiments über die beiden Städte hatte er verzichtet, ihnen volle Selbstverwaltung und die Herrschaft über das ganze Küstengebiet von Monaco bis Civitavecchia verliehen. Dafür verpflichteten sie sich, mit ganzer Kraft am Kriege gegen Sizilien teilzunehmen. Als Lohn war ihnen, wenn das Königreich erobert wäre, volle Handelsfreiheit auf der ganzen Insel und die Abtretung von etwa der Hälfte der sizilischen Hafenstädte versprochen. Es ist unverkennbar, Friedrich gedachte mit der Selbständigkeit Unteritaliens ein für allemal aufzuräumen. Es wäre die letzte Entscheidung gewesen, und man muß gestehen, bessere Aussichten als damals hätte der Plan kaum haben können.

Da wurde die Welt im Juli 1162 durch die Nachricht überrascht, der Kaiser, der schon bis Bologna vorgerückt war, habe sein Heer aufgelöst und sei auf dem Wege nach Piemont. Was war geschehen?

Es war von vornherein ein gewagtes Unternehmen, Pisa und Genua, die im Wettbewerb um die Herrschaft auf dem Tyrrhenischen

Meer alte und unversöhnliche Gegner waren, beide zugleich vor den kaiserlichen Siegeswagen spannen zu wollen. Das Wagnis mißlang. In dem Augenblick, wo es zum Handeln kommen sollte, brach zwischen den beiden Städten der Krieg aus, den alle Diplomatie des Kaisers nicht zu schlichten vermochte. Damit war seinem Feldzugsplan die wichtigste Voraussetzung entzogen, auf einen entscheidenden Sieg konnte er nicht mehr hoffen. Rasch entschlossen gab er das ganze Unternehmen auf und wandte sich einem andern Plane zu, dessen Gelingen mindestens ebenso großen Gewinn versprach.

Es hatte sich die Möglichkeit gezeigt, die Kirchenspaltung zu beenden, nicht mit Gewalt, sondern dadurch, daß man Alexander III. seinen wichtigsten Anhänger entzog. Das war Frankreich. Hier war der unfähige König Ludwig VII. durch Einflüsse in seiner Umgebung gegen den Papst eingenommen worden. Friedrich hatte das benützt und sich mit ihm dahin geeinigt, daß sie beide gemeinsam die Spaltung der Kirche beseitigen wollten. Es war verabredet, daß Kaiser und König, jeder von seinem Papst begleitet, zu Ende August an der Brücke über die Saône zwischen Dôle und Dijon, wo die Grenze zwischen Burgund und Frankreich lief, zusammenkommen und durch ein Schiedsgericht von Geistlichen und Laien entscheiden lassen sollten, ob Alexander oder Viktor für den richtigen Papst zu halten sei. Wenn einer der Anwärter nicht erschiene, sollte er ohne weiteres aller Ansprüche verlustig sein und dem andern von beiden Teilen gehuldigt werden. Daß Alexander III. sich weigern werde, sein Recht einer Prüfung zu unterwerfen und sich dem Gegner gleichzustellen, war vorauszusehen, und so konnte man hoffen, den französischen König zum Übertritt auf die kaiserliche Seite zu bewegen.

Friedrich rechnete sicher auf den Erfolg. Die Bischöfe und weltlichen Großen seiner Kirche entbot er mit bewaffnetem Gefolge zu der Begegnung und erschien selbst zur rechten Zeit. Aber wer nicht kam, war der Franzose. Unter allerhand Vorwänden wußte er sich seinem Versprechen zu entziehen, und erst als der Kaiser, des vergeblichen Wartens müde und durch die Schwierigkeiten der Verpflegung genötigt, abgereist war, meldete er sich und warf nun alle Schuld am Scheitern des Versuchs auf Friedrich. Der wahre Grund war, daß Ludwigs mächtigster Vassall, König Heinrich II. von England, da-

mals zugleich Herr der größeren Hälfte von Frankreich, ganz von Alexander III. gewonnen war und für den Fall, daß Frankreich abfiele, mit einem Krieg drohte, der höchst wahrscheinlich dem französischen Königtum der Capetinger ein Ende gemacht haben würde. So war die schöne Berechnung des Kaisers vollständig vereitelt. Sie hatte einen Augenblick keine schlechten Aussichten gehabt, sich zu erfüllen. Am Hofe Alexanders III., der in einem südfranzösischen Kloster Zuflucht gefunden hatte, war man sehr besorgt und niedergeschlagen gewesen. Nun atmete man auf, die Gefahr war vorbei.

Der Kaiser kehrte von der französischen Grenze zunächst nicht nach Italien zurück, sondern ging nach Deutschland. Vier volle Jahre war er nun schon der Heimat fern geblieben, und während dieser Zeit hatte sich dort manches verändert. Das Wichtigste war das Aufsteigen der welfischen Macht in Norddeutschland.

Wir erinnern uns, wie schon der spätere Kaiser Lothar dem sächsischen Herzogstitel einen neuen Inhalt zu geben begonnen hatte. Nicht mehr nur Grenzhüter gegen Dänen und Wenden an der unteren Elbe, wie es die Billunger gewesen waren, sollte der Herzog sein, sondern Oberhaupt des gesamten sächsischen Stammes und Träger der königlichen Gewalt in dessen ganzem Gebiet, so wie es die Herzoge in Schwaben und Bayern waren. Daß Herzog Lothar selbst König wurde, leistete diesem Streben den größten Vorschub. Heinrich der Stolze erbte bereits die Anfänge einer wirklichen Herzogsgewalt in Sachsen. Sie zu mehren und zu festigen, war das unermüdliche Streben seines Sohnes. Den Hausbesitz abzurunden, die Grafen des Landes zur Huldigung zu nötigen, war der junge Heinrich mit Erfolg bemüht. Nicht weniger trug er zur Erhöhung seiner Macht bei, indem er sich entschlossen an die Spitze des Kampfes zur Unterwerfung und Bekehrung der benachbarten Wenden stellte. Das Beispiel hatte ihm wohl einer seiner Markgrafen gegeben, Albrecht von Ballenstedt, der Askanier, genannt der Bär, dem es gelungen war, das Land an der Havel den Wenden abzunehmen, und der sich seitdem (1144) Markgraf von Brandenburg nannte. Der Wendenkreuzzug (1147) hatte die Eroberung gefördert, und seitdem war auch die Besiedelung der unterworfenen Landstriche jenseits der Elbe mit deutschen Bauern in immer größerem Umfang in Gang gekommen. Das war

geschehen, während Herzog Heinrich noch jung war. Als er älter wurde, nahm er das von anderen Begonnene mit verdoppeltem Eifer in die Hand, nötigte die Fürsten der Wenden in Mecklenburg und Pommern zur Unterwerfung und Taufe und zur Aufnahme deutscher Ansiedler und schuf sich so ein ausgedehntes Kolonialreich, dem sich eine glänzende Zukunft eröffnete, vollends als es dem Herzog gelang, auch die erste deutsche Stadt an der Ostseeküste, Lübeck, die Gründung des Grafen von Holstein, in seinen Besitz zu bringen. Seine Herrschaft erstreckte sich von der rheinländisch-westfälischen Grenze bis weit hinter die Oder und vom Meere bis an den Harz und das hessische Hügelland. Sie wuchs beständig, und niemand konnte sagen, wo sie halt machen werde. Kaiser Friedrich, der ihm soviel verdankte, hatte seine Macht gefördert, indem er ihm für die neuen Bistümer im Wendenland die Investitur überließ, so daß der Herzog dort auch die Kirche beherrschte. Dem Ausbau der herzoglichen Oberhoheit über die Grafen des Landes sah der Kaiser schweigend zu und gab ihm schließlich das väterliche Herzogtum Bayern zurück. Seitdem wußte jedermann, wer in Deutschland der mächtigste Landesherr sei. Während Friedrich in Italien kämpfte, das Kaisertum wieder aufzurichten, errang sich der Vetter in Deutschland eine Stellung, die dem Königtum mindestens ebenbürtig war.

Heinrich war ein Mann von ungewöhnlichen Eigenschaften. Ein Italier schildert ihn als mittelgroß und sehr kräftig, von schönem Wuchs und Antlitz, mit schwarzem Haar und dunklen Augen. Daß er einen eisernen Willen, hohen Verstand und Geschicklichkeit besaß, bewiesen seine Taten und Erfolge. Noch größer war sein Ehrgeiz. Als Wahrzeichen hatte er sich den Löwen gewählt, den König der Tiere, dessen ehernes Standbild er in Braunschweig, seiner Hauptstadt, vor der Burg Dankwarderode aufrichten ließ, wo es noch heute steht. Heinrich der Löwe hieß er bald schon im Munde der Zeitgenossen.

Sein Emporsteigen hatte ihm viele Feinde machen müssen. Unter den weltlichen Fürsten war es vor allem Markgraf Albrecht der Bär, der selbst einmal unter Konrad III. zum Herzog von Sachsen ernannt, aber gegen den Welfen nicht aufgekommen war. Aber auch die anderen Markgrafen des Nordens, desgleichen der Landgraf von Thüringen fühlten sich durch den Aufschwung der neuen Macht bedroht.

Des Löwen Art war es auch nicht, die Interessen anderer zu schonen. Wie sein ganzes Stammesherzogtum auf willkürlicher Aneignung von Befugnissen beruhte, die seine Vorgänger, die Billunger, nie besessen hatten, so hat er sich auch im einzelnen nicht besonnen, dort, wo es sein Vorteil war, über fremde Rechte rücksichtslos hinwegzuschreiten. Das hatten am meisten die geistlichen Fürsten zu fühlen, die seine Nachbarn waren. Noch einmal erwachte, wie im 10. Jahrhundert, der alte Gegensatz zwischen Stammesherzog und Landesbischöfen. Diese alle hatte Heinrich sich bald zu Feinden gemacht, die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg, die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt, aber auch den Erzbischof von Köln, dessen weltliche Herrschaftsrechte in Westfalen den Ansprüchen des Herzogs im Wege waren.

Während der Kaiser in Italien weilte, waren diese Gegensätze herangereift und schließlich in offener Feindschaft ausgebrochen. Als Friedrich im Herbst 1162 wieder in Deutschland erschien, fand er den Bürgerkrieg in Norddeutschland vor. Jeden Augenblick konnte das Feuer nach dem Süden des Reiches hinübergreifen, wo der Löwe auch in Bayern Gegner hatte und die Babenberger nicht vergessen wollten, daß das bayrische Herzogtum noch vor einigen Jahren ihnen gehört hatte. Der Kaiser hatte viel zu tun, diesen Brand zu löschen, aber er bewies aufs neue seine große Geschicklichkeit im Vermitteln und Versöhnen. Es gelang ihm, den Zwist gütlich beizulegen. Die Gegner des Löwen werden gespürt haben, daß sie bei ihm nicht durchdringen würden, und das genügte, um sie zum Friedenschluß zu vermögen. Friedrich aber bedurfte dringend des Friedens in Deutschland, denn in Italien war sein Werk nicht beendigt, solange Sizilien unbesiegt in der Feindschaft gegen das Reich verharrte. Schon im Herbst 1163 eilte er wieder über die Alpen.

Er kam diesmal ohne Heer. Die Truppen, deren er zum Kriege gegen Sizilien bedurfte, sollte in der Hauptsache Italien selbst stellen. Wie schon einmal hatten Genua und Pisa ihre Flotten zur Verfügung gestellt. In Pisa wurden eifrig Kriegschiffe gebaut, für 1164 erwartete man den Angriff, gegen den man sich am Hofe zu Palermo schon rüstete. Aber wieder wurde nichts aus dem Plan. Die Gründe können wir nur erraten. Eine Krankheit, in die der Kaiser im

Frühling 1164 verfiel, genügt nicht zur Erklärung, eher schon der alte Widerstreit zwischen Genua und Pisa, der eben damals sich verschärfte. Aber noch mehr als dies muß den Kaiser zur Vorsicht die Wahrnehmung bewogen haben, daß die Fundamente seiner ganzen Stellung in Italien nicht mehr fest waren. Seine Herrschaft über die oberitalischen Städte hatte angefangen zu wanken, ja, er sah sich an einer Stelle schon der offenen Auflehnung gegenüber.

Bald fünf Jahre schon bestand das System der kaiserlichen Verwaltung, das Friedrich nach dem Reichstag von Roncaglia eingerichtet hatte. Seit dem Fall von Mailand war es über die ganze Lombardei nebst Piemont und Venetien, desgleichen über die Romagna, die Mark Ancona und Toskana ausgedehnt. Wir wissen, was es bedeutete: kaiserliche Beamte, meist deutsche Bischöfe oder Edelleute, nur dem Herrscher verantwortlich, übten als Podestàs, Rektoren, Prokuratoren oder Vikare die ganze Summe der Hoheitsrechte in bestimmten Bezirken aus. Friedrich ließ Ausnahmen wohl zu. Wie Genua und Pisa, so war auch anderen Städten zum Lohne für besondere Dienste eine bevorzugte Stellung eingeräumt. Sie durften die Regalien durch ihre selbstgewählten Ratsherren ausüben lassen, genossen Freiheit von der gewöhnlichen Steuer und fanden sich dafür mit Pauschalzahlungen ab, die nach ihrer Leistungsfähigkeit bemessen waren. Es gab also immerhin auch das, was wir städtische Autonomie nennen, aber sie war eine seltene Gunst und kostete Geld.

Wer kann sich wundern, daß dieser Zustand nicht allen gefiel? Wohl herrschten jetzt Friede, Ordnung und Sicherheit in Stadt und Land, aber die Freiheit, die man einst mit allen ihren Vorzügen und Nachteilen genossen hatte, war dahin. Dem kaiserlichen Statthalter mußte man gehorchen, und er war ein Fremder. Er kam aus einem Lande, wo der Bürger noch nichts galt und die Edelleute allein geboten, und er war umgeben von Rittern, die gleichfalls Fremde waren. Die kaiserliche Verwaltung stützte sich auf die zahlreich im Lande zerstreuten Reichsburgen, in denen deutsche Herren befehligten und deutsche Ritter die Besatzung bildeten. Wer weiß, wie manches deutsche Geschlecht damals einen Zweig nach Italien entsandt hat, der dort Wurzel schlug und weiter grünte. Die deutsche Verwaltung war Fremdherrschaft. Zwischen Regierenden und Regierten klaffte

der Abstand verschiedener Nationalität und verschiedenen Standes: deutscher Adel gebot über italische Bürger. Die deutschen Beamten hätten Engel sein können, so bliebe es immer noch zweifelhaft, ob es ihnen gelungen wäre, alle Einwohner des Landes mit der neuen Verfassung auszusöhnen. Und sie waren keine Engel, sie waren sogar oft nur allzu menschlich in ihrem Tun und Treiben. Der Kaiser wollte Geld; das hatten sie einzutreiben, und damit allein erregten sie auf die Länge immer mehr Verdruß. Manch einer begnügte sich auch nicht mit dem, was dem Kaiser zukam, er dachte an sich und füllte die eigene Tasche. Hatte der Kaiser seine Getreuen etwa ins fremde Land geschickt, damit sie dort darben und ihr Erbteil verzehren sollten? Bittere Klagen erschollen bald allenthalben über die räuberischen und erpresserischen fremden Beamten, die das Volk aussogen und sich selbst bereicherten. Es half auch nichts, daß der Kaiser hier und da nachgab, Vorrechte und Befreiungen verlieh. Das wirkte bei den Begünstigten jetzt nur wie ein Geständnis der Schwäche und reizte die andern zum Neid. Die Stimmung war für Abfall und Empörung reif. Unter der Asche glommen die Funken, ein Windstoß konnte sie zur Flamme anfachen. Er kam vom Ausland her.

Der Kaiser verfolgte einen Plan, dessen Großartigkeit man die Bewunderung nicht versagen kann. Das ganze italische Reichsland sollte ein einziges großes Wirtschaftsgebiet werden mit einheitlicher Handelspolitik und einheitlicher Münze. Unweit der Ruinen von Mailand erhob sich ein fester und hoher Turm, der Siegesturm genannt. Dort war die Prägestätte der neuen kaiserlichen Münze, die die wirtschaftliche Einheit des italischen Reiches sinnfällig darstellte. Es sind Gedanken, die der Zeit vorauseilen — nirgends im Abendland, außer im Königreich Sizilien, kannte man ähnliches — und deren Ausführung unbestreitbar ein Segen für das Land geworden und Italien binnen kurzem die Führung auf allen Gebieten unter den Staaten Europas wiedergegeben hätte. Aber während die Italier selbst dafür kein Verständnis hatten und nur die Lasten spürten, die ihnen im Augenblick erwuchsen, wurde der Argwohn und die Besorgnis der Nachbarn bald geweckt. Einer von ihnen hatte allen Grund, sich vorzusehen: Venedig. Es hatte bisher stets in den besten freundnachbarlichen Beziehungen zu den deutschen Herrschern ge-

standen. Jetzt änderte sich das. Die neue kaiserliche Handels- und Finanzpolitik bedrohte die beherrschende Stellung, die Venedig bisher gegenüber der östlichen Hälfte Oberitaliens besessen hatte. Kamen die Pläne des Kaisers zur Ausführung, so war es mit der eigenen Handelsvormacht vorbei, und man mußte sich darauf gefaßt machen, selbst in Abhängigkeit zu geraten. Seit 1162 sehen wir darum Venedig im erklärten Kriegszustand gegen den Kaiser. Hinter Venedig stand der griechische Kaiser, der von ähnlichen Besorgnissen geleitet wurde, daneben aber auch schon an Ausbreitung seiner eigenen Macht nach Italien dachte. Als Dritter im Bund meldete sich der König von Sizilien. Das wiedererstandene Kaisertum sah sich einem Dreibund gegenüber, der das Meer beherrschte und in dem Venedig die Seele war. Selbst unangreifbar, aber ohne eigene Landmacht außerstande, dem Gegner zu schaden, mußte es danach trachten, die Nachbarstädte zum Beistand zu gewinnen. Das gelang denn auch. Mit Geld wurde nicht gespart, und im Mai 1164 war das Ziel erreicht: Verona, Padua und Vicenza verbanden sich, kein anderes Kaisertum zu dulden, als wie es unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern bestanden habe. Das war eine Redensart, mit der man zu verhüllen suchte, was man eigentlich wollte: nur dem Namen nach sollte es einen Kaiser geben dürfen, jede wirkliche Regierung ihm abgeschnitten sein.

Friedrich sah sich außerstande, mit den Kräften, über die er verfügte, die Empörung niederzuschlagen. Er mußte froh sein, daß es ihm gelang, durch reiche Gunstbeweise, Überlassung der Regalien und Steuerbefreiungen andere Städte vom Anschluß an das Veroneser Bündnis abzuhalten. An den Feldzug gegen Sizilien konnte er unter solchen Umständen nicht mehr denken. Die Gegner frohlockten. Am Hofe Alexanders III. wollte man wissen, sogar in Städten wie Pavia und Cremona, die bisher am aufrichtigsten zum Kaiser gehalten hatten, sei man nicht mehr gut auf ihn zu sprechen. Sein Ansehen hatte einen Stoß erlitten, als er im Herbst 1164 nach Deutschland zurückkehrte.

Aber an Zurückweichen dachte er nicht, vielmehr tat er jetzt einen Schritt, der ihm jedes Nachgeben auch für die Zukunft unmöglich zu machen schien.

Die Spaltung der Kirche war, wie wir wissen, auch auf Deutsch-

land nicht ganz ohne Einfluß geblieben, hier und da hielt man zu Alexander III. Der Kaiser hatte dem gegenüber bisher Nachsicht geübt, sogar in seiner nächsten Umgebung Leute geduldet, die seinem Papst die Anerkennung versagten. Aber er wurde bedenklich, als die Gegenströmung weiter um sich griff und schließlich sogar Erzbischof Konrad von Mainz, ein Bruder Ottos von Wittelsbach, dessen Erhebung der Kaiser nicht ohne Schwierigkeiten durchgesetzt hatte, zu Alexander überging. Friedrich beschloß darum, andere Saiten aufzuziehen. Deutschland wenigstens sollte kirchlich geeint auf seiner Seite stehen, jeder Widerstand unnachsichtig erstickt werden. Auf dem Reichstag zu Pfingsten 1165 in Würzburg ließ er alle Anwesenden schwören, Alexander niemals als Papst anzuerkennen. Er selbst ging mit diesem Schwur voran und drohte jedem, der ihn verweigern würde, mit Enteignung. Im ganzen Reich wurde die Vereidigung anbefohlen. Ob der Kaiser seinen Willen überall durchsetzen konnte, ist dennoch fraglich. In gegnerischen Kreisen behauptete man, schon in Würzburg habe nur eine Minderheit der Anwesenden wirklich geschworen, und auch diese zum Teil gezwungen. In der Salzburger Kirchenprovinz wurde nur teilweise gehorcht, und der Kaiser mußte es dulden. Konrad von Mainz verließ Deutschland und ging zu Alexander, der ihn mit hohen Ehren aufnahm und ihn zum Kardinal ernannte. Friedrich setzte ihn ab und ließ statt seiner den Reichskanzler Christian wählen, einen Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten als Beamter und Heerführer, von unermüdlicher Tatkraft und nie wankender Treue.

Zu seiner schroffen Haltung in der kirchlichen Frage fühlte der Kaiser sich ermutigt, weil er glaubte, einen wertvollen Bundesgenossen im Ausland gefunden zu haben. König Heinrich II. von England war mit dem Erzbischof von Canterbury, Thomas Becket, in heftigen Streit geraten. Der Erzbischof hatte das Land verlassen und sich um Hilfe an Alexander III. gewandt, der denn auch nicht anders konnte, als sich des Vertriebenen annehmen. Da eröffnete sich die Aussicht, daß der englische König dem Papst, dem er einst zum Siege verholfen hatte, nunmehr den Rücken kehren könnte. Friedrich hatte das sofort benützt. Schon im April 1165 war in seinem Auftrag Reinald von Dassel zu Heinrich II. in die

Normandie gereist und hatte ein enges Bündnis zwischen Kaiser und König geschlossen. Gemeinsam wollten sie Alexander bekämpfen, dem der Engländer den Gehorsam aufzusagen versprach. Als Bürgschaft dauernden Einverständnisses wurden zwei Heiraten verabredet. Des Kaisers ältester Sohn, damals noch ein Kind, sollte die eine Tochter des Königs heiraten, Heinrich der Löwe erhielt die andere. Die Hoffnungen, die auf das englische Bündnis gesetzt wurden, sind zwar nicht in Erfüllung gegangen. Heinrich II. hat mit dem Abfall von Alexander nur gedroht, um sich gegen päpstliche Maßregeln zu schützen, ausgeführt hat er den Schritt niemals. Deutschland blieb also nach wie vor kirchlich allein, und der Schritt, den der Kaiser in Würzburg getan hatte, verlor damit eine wichtige Voraussetzung. Aber den Nutzen hatte die Verbindung mit England doch gehabt, daß Frankreich durch sie in Schach gehalten und verhindert wurde, sich dem griechisch-venetianisch-sizilischen Dreibund gegen das Kaisertum anzuschließen.

Nicht im Norden der Alpen, nur in Italien konnte der große Kampf seine Entscheidung finden. Hier hatte die Lage sich nicht zum Vorteil des Kaisers verändert. Die Stadt Rom, bisher zwischen beiden Päpsten gespalten, war zu Anfang 1165, hauptsächlich durch große Zahlungen bewogen, auf die Seite Alexanders getreten. Dieser hatte, um sich den Gewinn zu sichern, im August des Jahres die Rückkehr nach Rom gewagt. In schwieriger Fahrt, während die Kriegschiffe von Pisa und Genua das Meer unsicher machten, war er mit kleinstem Gefolge nach Sizilien und von dort nach Rom gelangt. Freilich gehorchte man ihm hier nur in der Stadt selbst; schon drei Tagereisen nördlich, in Viterbo, hatte der Gegenpapst unter dem Schutze Christians von Mainz und seiner deutschen Truppen seinen Sitz. Es war nicht mehr Viktor IV. Der war im vergangenen Jahr gestorben und hatte in Paschalis III. sogleich einen Nachfolger erhalten, eine Kreatur des Kaisers, der einen Papst umso weniger entbehren konnte, je entschiedener er Alexander bekämpfte.

Diesem hatte sich inzwischen ein neuer Helfer genähert. Kaiser Manuel von Konstantinopel hielt den Augenblick für gekommen, in Italien Fuß zu fassen. Mit der Hafenstadt Ancona hatte er schon früher Verbindungen unterhalten, jetzt unterwarf sie sich seinem

Schutz. Gleichzeitig gingen die Gesandten zwischen Rom und Konstantinopel hin und her. Manuel machte sich anheischig, Italien den Deutschen zu entreißen, ja sogar die griechische Kirche mit der römischen zu vereinigen, wenn Alexander ihn in Rom zum Kaiser krönen wollte. Wenn das auch alles besten Falles noch in weitem Felde lag, so ließ doch Friedrichs persönliches Eingreifen in Italien sich nicht länger aufschieben. Daß in Sizilien im Jahre 1166 König Wilhelm I. starb und sein Sohn Wilhelm II. erst zwölf Jahre alt war, daß unter der Regentschaft der Königinwitwe die alten Palastkämpfe wieder auflebten und der Abfall im festländischen Teil des Reiches sich regte, lud den Kaiser vollends zum Erscheinen ein.

Im November 1166 rückte er in Oberitalien ein. Nicht so groß wie vor acht Jahren war sein Heer, aber immerhin groß genug, daß man für angezeigt gehalten hatte, es zu teilen. Während der Kaiser selbst von Augsburg über den Brenner bis Trient und von da auf beschwerlichem Wege über den Tonalepaß und durch die Val Camonica marschierte — das Etschtal war ihm durch das aufständische Verona gesperrt — hatten die Erzbischöfe von Mainz und Köln eine zweite Heeresgruppe über einen der westlichen Alpenpässe ins Mailändische geführt. Bei Lodi vereinigte man sich. Die Hauptlast der Rüstung hatten die geistlichen Fürsten übernommen. Wir kennen ihrer vierzehn, elf Bischöfe und drei Äbte, die selbst an der Spitze ihrer Leute mitgezogen sind. Spärlich waren die Laienfürsten vertreten. Der junge Friedrich von Schwaben und die Zähringer, auch ein Bruder des Böhmenkönigs waren die bedeutendsten. Norddeutschland fehlte ganz bis auf einen Markgrafen von der Lausitz. Dort hatten die Gegensätze zwischen Heinrich dem Löwen und seinen Nachbarn eine solche Spannung angenommen, daß niemand es geraten fand, das Land zu verlassen. Nur mit Mühe hatte die Autorität des Kaisers die öffentliche Fehde hintanhalten können. Dafür hatten sich die Grafen aus Süddeutschland in beträchtlicher Zahl eingefunden. Der Kaiser legte diesmal auf persönliches Erscheinen der Fürsten und ihrer Ritterschaften keinen Wert und nahm Geldzahlungen als Ersatz. Mit den so gewonnenen Summen warb er berufsmäßige Krieger, deren es damals in den Niederlanden und am Niederrhein viele gab. In den niederländischen Nachbarkriegen

waren diese Söldnerbanden aufgekommen, von da führten sie den Namen Brabanzonen, eine wilde, gefährliche Gesellschaft und ein Schrecken für jeden Ort, an dem sie erschienen. Ritterliche Ehre konnte man mit solchen Truppen ebensowenig einlegen wie die Herzen gewinnen, aber rein militärisch war das Heer durch sie wertvoller geworden, solange man es bezahlen konnte.

Schon beim Eintritt in Italien begrüßte den Kaiser eine veränderte Luft, kühl, mißtrauisch selbst dort, wo er bisher auf Anhänglichkeit hatte zählen können, finster und feindselig anderswo. Er mußte Strenge zeigen, Widerstände mit Gewalt brechen. Den Winter blieb er in der Lombardei, hauptsächlich mit Einziehen von Steuern beschäftigt. Für ihn war es jetzt das Wichtigste, daß er zahlungsfähig blieb. Auf die Klagen der Lombarden konnte er nicht achten. Mit dem ersten Frühjahr sollte der Vormarsch nach Süden beginnen, Rom und Sizilien waren seine Ziele. Wohl war es bisher auch seiner Kunst nicht gelungen, den Frieden zwischen Genua und Pisa herzustellen, von deren Hilfe das Gelingen des Feldzugs abhing. Aber Friedrich ließ sich nicht irre machen. Es hielt ihn auch nicht zurück, daß hinter ihm, kaum daß er den Rücken wandte, der Abfall selbst solcher Städte begann, die er mit Gunst und Gnaden am sichersten an sich gefesselt zu haben meinte. Es trieb ihn vorwärts. Er mußte dem erlöschenden Aufstand im Norden des sizilischen Königreiches durch sein Erscheinen neue Kraft geben. So machte er selbst mit dem größten Teil seines Heeres sich auf den Marsch, die Küste des Adriatischen Meeres entlang, wie einst Kaiser Lothar. Im griechisch gewordenen Ancona versuchte man ihm zu widerstehen. Aber als der Kaiser seine Belagerungsmaschinen auffahren ließ, gab man den Gedanken auf und unterwarf sich. Das Schicksal von Crema und Mailand war nicht verlockend. So konnten die Deutschen ungehindert ihren Marsch fortsetzen. An der Grenze des Königreichs, in den südlichen Ausläufern der Abruzzen, stießen sie auf sizilische Truppen, die vor ihnen auswichen. Entscheidende Ereignisse schienen bevorzustehen. Da liefen Nachrichten ein, die den Kaiser veranlaßten, seinen ganzen Plan zu ändern.

Die zweite deutsche Heeresgruppe war inzwischen über den Appennin und entlang dem Tyrrhenischen Meer vorgerückt, unter wirk-

samer Unterstützung durch die Pisaner. Seine erste Staffel wurde geführt von Reinald von Köln und war nur klein, vielleicht nur eine Vorhut. Einige Tagemärsche später folgte Christian von Mainz mit der Hauptmasse. Das Ziel war Rom. Als Reinald sich der Stadt näherte, spottete man drinnen: wie herrlich müsse es um den Kaiser stehen, da er seine Pfaffen zum Messelesen sende; sie sollten nur kommen und singen, man wolle sie schon andere Lieder lehren. Aber ehe man sich's versah, hatte der Erzbischof die Hafenstadt Civitavecchia, die für Roms Verpflegung wichtig war, mit Hilfe der Pisaner weggenommen. Dann wandte er sich südwärts, an der Hauptstadt vorbei. Hier lag auf einem vorgeschobenen Hügel des Albanergebirges die kleine Stadt Tuskulum, wo einst Cicero sein Landgut und später das mächtige Grafengeschlecht seinen Sitz hatte, das Rom so viele Regenten und Päpste gegeben. Von der Höhe von Tuskulum übersieht man die ganze Ebene von Rom und insbesondere die Straßen, die dort zu beiden Seiten des Gebirgsstockes nach Süden ins Neapolitanische führen. Zwischen Rom und Tuskulum bestand deshalb dasselbe Verhältnis, das wir bei italischen Nachbarstädten als die Regel kennen: sie waren Todfeindinnen, weil Tuskulum den Verkehr der Hauptstadt stören konnte und Rom die kleinere Nachbarin zu unterwerfen suchte. Eben war der Kampf in aller Schärfe ausgebrochen, als Reinald herankam und mit raschem Blick die Wichtigkeit des Punktes erkannte. Ohne das Nachrücken des Mainzers abzuwarten, warf er sich mit seiner kleinen Truppe — es scheinen kaum 500 Mann gewesen zu sein — nach Tuskulum und nahm die Verteidigung auf.

Sofort machten sich die Römer an die Abschließung der Stadt. In Scharen von vielen Tausenden lagerten sie sich am Fuße des Berges. Inzwischen war Christian von Mainz eilig herangerückt, um den Gefährten zu entsetzen. Kaum angelangt, wurde er von der feindlichen Überzahl angegriffen. Es war der 29. Mai, Montag nach Pfingsten, um die Mittagszeit. Die deutschen Knappen, von dem heißen und schnellen Marsch ermüdet, gerieten gegenüber der ungeheuren Übermacht der Gegner, ungeachtet diese — in der Hauptsache wohl römische Bürgerwehr — ungeübt und schlecht bewaffnet waren, bald in Bedrängnis. Ihre Reihen wurden durchbrochen.

Aber von der Höhe von Tuskulum aus hatte Reinald beobachtet, was geschah. An der Spitze seiner kleinen Ritterschar, hoch zu Roß, den Streitkolben schwingend, stürzte er sich mit dem Feldgeschrei »Sankt Peter, hilf!« auf die Feinde, warf sie bis hinter ihr Lager zurück und faßte die Gegner des Mainzers im Rücken. Nun kamen auch dessen Ritter und Knappen wieder zum Stehen, und in stundenlangem, heftigem Kampfe wurde aus der drohenden Niederlage der Deutschen der vollständigste Sieg. Bis unter die Mauern Roms wurde die Verfolgung der Geschlagenen fortgesetzt. Als der Abend sank, war das Römerheer vernichtet. Der amtliche Geschichtschreiber des Papstes, ein Kardinal, der gewiß keinen Grund hatte, das Unglück größer hinzustellen, als es war, spricht von einem zweiten Cannae und gibt an, kaum der dritte Teil des römischen Heeres habe sich flüchtend retten können. Die Gefallenen zählten nach vielen Tausenden — Reinald selbst spricht in seinem Schlachtbericht an die Kölner, wohl etwas ruhmredig, von 9000 — über 3000 Gefangene wurden von den Deutschen eingebracht.

Es war nur natürlich, daß nach diesem furchtbaren Schlag die Stimmung in der Bevölkerung Roms sich änderte. Begeistert war man dort für Alexander III. nie gewesen, jetzt hatte er die Stadt ins Unglück gebracht. Man war bereit, ihn fallen zu lassen. Nur durch reiche Geldspenden war das Volk noch notdürftig zu beruhigen. Alexander selbst fühlte sich im Lateran nicht mehr sicher; in dem burgartigen Palast eines seiner Anhänger fand er Zuflucht. Auf die Nachricht von dieser Wendung beschloß der Kaiser, seinen Feldzug gegen Sizilien zu unterbrechen und zunächst, koste es, was es wolle, Roms und des Papstes sich zu bemächtigen. Im Eilmarsch rückte er heran, am 24. Juli stand er vor der Stadt. Ein römisches Heer, das ihm entgegenzutreten versuchte, wurde geworfen, der Eintritt in die Vorstadt auf dem rechten Tiberufer erzwungen, tags darauf in heftigem Kampf die Peterskirche erstürmt. Von hier aus knüpfte Friedrich Unterhandlungen mit den Römern an. Er bot an, daß beide Päpste abdanken und eine Neuwahl stattfinden sollte. In der Stadt war man geneigt, hierauf einzugehen. Dem entzog sich Alexander III. durch die Flucht. In Verkleidung verließ er seine Wohnung und fuhr in einem Boot den Tiber hinab und die Küste entlang bis an die

sizilische Grenze. Es war höchste Zeit gewesen, denn gleich darauf lief ein Geschwader pisanischer Kriegschiffe in den Tiber ein, Rom war von allen Seiten eingeschlossen, kein Entrinnen mehr möglich, die Verpflegung abgeschnitten.

Da gaben die Römer den Widerstand auf. Der Kaiser machte ihnen die Unterwerfung leicht. Er begnügte sich damit, daß ihm und seinem Papst Treue geschworen wurde, und ließ die Selbstverwaltung in der Stadt unangetastet. Nur die förmliche Einsetzung des vom Volk gewählten Senats behielt er sich vor. Rom war von nun ab eine kaiserliche Stadt; seine Bürger genossen Abgabenfreiheit im ganzen Reich.

Es sah aus, als triumphiere der Stern des Kaisers über alle seine Feinde. Seinen Papst, Paschalis III., hatte er in Rom eingeführt, der Gegner war vertrieben. Er selbst wird seinen Erfolg nicht überschätzt haben. Alexander III. war ihm entwischt, unerreichbarer als zuvor, der Krieg gegen Sizilien noch nicht begonnen, sein Ausgang ungewiß, und in der Lombardei griff der Aufstand um sich. Bis zur Entscheidung war es noch weit, aber ein großer Schritt vorwärts war doch getan, die Aussichten für das Weitere waren gut. Da brach unvermittelt, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, das Verhängnis über den Kaiser herein, das mit einem Schlag alle Erfolge zunichte machte und in wenigen Tagen das mühsame Werk vieler Jahre zerstörte.

Am 1. August war die Krönung der Kaiserin Beatrix in St. Peter mit großem Glanz gefeiert worden. Zwei Tage darauf zeigten sich in der Stadt einige verdächtige Krankheitsfälle. Sie vermehrten sich rasch und griffen auf das Heer über. Man konnte sich nicht verhehlen, eine Epidemie von schlimmster Art war ausgebrochen, denn von den Erkrankten genasen die wenigsten. Wir erkennen aus den Schilderungen der Augenzeugen, daß es der Flecktyphus gewesen sein muß. Nun begann ein allgemeines Sterben, das Heer schmolz dahin wie Neuschnee an der Frühlingssonne, auch unter den Führern hielt der Tod reiche Ernte. Es starben Herzog Friedrich von Schwaben, der junge Welf, der einzige Sohn seines Vaters, ein Bruder des Böhmenkönigs und viele Grafen und Freiherrn. Es starben die Bischöfe von Regensburg und Speyer, von Lüttich, Verden und Prag, diese

drei schwer zu ersetzen als erfahrene Beamte besonders in den italischen Geschäften, und es starb am 14. August auch Reinald von Köln. Sein Verlust war der schwerste. Er war kein bequemer Diener gewesen, eigenwillig, eifersüchtig und herrisch. Aber einen besseren hat das deutsche Kaisertum nie gehabt als diesen Mann, der — nach Friedrichs eigenem Zeugnis — ohne Rücksicht auf eigenen Vorteil nur für die Erhöhung des Reichs und den Ruhm seines Herrn gearbeitet hatte. Der Kaiser hatte schon drei Tage nach dem Ausbruch der Epidemie, am 6. August, sein Lager abgebrochen und den Abmarsch befohlen. Aber es war zu spät gewesen. Unter beständig sich mehrenden Erkrankungen und Todesfällen wurde der Rückzug des stolzen Heeres zu einem großen Leichenzug. Nur Trümmer waren es, die zu Anfang September den Appennin überschritten und sich bei Pavia sammelten. Hier aber fand der Kaiser sich einer Lage gegenüber, wie sie schlimmer nicht hätte sein können.

Im März schon, als er kaum die Lombardei verlassen, hatte dort die Revolution begonnen. Cremona, die Stadt, die der Kaiser am meisten bevorzugt, hatte sich mit ihren Nachbarn Mantua, Brescia und Bergamo für fünfzig Jahre aufs engste verbunden, die kaiserlichen Rechte nur soweit anzuerkennen, wie sie unter Konrad III. geübt worden seien. Das hieß, die Regierung durch den Kaiser abschütteln. Der Bund hatte sofort angefangen, um sich zu greifen. Ende April waren die Mailänder in feierlichem Zug in ihre zerstörte Stadt zurückgeführt und der Aufbau der Mauern und Häuser begonnen worden. Im Laufe des Sommers ward Lodi gezwungen, dem Bunde beizutreten, Piacenza und Parma wurden aufgenommen. Als Friedrich in Pavia eintraf, fand er ein großes, geschlossenes Gebiet in der mittleren Lombardei im Aufstand. Er ächtete die Städte und eröffnete mit den Truppen, die er noch bei sich hatte, und denen, die ihm seine Anhänger zuführten, den Kampf. Nach Deutschland schickte er einen flammenden Aufruf. »Der Himmel erstarrt, der ganze Erdkreis erzittert und alle Elemente geraten in Aufruhr beim Anblick dieser verruchten Treulosigkeit und todeswürdigen Niedertracht.« Nicht gegen die Person des Kaisers richte sich die Empörung, sondern gegen die Macht und Herrschaft des deutschen Volkes, die mit so großen Opfern an Gut und Blut aufgerichtet sei. »Lieber wollen wir eines

ehrenvollen Todes vor dem Feinde sterben, als dulden, daß das Reich in unseren Tagen zerstört werde.« Aber es half nichts, er mußte sich überzeugen, daß seine Kräfte nicht reichten, den Kampf durchzuführen. Seine Angriffe scheiterten, er erlitt verlustreiche Schlappen und sah sich bald in die Verteidigung gedrängt, während die Aufständischen stets Fortschritte machten.

Die ganze Größe der Gefahr wurde deutlich, als am 1. Dezember 1167 der neue Bund mit dem früheren Bunde von Verona unter Beitritt weiterer Städte auf zwanzig Jahre sich zusammentat zum Kampfe gegen die deutsche Herrschaft. Sechzehn Teilnehmer zählte diese Liga der Lombarden schon bei ihrem Entstehen, eine imposante Macht, die alle großen Städte von Mailand bis Venedig und Ferrara umfaßte und als ein förmlicher Staatenbund mit straffer Organisation, eigenem Siegel und einheitlicher Leitung auftrat. Schon griff ihr Einfluß auch westlich über Mailand hinaus, einige piemontesische Orte schlossen sich an. Friedrich kam in Gefahr, in Pavia abgeschnitten und eingeschlossen zu werden, das Schicksal seines Urgroßvaters Heinrich IV. stand ihm bevor, wenn er länger zögerte. So entschloß er sich im März 1168 zur Rückkehr nach Deutschland. Es war noch ein Glück, daß der Graf von Savoyen ihm den Durchmarsch durch sein Land möglich machte, denn die anderen Pässe waren ihm durch die Liga gesperrt. Auch so hatte die Abreise ganz das Aussehen einer Flucht. In Susa, am Fuße des Mont Cenis, war der Kaiser seines Lebens nicht sicher. Man zwang ihn, die Geiseln der lombardischen Städte, die er von früher her mit sich führte, herauszugeben. Er hielt es danach nicht für geraten, die Nacht in der Stadt zu bleiben. Als Diener verkleidet ritt er aus dem Tor, während einer seiner Ritter — es soll der Kämmerer Hartmann von Siebeneich gewesen sein — inzwischen die Rolle des Kaisers spielte. So gelangte er über den Mont Cenis und durch Burgund nach Hause. Mitte März war er in Basel wieder auf deutschem Boden.

Er kam als ein Geschlagener. Die Politik, die er seit zehn Jahren mit Tatkraft, Geschick und Zähigkeit und zeitweise auch mit Glück verfolgt hatte, war vollständig zusammengebrochen. Die Wiederherstellung des Kaisertums in der Form, wie er sie seit dem Tage von Roncaglia betrieben, war mißlungen. Die Frage drängt sich auf,

ob diese Politik nicht von Anfang an verkehrt und der Mißerfolg vorauszusehen war. Daß an ihrem Scheitern die Mißgriffe bei der Ausführung eine wesentliche Schuld trugen, wird nicht zu bestreiten sein. Zum Ausbruch und raschen Umsichgreifen der lombardischen Revolution haben die Härte und Habgier der kaiserlichen Beamten ohne Zweifel viel beigetragen. Aber ob der Ausgang ohne diesen Fehler letzten Endes ein anderer gewesen wäre, ist doch zweifelhaft. Es war im Grunde doch das System selbst, das die Auflehnung bewirkte. Wo der nationale Gegensatz zwischen Regierenden und Regierten zusammenfiel mit dem Standesunterschied zwischen Edelleuten und Bürgern, da war die Eintracht schwer zu erhalten. Man hat denn auch Friedrich in neuester Zeit getadelt, weil er den Bogen überspannt habe. Anstatt eine unmittelbare Reichsverwaltung einzurichten, die das Volk früher oder später zum Aufstand habe treiben müssen, würde er — so meint man — besser getan haben, den Bürgerschaften der Städte ihre Freiheit und Selbstverwaltung zu lassen und sie durch solche Gunst zu treuen Dienern zu gewinnen. Diese Ansicht rechnet nicht mit der Falschheit und Unzuverlässigkeit des italienischen Volkscharakters. Sie übersieht, daß es gerade die am meisten begünstigte Stadt Cremona war, die an die Spitze der Erhebung und der revolutionären Liga trat. Es ist also fraglich, ob größere Zugeständnisse viel genützt haben würden; wahrscheinlich hätten sie nur die Begehrlichkeit geweckt. Gar nicht fraglich ist es dagegen, daß bei einem freieren Regierungssystem die tiefen Gegensätze der Städte untereinander den Kaiser sehr bald vor unlösbare Schwierigkeiten gestellt hätten. Nur ein straff einheitliches und starkes Regiment über den Parteien konnte den Widerstreit der Interessen zwischen den einzelnen Orten niederhalten und zum Besten eines größeren Ganzen ausgleichen. Ein Regierungssystem, das den Städten größere Selbstbestimmung ließ, hätte den Kampf der Nachbarn gegeneinander, wie er bis 1158 im Gange gewesen war, fortdauern lassen und gesteigert. Denn mochte auch der gemeinsame Gegensatz gegen die deutsche Herrschaft stark empfunden werden, die inneren Gegensätze und Feindschaften der Städte untereinander, der alte Nachbarhaß waren doch oft noch stärker. Das hat sich in der Folge deutlich genug gezeigt.

Der Kaiser hätte diese Gefahren und Schwierigkeiten wohl überwunden und die Städte mit der Zeit an seinen Zügel gewöhnt, wenn er ihnen die Vorteile seiner Regierung hätte fühlbar machen können. Wenn unter seinem milden und gerechten Zepter die Geschäfte gediehen, der Reichtum wuchs, Sicherheit und Behagen einzogen, so hätten sich zum mindesten weite Kreise mit der deutschen Herrschaft ausgesöhnt. Friedrich aber befand sich in der unangenehmen Lage, die Steuerkraft seiner neuen Untertanen sogleich aufs stärkste anspannen zu müssen, weil er gleichzeitig mit der römischen Kirche und ihren Verbündeten, Sizilien, Venedig, dem griechischen Reich, im Kriege lag. Er brauchte Geld und immer wieder Geld für diesen Krieg, den siegreich zu beenden ihm nicht gelang, und das machte ihm eine Politik der Schonung und Versöhnung gegenüber den Lombarden unmöglich. So ist sein Versuch, das Kaisertum in Gestalt unmittelbarer Landesregierung in Oberitalien aufzurichten, im letzten Grunde an der Kirchenspaltung und an der Gegnerschaft der außerdeutschen Kirche des Abendlandes gescheitert, die den Papst stützte und trug.

Einige Jahre später ließen die Mailänder an einem ihrer Tore eine Darstellung des Vorganges anbringen, wie sie von den Bundesgenossen in die zerstörte Vaterstadt zurückgeführt wurden. Da sieht man an der Spitze des Zuges einen Mönch mit der Kreuzesfahne in der Hand schreiten. Die Gestalt kann als Sinnbild gelten: die Kirche war es, die den Kaiser besiegte und aus Italien zu flüchten zwang.

Es war der stärkste Beweis für das persönliche Ansehen dieses Kaisers, daß die Niederlage, die er in Italien erlitten hatte, seiner Stellung in Deutschland nicht den geringsten Abbruch tat. Seine Reichstage waren so zahlreich besucht wie nur je früher. Ohne Widerspruch konnte er schon im Jahre nach seiner Rückkehr seinem Hause die Nachfolge auf dem Throne sichern, indem er seinen ältesten Sohn Heinrich, einen Knaben von vier Jahren, zum König wählen und krönen ließ. Als in Salzburg, der einzigen deutschen Kirche, die zu Alexander III. gehalten hatte, ein neuer Erzbischof ohne Rücksicht auf den Kaiser gewählt wurde und, ohne belehnt zu sein, die Regierung antrat, griff Friedrich rücksichtslos durch, zwang den Mann, zu weichen, ließ ihn auf einem Reichstag absetzen und einen neuen

Erzbischof wählen. Die Kirchen des Reiches beherrschte er jetzt noch mehr als früher. In Polen hatte ein neuer Großherzog sich über seine Verpflichtungen hinweggesetzt. Es genügte, daß der Kaiser mit einem Heer die Grenze überschritt, damit der Pole sich eilends unterwarf und hohe Buße zahlte.

Die feste Stellung des Kaisers beruhte zum großen Teil auf der Stütze, die er nach wie vor an Heinrich dem Löwen fand. Dessen Macht nahm gerade in diesen Jahren ihre glänzendste Entfaltung. Die benachbarten Wendenfürsten hatten allmählich jeden Gedanken an Widerstand aufgegeben. Auch Dänemark, das eine Zeitlang der sächsischen Eroberung im Wendenland in den Weg zu treten versucht hatte, wurde genötigt, seine Pläne fallen zu lassen und sich dem Herzog zu fügen. Von einem anderen Mitbewerber befreite ihn der Tod Albrechts des Bären (1170). Durch seine Ehe mit Mathilde, der englischen Königstochter, war er in den Kreis der europäischen Herrscherhäuser eingetreten, und als er im Jahre 1172 eine Pilgerreise nach Jerusalem machte, wurde er überall von Christen und Ungläubigen empfangen und geehrt wie ein König.

Ohne Neid und Eifersucht scheint Kaiser Friedrich auf die außerordentliche Stellung seines Vetters gesehen zu haben, ja, er stützte und stärkte sie, wo es nottat. In seiner Abwesenheit waren die Gegner über den Herzog hergefallen, ein großer Krieg hatte Norddeutschland in zwei Lager gespalten und war noch im Gange, als der Kaiser zurückkehrte. Friedrich trat sogleich auf die Seite des Herzogs. Kaum in Deutschland angelangt, lud er die Gegner zur Verantwortung und zwang sie, die Waffen niederzulegen. So stützten und deckten Kaiser und Herzog sich gegenseitig. Auch die persönlichen Beziehungen der beiden Vettern müssen die denkbar vertrauensvollsten gewesen sein, da wir Heinrich in geheimer Sendung die Erzbischöfe von Mainz und Köln an den Hof des englischen Königs begleiten sehen.

Übrigens hatte der Kaiser in diesen Jahren doch auch einigen Machtzuwachs in Deutschland zu verzeichnen. Der Tod seines Neffen Friedrich von Rotenburg machte ihn zum Erben des Herzogtums in Schwaben und der staufischen Hausgüter dort und in Franken. Diese zog er ein, jenes übertrug er seinem zweiten Sohne Friedrich, der noch nicht fünf Jahre zählte. Weiteren Zuwachs gewann er dadurch, daß er

Bistümer und Klöster nötigte, ihre Besitzungen ihm und seinen Söhnen als Lehen zu überlassen, wodurch der bisherige Hausbesitz in Schwaben, im Elsaß und am Mittelrhein gemehrt und abgerundet wurde. Es ist ein planmäßiges Kräftesammeln, mit dem wir den Kaiser in diesen Jahren beschäftigt sehen, und die Absicht kann nicht zweifelhaft sein: Friedrich dachte nicht daran, auf die Pläne zu verzichten, mit denen er in Italien gescheitert war. An der Wiederherstellung des Kaisertums hielt er fest; so wie er im Unglücksjahr 1167 nach Deutschland geschrieben hatte: lieber den Tod erleiden, als den Untergang des Reiches zulassen! Sobald er sich stark genug fühlte und die Gelegenheit sich zeigte, sollte ein neuer Versuch gemacht werden.

Die Zähigkeit des Kaisers war kein unbelehrbarer Eigensinn. Mit jedem Jahr gestalteten die Umstände sich seinen Absichten günstiger. Zunächst freilich, nach seiner Flucht aus Italien, hatte die Liga der Lombarden den glänzendsten Aufschwung genommen. Immer weiter nach Westen dehnte sie sich aus, die piemontesischen Städte traten ihr bei, auch die Grafen und Markgrafen der Nachbarschaft mußten notgedrungen sich anschließen. Zuletzt sah auch Pavia, das am längsten von allen Städten dem Kaiser treu geblieben war, sich gezwungen, sich in die Liga aufnehmen zu lassen. Nur der Markgraf von Monferrat war stark genug, ihrem Druck noch zwei Jahre zu widerstehen. Dann war auch seine Kraft gebrochen, er mußte der Liga Unterwerfung schwören. Wie weggefegt war die kaiserliche Verwaltung. Überall waren die Burgen genommen und zum Teil zerstört, ihre Besatzungen vertrieben worden. Um sich strategisch zu sichern, hatte die Liga im Frühling 1168 den Bau einer starken Festung begonnen. Am Ufer des Tanaro, unweit seiner Mündung in den Po, dort, wo die Straßen von Turin, Mailand, Pavia und Piacenza nach Genua zusammenlaufen, in der Ebene, wo Suworow und Napoleon die Schlachten von Novi und Marengo gewannen, an dem Platz, der heute noch einen wichtigen Knotenpunkt der Eisenbahnlinien bildet, dort entstand auf Königsboden eine neue Stadt, die die Bevölkerung der benachbarten Dörfer aufnahm. Man gab ihr den Namen des Papstes, Alessandria. Sie wuchs zusehends und zählte nach einem Jahr angeblich schon 15 000 Einwohner. Wenn der Kaiser wieder

nach Italien käme, sollte er an den Wällen von Alessandria eine Schranke finden, die er nicht überschreiten konnte. Vorläufig gehörte ganz Oberitalien der Liga, auch nach Südosten konnte sie sich ausbreiten: die Städte der Romagna bis nach Ravenna traten ihr teils freiwillig, teils gezwungen bei.

Aber dabei blieb es auch. Ihre Versuche, in Toskana Anschluß zu finden, stießen auf Widerstreben. Auch hier war die kaiserliche Verwaltung schwer erschüttert. Als Christian von Mainz zu Ende des Jahres 1171 als Reichslegat mit außerordentlichen Vollmachten erschien, um die zerrütteten Verhältnisse zu ordnen und Städte und Herren unter der Fahne des Kaisers zu sammeln, da hatte er zwar in der Hauptsache kein Glück. Es gelang ihm nicht, die Spaltung zu heben, in die der fortdauernde Krieg zwischen den Seemächten Genua und Pisa das ganze Hinterland versetzt hatte. Mit einer Erbitterung, an der alle Vermittlung scheiterte, kämpften Lucca und Siena auf der Seite von Genua gegen Florenz, das zu Pisa hielt. Aber eine Partei konnte der Kaiser hier doch stets finden, und seine Autorität wurde auch von denen nicht bestritten, die ihm im Augenblick nicht gehorchten. Nach wie vor erhob sich auf weithin beherrschender Höhe am unteren Arno, halbwegs zwischen Florenz und Pisa, die kaiserliche Burg San Miniato, die Reinald von Dassel einst als Hauptsitz der Reichsverwaltung für ganz Toskana errichtet hatte. Dort wurden die Landtage abgehalten, dort lagerte der Schatz, der aus den Tributen der Grafen und Städte des Landes gespeist wurde. Toskana bot eine Grundlage, immer noch breit genug, um von ihr aus den Wiederaufbau der Reichsgewalt zu unternehmen.

Auch in der Nachbarschaft, in den Marken, im Herzogtum Spoleto hatte der Kaiser seinen Anhang. Als Christian von Mainz 1173 auch dort erschien, war es ihm nicht allzuschwer, Ancona, das sich aufs neue den Griechen zugewandt hatte, zur Unterwerfung zu zwingen. Und schließlich gehörte ja die wichtigste aller italischen Städte dem Kaiser: Rom blieb fest auf seiner Seite, auch als Alexander III. von Benevent aus, wo er seine Zuflucht unter sizilischem Schutz gefunden hatte, einen Vorstoß bis in die nächste Nachbarschaft machte. Christian von Mainz, der Unermüdliche und Gewandte, nötigte ihn bald zum Rückzug.

Eines darf man vor allem hervorheben: so weit auch der Abfall vom Kaiser um sich griff, so erbittert man gegen ihn kämpfte, die Idee des Kaisertums hat niemand anzugreifen gewagt. Papst Alexander und die kirchlichen Gegner Friedrichs haben nie ein Wort dagegen gesagt, und die Liga der Lombarden hat sogar immer aufs neue zu betonen für nötig gehalten, daß der Kampf sich nicht gegen das Kaisertum selbst, nur gegen die Art richte, wie es in den letzten Jahren ausgeübt worden war. So fest wurzelte die Vorstellung von ihm im Bewußtsein der Zeit, so stark war die Überzeugung von seiner Rechtmäßigkeit, daß auch die Revolution sich genötigt sah, sich wenigstens äußerlich zu ihm zu bekennen. Es war, wie wenn heute die Auflehnung sich gegen die augenblickliche Regierung oder den Herrscher, nicht gegen die Staatsform richtete. Man darf das nicht aus den Augen lassen, wenn man die Hartnäckigkeit verstehen will, mit der auch auf deutscher Seite am Kaisertum und seiner Herrschaft über Italien festgehalten wurde. Es war das Rechtmäßige und Gegebene in den Augen der Italiener selbst.

Dagegen erwies sich die Schöpfung seiner Gegner, die lombardische Liga, mit den Jahren immer weniger als lebensfähig. Zunächst wurde ihre Grundlage brüchig. Das griechisch-venetianische Bündnis sprang auseinander und verwandelte sich in offene Feindschaft, und damit hörte der Zufluß von Geldern aus Konstantinopel, den Venedig vermittelt hatte, von selbst auf. Kaiser Manuel trat überhaupt von seinen italischen Plänen mehr und mehr zurück und zeigte sich den Friedensanträgen Friedrichs nicht mehr ganz unzugänglich. Dann fanden die Venetianer, daß die geschlossene Macht der Liga ihren Bedürfnissen und Wünschen ebensowenig diente wie früher die Alleinherrschaft des Kaisers. Sie trennten sich vom Bunde, traten allmählich in Gegensatz zu ihm, und als Erzbischof Christian gegen Ancona Kriegschiffe benötigte, da bekam er sie von Venedig. Schließlich wurde es auf die Länge immer deutlicher, daß der Gedanke, die lombardischen Städte in freier Selbstbestimmung zu einigen, der Natur der Dinge widersprach. Der alte Widerstreit der Interessen zwischen den Nachbarn lebte auch im Bündnis fort, und die Eifersucht des Bundeshauptes Cremona gegen das wieder erstarkende Mailand erzeugte dauernde Spaltung. Solange man gegen den

Kaiser im Felde stand, hatte die Einigkeit vorgehalten; als der Krieg aufhörte, war es mit ihr vorbei. Zuletzt kam es soweit, daß Cremona sich immer deutlicher von dem Bunde lossagte, den es geschaffen hatte. Der Augenblick war gekommen, in dem ein Angriff von außen nicht mehr aussichtslos war.

Auch die Vorbereitungen des Kaisers waren mittlerweile zum Abschluß gediehen. Seit dem Jahre 1172 war der neue Feldzug nach Italien zur Erhaltung des deutschen Kaisertums angekündigt, im September 1174 wurde er angetreten. Man mußte den weiten Umweg von Basel über den Mont Cenis nehmen, weil alle näher gelegenen Alpenpässe durch die Liga gesperrt waren. Das erste, was der Kaiser tat, als der Berg überstiegen war, war die Bestrafung von Susa für das, was man sich dort vor sechs Jahren gegen ihn herausgenommen hatte. Die Stadt wurde zerstört. Dann ging es geradewegs auf das Hauptziel los: Alessandria mußte fallen, wenn die Wege nach Osten und Süden frei werden sollten. Des Kaisers Heer soll kleiner gewesen sein als das letzte Mal. Immerhin spricht der Mailänder Annalist von 8000 Mann. Aber man erkennt schon aus der langen Zeit, die nötig gewesen war, um es aufzustellen, daß es sich, wenn nicht um die allerletzte Anstrengung, so doch um eine Rüstung handelte, die nur mit Mühe zustande gekommen war. Nicht als ob Deutschland nicht Menschen genug gehabt hätte auch für ein größeres Heer. So groß waren die Verluste der früheren Feldzüge längst nicht gewesen, daß man von Erschöpfung an waffenfähiger Mannschaft reden dürfte. Aber zum Kriegführen gehörte auch in jener Zeit Geld, sehr viel Geld, und dieses war in Deutschland knapp. Dem Kaiser fehlten die reichen Mittel, die ihm früher aus den Steuern der Lombardei zugeflossen waren, und Ersatz war daheim nicht zu finden. Einen Zwang zur Teilnahme am Kriege konnte er auf die Fürsten nicht ausüben. Das Staatsrecht jener Tage kannte für sie nur die Verpflichtung, den König zum Empfang der Kaiserkrone nach Rom zu geleiten. Sie hatten schon viel mehr getan als das, zu weiteren Anstrengungen brauchten sie sich nicht zu verstehen. Wenn der Kaiser einen Krieg führen wollte, der nicht die Sicherheit des Landes zum Zweck hatte, so war das seine Sache. Dazu hatte er das Reichsgut. Wünschte er die Unterstützung der Fürsten, so mußte er sie er-

bitten, vielleicht erkaufen durch Geld oder Gunst. Ähnlich wie in späteren Zeiten die Landstände dem Landesherrn, standen ihm die Reichsfürsten gegenüber. Ob ein Beschluß des Reichstags auch diejenigen band, die nicht dafür gestimmt hatten, war eine schwierige Frage, die nur durch Gewalt hätte entschieden werden können, und Friedrich hütete sich mit gutem Grund, das zu versuchen. So war er in der Hauptsache auf seine eigenen Mittel aus Hausgut und Reichsgut angewiesen. Zu diesem gehörten die Bistümer und Klöster des Reichs, sie konnte er unbeschränkt heranziehen, und auf sie fiel denn auch die Hauptlast der Rüstung. Sie mußten hergeben, was sie hatten, und mancher Bischof hat damals sein Stift mit schweren Schulden belastet im Dienste des Kaisers. Sie waren freilich auch am stärksten beteiligt am Ausgang des Kampfes, der neben allem anderen auch die Entscheidung der Frage bringen mußte, ob sie, die dem kaiserlichen Papst gehorcht hatten, ihre Ämter behalten durften. Ihr Eifer für Kaiser und Reich diente also zugleich ihrer eigenen Sache.

Dem entspricht die Zusammensetzung des Heeres. Man sah dort in eigener Person an der Spitze ihrer Ritterschaften die Bischöfe von Regensburg, Bamberg, Augsburg, Verden, Halberstadt und Naumburg. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln waren längst vorausgegangen. Von weltlicher Seite hatte der Böhme seinen Bruder mit einer Schar gesandt, die durch ihre Zuchtlosigkeit schon auf deutschem Boden Schwierigkeiten machte. Die Kaiserin war, wie immer, an der Seite ihres Gemahls. Friedrichs Stiefbruder, Pfalzgraf Konrad, war erschienen, und Otto von Wittelsbach fehlte auch diesmal nicht. Ein paar Grafen schlossen die Reihe. Das war wenig; wer sonst etwa von den Fürsten den Feldzug unterstützte, der hatte seine Teilnahme durch Zahlung abgelöst. Wie vor sieben Jahren bildeten die bezahlten Landsknechte, die Brabanzonen, einen starken Bestandteil des Heeres.

Als Friedrich in den ersten Oktobertagen in Piemont erschien, fanden sich die alten Anhänger, die nur gezwungen sich der Liga gefügt hatten — die Markgrafen und Grafen Piemonts und Liguriens, die Stadt Pavia und andere — wieder zu ihm und verstärkten sein Heer. Andere unterwarfen sich ihm mehr oder weniger gern. Er gedachte mit diesen Kräften Alessandria im Sturm zu erobern. Aber

sein Angriff wurde verlustreich abgeschlagen. Die Stadt hatte weder Mauern noch Türme, nur Wälle und Gräben, aber diese »Feldbefestigungen«, wie man heute sagen würde, erwiesen sich so stark, daß der Kaiser sechs Monate vor ihnen lag, ohne sie nehmen zu können. Seine Lage wurde schwierig. Das Heer litt schweren Mangel an Verpflegung, von den Böhmen desertierte ein Teil. Hätten die Gegner ihn jetzt mit ganzer Kraft, entschlossen und rasch angegriffen, so wäre es schlimm um ihn bestellt gewesen.

Aber das konnten sie nicht. Die Liga war auf das Erscheinen des Kaisers nicht vorbereitet gewesen. Erst im Herbst fing sie an, ihre Kräfte zu sammeln, und sie sah sich überdies genötigt, sie zu teilen. Denn während der Kaiser von Piemont aus drohte, war Christian von Mainz in der Romagna erschienen, hatte Anhänger gesammelt und einen Teil der Städte zum Abfall von der Liga gewonnen. Unversehens sah diese sich in einen Krieg mit zwei Fronten, nach Westen und Südosten zugleich, verwickelt. Die Uneinigkeit, die längst unter den Verbündeten bestand, wird dazu beigetragen haben, die Mobilmachung zu verzögern. So kam es, daß das Heer der Liga erst zu Anfang April 1175 den Vormarsch auf Alessandria antrat.

Auf diese Nachricht machte der Kaiser noch einen letzten Angriff auf die Stadt. Als auch dieser unter schweren Verlusten scheiterte, mußte er sich entschließen, die Belagerung aufzugeben. Mit der Hauptmasse seiner Truppen rückte er den Ligisten entgegen, die von Piacenza heranzogen. Auf halbem Wege zwischen Voghera und Stradella, bei dem Dorfe Montebello, an derselben Stelle, wo im Jahre 1859 Franzosen und Piemontesen die Österreicher schlugen, trafen die beiden Heere aufeinander. Aber zu der erwarteten Schlacht kam es nicht. Der Kaiser wird seinen Kräften, angesichts der zahlenmäßigen Überlegenheit der Gegner, nach allem, was er den Winter hindurch erlebt hatte, mißtraut haben. Aber auch den Ligisten fehlte der Entschluß, den Entscheid der Waffen herauszufordern. Wenn er gegen sie ausfiel, so war ihre Sache verloren. Dann stand Christian von Mainz bald in ihrem Rücken, und der Abfall in ihren Reihen war nicht mehr aufzuhalten. Wie es dort bestellt war, konnte man leicht erraten, da Cremona schon den Feldzug nicht mitmachte. So ging denn von den Aufständischen selbst der Anstoß aus zu Verhand-

lungen, die in überraschend kurzer Zeit zum Ziele führten. Am 15. April waren die Heere einander ansichtig geworden, und am 17. war der Friede geschlossen. Die Lombarden unterwarfen sich dem Kaiser und nahmen seine Regierung an, er gewährte ihnen dafür Verzeihung für alles Gewesene. Welche Rechte ihm in Zukunft zustehen würden, sollte ein Ausschuß von je drei Vertretern beider Parteien festsetzen. Konnte dieser sich nicht einigen, so hatten die Ratsherren von Cremona endgültig zu entscheiden. In dieser Form wurde der Friede von einigen Herren im Namen des Kaisers und von den Führern der Liga im Namen ihrer Städte beschworen.

Die Lombarden jubelten, aber auch der Kaiser glaubte einen unblutigen Sieg erfochten zu haben. Auf die Gesetze von Roncaglia muß er schon längst im stillen verzichtet haben. Die Anerkennung seiner Herrschaft hatte er erreicht, und hinsichtlich der Grenzen, in denen sich diese bewegen würde, wird er gewußt haben, daß er dem Spruch der Cremonesen mit Vertrauen entgegensehen konnte. Der Krieg gegen die Liga war zu Ende. Er entließ darum den größten Teil seiner Truppen.

Diese Maßregel, mag sie auch durch die Umstände — erlittene Strapazen, schwierige Verpflegung, finanzielle Rücksichten — erklärt werden, hat sich bitter gerächt. Im Laufe des Sommers fällten die Ratsherren von Cremona, da der gemischte Ausschuß sich nicht hatte einigen können, ihren Spruch. Er bestimmte, daß der Kaiser künftig die Rechte ausüben sollte, die zur Zeit Heinrichs V. bestanden hatten. Insbesondere sollten die gewählten städtischen Ratsherren von ihm eingesetzt werden und die Appellation an sein Gericht freigestellt sein. Dafür sei die Liga als rechtmäßig weiterbestehend vom Kaiser anzuerkennen. Es war weniger, als die Städte verlangt hatten, aber sie konnten sich damit abfinden. Unannehmbar aber erschien ihnen, daß Alessandria ausdrücklich nicht in den Frieden aufgenommen war. Die Stadt sollte aufgegeben werden, die Einwohnerschaft an ihre alten Wohnsitze zurückkehren. Ebenso unannehmbar war für die Lombarden, daß ihre Forderung, den Frieden sogleich auch auf den Papst auszudehnen, abgelehnt war. Über diese zwei Punkte entstand, von kirchlichen Einflüssen geschürt, eine lebhafte Bewegung aller Orten. Die Bundesstadt, deren heldenhafter Verteidigung der Erfolg zu

verdanken war, den Papst, der so treu zu den Verbündeten gehalten hatte, im Stiche zu lassen, das ging gegen die Ehre. Den Eid brechen, war dem gegenüber das kleinere Übel. Die Leiter des Bundes handelten danach, sie verweigerten die Anerkennung des Spruches und zerrissen den Frieden. Nicht lange dauerte es, so nahmen sie die Feindseligkeiten wieder auf.

Darauf war der Kaiser nicht gefaßt gewesen. Seine Absicht war ohne Zweifel dahin gegangen, den Papst von den Lombarden zu trennen. Um die Verbündeten zu spalten, seine Kräfte ganz gegen Alexander wenden zu können, hatte er den Verzichtfrieden von Montebello auf sich genommen. Nun sah er sich betrogen, und die Macht, den Eidbruch zu ahnden, fehlte ihm. Wohl gebot er jetzt über ganz Mittelitalien, in Toskana, den Marken, dem größeren Teil der Romagna gehorchte man ihm, und Roms war er sicher. Als König Wilhelm II. von Sizilien in dem richtigen Gefühl, daß der Friede in Oberitalien den Krieg gegen ihn selbst bedeutete, im Jahre 1176 zum ersten und einzigen Male in all diesen Jahren einen Angriff versuchte, ging es ihm schlecht. Durch die Abruzzen gegen Rom anrückend, war sein Heer bis an die Grenze des Kirchenstaates gelangt. Da trat ihm bei Carsoli im Tale des Anio am 16. März 1176 Erzbischof Christian von Mainz entgegen, und sogleich zeigte sich, daß die Zeiten dahin waren, wo Europa vor den unbesiegbaren Normannen gezittert hatte. Die Sizilier wurden vollständig geschlagen und gaben ihr Vorhaben auf.

Aber die Entscheidung mußte, wenn überhaupt, so in der Lombardei fallen, und hier war der Kaiser zu schwach. Er hatte sofort die Berennung von Alessandria wieder aufgenommen, aber mit dem gleichen Mißerfolg wie früher. Alles hing nun davon ab, ob noch einmal ein starker Nachschub aus Deutschland zu ihm stieß. Es galt, das Letzte herauszuholen. Wenn das ganze Reich ihm seine Kräfte zur Verfügung stellte, war auf einen durchschlagenden Erfolg wohl noch zu hoffen, aber auch nur dann.

Die Entscheidung lag jetzt in der Hand des mächtigsten der deutschen Fürsten. Heinrich der Löwe hatte die ersten Feldzüge seines kaiserlichen Vetters in Italien nachdrücklich unterstützt, dann sich ferngehalten. Der Kaiser hatte es ihm nicht nachgetragen, war sein

Freund geblieben. Aber irgend etwas scheint in den letzten Jahren das Verhältnis der beiden Fürsten getrübt zu haben. Man munkelte darüber allerlei, was sich nicht nachprüfen läßt. Dennoch trat jetzt in der Not der Kaiser an den Herzog heran mit der dringenden Aufforderung, ihm und dem Reich zu helfen. Heinrich zeigte sich nicht völlig abgeneigt, er reiste sogar mitten im Winter über die Alpen und begegnete dem Kaiser im Februar 1176 in Chiavenna, nördlich vom See von Como. Was hier zwischen den beiden Männern vorgegangen ist, davon wußte man später, wie stets in solchen Fällen, viel zu erzählen. Es heißt, der Kaiser sei gegenüber der Zurückhaltung des Vetters soweit gegangen, daß er vor ihm niederfiel. Da habe die Kaiserin eingegriffen und ihn ermahnt, diese Demütigung nicht zu vergessen, die Gott strafen werde. Von der anderen Seite soll der Truchseß des Herzogs seinem Herrn zugerufen haben: »Laßt nur die Kaiserkrone Euch zu Füßen liegen, sie soll einst noch auf Euer Haupt kommen!« Wie viel an diesen Berichten Wahrheit, wie viel Ausschmückung oder gar Erfindung ist, wer will das entscheiden? Jedenfalls hat es einen erregten Auftritt gegeben, bei dem der Kaiser seiner Würde vergessen, der Herzog seinen Stolz zur Schau getragen haben und vielleicht auch ein hochverräterisches Wort aus seiner Umgebung gefallen sein mag. Der Kern der Sache war der, daß Heinrich für die erbetene Unterstützung einen hohen Preis verlangte: die Reichsstadt Goslar mit den wertvollen Bergwerken, die zu ihr gehörten, in denen damals noch viel Silber gewonnen wurde, sollte ihm abgetreten werden. Zur Abrundung und zum Schutz seines Gebietes glaubte er ihrer zu bedürfen. Friedrich aber fand das zu stark, empörte sich wohl auch über die Rücksichtslosigkeit, mit der der Vetter seine Notlage ausnützte. So trennte man sich in offenkundiger Entzweiung. Die alten Freunde waren bittere Feinde geworden.

Auf die Frage, was Heinrich den Löwen bewog, den Kaiser im Stiche zu lassen, gibt es nur eine Antwort, will man sich nicht in das Gebiet willkürlicher Vermutungen verirren. In den tatsächlichen Verhältnissen lag für den Herzog kein Zwang, nichts hatte er zu fürchten, nichts verlor er, wenn er seine Macht, wie in den früheren Jahren, dem Reiche zur Verfügung stellte. Der Grund seiner Haltung kann nur gewesen sein, daß ihm das Reich gleichgültig geworden war. Er

fühlte sich als Herrscher seines eigenen Landes, seines werdenden Landesstaates, den er gegründet hatte und auszubauen gewillt war, nicht mehr als Fürst des Reiches, oder doch nur soweit, wie der Nutzen des Reiches auch sein eigener und seines Staates Nutzen war. Darum schraubte er den Preis für seine Hilfe so hoch wie möglich, in der Meinung, daß die Not den Kaiser zwingen werde, auf alles einzugehen. Hierin täuschte er sich. Friedrich, in dem empfindlichen Stolz, der ihm eigen war, verzichtete lieber auf den Beistand des Vetters, als daß er diesen Zwang geduldet hätte.

Wenn Bayern und Sachsen sich versagten, war ein wirklich ausgiebiger Nachschub aus dem Reich kaum zu erhoffen. Dennoch setzte der Kaiser alles in Bewegung, um so viel Truppen wie möglich heranzuziehen. In seinem Auftrag ging der Erzbischof von Köln nach Deutschland und rührte die Werbetrommel. Philipp von Heinsberg, der Nachfolger Reinalds von Dassel, einst Reichskanzler wie dieser, hatte dem Kaiser schon manchen Dienst geleistet. Jetzt tat er den größten. Seinen Bemühungen gelang es wirklich, eine nicht geringe Zahl westfälischer, rheinischer und niederländischer Herren für das Unternehmen zu gewinnen. Sogar einer machte mit, der zur Hälfte ein Ausländer war, der Graf von Flandern, dessen Land zum größten Teil zu Frankreich gehörte. Der Erzbischof selbst ging mit bestem Beispiel voran, indem er auf sein Stift neue große Schulden häufte. So brachte er immerhin ein kleines Heer zusammen, mit dem er im Mai 1176 die Alpen überschritt. Mit ihm vereinigte sich eine zweite Truppe, die im Nordosten des Reichs durch den Eifer des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg zusammengebracht war. Hier war der Landgraf von Thüringen der wichtigste Teilnehmer. Da Como wieder zum Kaiser hielt, konnte man den Weg durch die Innerschweiz nehmen. Man überschritt einen der kleinen Pässe, sei es den Lukmanier oder den St. Bernhardin, und gelangte so ins Tal des Tessin nach Bellinzona.

Auf die Nachricht hiervon eilte der Kaiser aus Pavia, wo er sich aufhielt, den Herankommenden entgegen. In Como empfing er sie, ein Heer von einigen tausend Mann. Er wird mehr erhofft haben, aber er wußte auch, es war das letzte Aufgebot. So schnell wie möglich wollte er nun seine Kräfte versammeln und gedachte darum, die

frischen Verbände auf dem kürzesten Weg nach Pavia zu führen, wo das Hauptheer stand. Freilich mußte er dabei nahe an Mailand vorbeiziehen; er hoffte es unbemerkt tun zu können, wenn er sich eilte. Aber die Mailänder waren auf dem Posten. Sie hatten alle erreichbaren Truppen der Bundesgenossen herangezogen und lauerten dem Kaiser auf. Als dieser am Morgen des 29. Mai 1176 bei Legnano, etwa zwanzig Kilometer westlich von Mailand, angelangt war, sah er sich plötzlich von der Flanke her angegriffen. Entschlossen nahm er die Schlacht an, und eine Weile schien es, als sollte die Kraft und Geschicklichkeit seiner Truppen der Überzahl der Gegner Herr werden. Die deutschen Ritter zeigten sich den lombardischen überlegen und warfen sie. Aber an der Masse und zähen Tapferkeit des mailändischen Fußvolkes, das in dichtem Viereck standhielt, brach sich ihr Angriff. Im wilden Nahkampf sank das kaiserliche Banner, Friedrich selbst, der mitten ins Getümmel hineingerissen war, wurde einmal vom Pferde gestochen. Nach stundenlangem Handgemenge mußte er den Rückzug befehlen, der bald in volle Flucht ausartete. Sein Heer war zersprengt, er selbst mehrere Tage verschollen. Man hielt ihn für tot, und die Kaiserin legte Trauer an. Erst allmählich fanden die Überlebenden sich in Pavia wieder ein, und es stellte sich heraus, daß die Verluste nicht so vernichtend waren, wie man zuerst gemeint hatte.

Nicht das Hauptheer des Kaisers war geschlagen, nur der Nachschub, einige tausend Mann. Das war auch für damalige Zeiten noch nicht allzuviel. Die Lombarden freilich feierten jubelnd einen großen Sieg, und ihre Nachkommen halten bis heute an diesem Glauben fest. Man muß es ihnen gönnen, denn Legnano ist die letzte Schlacht, in der italienische Truppen ohne fremde Hilfe über ausländische gesiegt haben. Gehört also der 29. Mai 1176 nicht zu den großen Schlachttagen der Kriegsgeschichte, so bildet er doch den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte Friedrichs I. Nach der Erfahrung von Legnano reifte in dem Kaiser der Entschluß, dem Krieg ein Ende zu machen. Er hätte ihn noch fortsetzen können, aber ihn siegreich zu entscheiden durfte er nicht mehr hoffen. Zum Frieden war er schon im Vorjahr bereit gewesen, und nur der Wortbruch der Lombarden hatte ihn genötigt, die Waffen wieder zu ergreifen. Aber wenn er jetzt entschlossen war, sie aus der Hand zu legen, so schlug er den um-

gekehrten Weg ein. In Montebello hatte er gehofft, mit den Lombarden ohne den Papst zum Abschluß zu gelangen. Das war mißlungen. Jetzt versuchte er, zuerst mit dem Papst allein ins reine zu kommen, und das glückte.

Während der Kaiser bald nach der Schlacht unter Vermittlung der Cremonesen Verhandlungen mit der Liga eröffnete, die an dem geschwellten Selbstbewußtsein Mailands ein Hindernis fanden, nahm er zugleich in aller Stille die Verbindung mit dem Papste auf. Schon all die Jahre war von Zeit zu Zeit in seinem Auftrag mit Alexander III. verhandelt worden, doch scheiterten die Versuche daran, daß der Kaiser es nicht über sich gewann, entgegen dem Eid von Würzburg Alexander als Papst anzuerkennen. Jetzt fand er sich auch dazu bereit. In seinem Auftrag gingen Christian von Mainz und Wichmann von Magdeburg im Oktober 1176 nach Anagni (südlich von Rom), wohin Alexander zu diesem Zweck gekommen war, und brachten hier in kurzem einen Friedensentwurf zustande, dessen wesentlicher Inhalt ist, daß Kaiser und Papst einander gegenseitig anerkennen, der Kaiser der römischen Kirche alle ihre Besitzungen und Hoheitsrechte, mit Einschluß des Mathildischen Gutes, zurückgeben und mit den Lombarden, dem König von Sizilien und dem griechischen Kaiser unter Vermittlung des Papstes Frieden schließen, der Papst dafür die kirchlichen Verfügungen der Gegenpartei bestätigen und den Gegenpapst und seine Kardinäle entschädigen wird.

Friedrich gab viel auf, wenn er diesen Entwurf annahm, aber er gewann noch mehr. Die Gegner waren nun wirklich gespalten. Große Unzufriedenheit herrschte sofort im Lager der Liga, weil der Papst sich ohne sie auf Verhandlungen eingelassen hatte. Wohl handelte es sich vorerst nur um einen Entwurf zum Frieden, aber der allgemeine Eindruck war doch richtig, Kaiser und Papst waren im Grunde schon einig, und die Lombarden hatten das Nachsehen. Es war denn auch schon nicht ganz leicht, den Kongreß zustande zu bringen, auf dem die Vertreter aller kriegführenden Mächte unter dem Vorsitz des Papstes den endgültigen Frieden vereinbaren sollten. Und als dieser Kongreß endlich im Mai 1177 in Venedig zusammentrat, da erschienen die Lombarden von vornherein voll Mißtrauen und Argwohn gegen ihren bisherigen Verbündeten, in dessen Hand ihre Zukunft nunmehr ge-

legt war. Friedrich, dessen Anwesenheit aus Furcht vor seiner persönlichen Überlegenheit nicht zugelassen wurde, verstand es, auch aus der Ferne diese Verstimmung zu nähren, er verhandelte mit so meisterhafter Geschicklichkeit, daß es ihm gelang, den Papst und die Lombarden vollständig zu trennen. Die Liga verlangte nichts anderes als die Wiederherstellung des Friedens von Montebello, gegen den sie nun nichts mehr einzuwenden hatte, seit auch der Papst einbezogen war. Friedrich aber lehnte das ab, machte Schwierigkeiten über Schwierigkeiten und trieb es schließlich so weit, daß der Papst vor der Frage stand, ob er den ganzen Frieden scheitern lassen wolle. Das war für Alexander III. zu viel. Ein Heißsporn war er nie gewesen, jetzt war er alt und mürbe und sehnte sich danach, seinen Sitz in Rom wieder einzunehmen und seine Tage in Ruhe zu beschließen. So verstand er sich nach dreimonatigen Verhandlungen dazu, dem Kaiser den Willen zu tun und die lombardische Frage zu vertagen, selbst aber mit dem Kaiser abzuschließen. Am 21. Juli wurde der Friede von Venedig unterzeichnet. Er brachte der Kirche im wesentlichen, was in Anagni verabredet war, freilich auch mit einer bezeichnenden Abschwächung. Dort war von Rückgabe aller Hoheitsrechte (Regalien) und Besitzungen der Kirche die Rede gewesen, die Friedensurkunde von Venedig aber vermied den Ausdruck Regalien und sprach nur von den Besitzungen. Sie sagte kein Wort vom Mathildischen Gut, und sie fügte sogar den Vorbehalt bei: »unbeschadet aller Rechte des Reiches«. Es blieb also auch jetzt noch eine offene Frage, ob Rom und der Kirchenstaat Teile des Reiches oder souveränes Eigentum des heiligen Petrus seien, ein Punkt, der beim Ausbruch des Kampfes nicht geringe, vielleicht entscheidende Bedeutung gehabt hatte. Die Liga mußte sich mit einem Waffenstillstand von sechs Jahren begnügen, während dessen alles bleiben sollte, wie es war. Mit Sizilien wurde gleichfalls Waffenstillstand, aber auf fünfzehn Jahre, geschlossen, vom griechischen Kaiser war überhaupt nicht die Rede. Die Liga mußte sich also darauf gefaßt machen, wenn nach Ablauf der sechs Jahre kein endgültiger Friede zustande käme, daß sie allein und ohne alle Bundesgenossen dem Kaiser gegenüberstehen würde. Die Stimmung in ihren Kreisen war denn auch höchst erbittert. Der Chronist von Mailand, der alle diese Ereignisse mit-

erlebte, hat es ausgedrückt mit dem harten Wort, der Papst habe seinen Verbündeten die Treue gebrochen.

Drei Tage, nachdem das unterzeichnet war, am 24. Juli 1177, durfte der Kaiser nach Venedig kommen, um dem Papst auch die äußere Huldigung darzubringen. Er wurde festlich empfangen und in der Kirche des heiligen Markus vom Papst zum Fußkuß zugelassen. Er hätte sich erinnern können, daß das Jahr 1177 die hundertste Wiederkehr des Tages von Canossa gebracht hatte. Auch der Friede von Venedig war kein glänzender Triumph über seine Feinde, wie er ihn sich einmal vielleicht ausgemalt haben mag. Aber eine Wiederholung von Canossa war er doch noch viel weniger. Beugte sich der Kaiser auch hier vor der Kirche, so war doch jede Form persönlicher Demütigung vermieden. Geachtet, ja gefürchtet stand Friedrich da, er, der doch soeben noch im Felde eine Niederlage erlitten hatte, und politisch betrachtet hatte er sogar in wesentlichen Punkten gesiegt. Verzichtete er auf frühere Ziele, die sich als zu hoch gesteckt erwiesen hatten, so hatte er doch auch Großes erreicht und behauptet. In ganz Mittelitalien stand seine Regierung unangefochten da, in Rom, im Kirchenstaat war sein Einfluß maßgebend. Das Kaisertum, das bei seiner Thronbesteigung aus Italien verschwunden war, hatte im Land wieder Fuß gefaßt und Wurzel geschlagen, weitere Befestigung stand in Aussicht. Und was das Wichtigste war, auch die römische Kirche war wieder von ihm abhängig geworden.

Schon gleich nach Venedig trat das hervor. Als es sich um die Rückgabe des besetzten Eigentums der Kirche handelte, machte Friedrich Ausflüchte, erhob Einwendungen und nötigte den kampfesmüden Papst, auf ein Schiedsgericht einzugehen, das nie zustande gekommen ist. Einstweilen behielt der Kaiser, was er hatte. Alexander war dagegen machtlos, denn er brauchte den Kaiser. Wollte er nach Rom zurückkehren, so mußte Friedrich ihm dazu verhelfen. Keine andere Macht der Erde hätte das gekonnt. Friedrich tat es auch. Er sandte Christian von Mainz mit Truppen aus, und diese führten den alten Papst endlich in seine Hauptstadt zurück. Unter ihrem Schutz durfte er im Jahre 1179 ein allgemeines Konzil abhalten, das den Frieden besiegelte und die kirchlichen Folgen der Spaltung beseitigte. So wunderbar hatten die Dinge sich entwickelt: der Kaiser, von den Lom-

barden geschlagen, hatte über den Papst gesiegt, indem er sich ihm unterwarf.

Wie ein Sieger kehrte der Kaiser im Herbst 1178 nach Deutschland zurück, nachdem er ein volles Jahr nach dem Friedenschluß in Oberitalien mit Ordnung der dortigen Verhältnisse zugebracht hatte; wie ein Sieger stand er da. Das zeigte sich, als er nun daran ging, an Heinrich dem Löwen für das, was er den Verrat am Reich nannte, die Strafe zu vollziehen oder, sagen wir richtiger, seine Rache zu nehmen. Auf geradem Wege konnte er dabei nicht vorgehen, die Verfassung des Reiches gab ihm kein Recht, den Herzog wegen verweigerter Hilfe zur Rechenschaft zu ziehen. Aber Heinrichs Stellung bot andere Blößen genug. Er hatte sich bis dahin ja nur gehalten, weil der Kaiser seine Partei nahm. Dessen bedurfte er auch jetzt, wieder stand er in scharfem Kampf gegen die alten Gegner, Thüringen, Brandenburg und die anderen Markgrafen, Magdeburg und Halberstadt, Bremen und nun vor allem auch Köln. Klagend wandte er sich an den Kaiser, aber auch die Gegner klagten, und sogleich wurde es deutlich, wie die Dinge lagen: der Kaiser nahm die Klage der Bischöfe an und eröffnete gegen den Herzog das Verfahren wegen Landfriedensbruchs und Bedrückung der Kirchen. Als er zehn Jahre früher nach dem großen Zusammenbruch aus Italien zurückgekehrt war, hatte er den sächsischen Bischöfen die Schuld an seinem Unglück gegeben, weil sie um ihrer eigenen Fehde mit dem Herzog willen ihn im Stich gelassen hätten. Jetzt sprach er umgekehrt: Heinrich allein war schuld an dem Mißlingen in Italien. Überall erhob er laute Klagen gegen ihn, der sich mit den Feinden verschworen habe zum Sturze des Kaisertums. Aber vor Gericht war davon nicht die Rede, der Verrat des Herzogs am Reich war nicht Gegenstand der Klage, und als der Markgraf der Lausitz sich zum Beweise des Verrats zum Zweikampf erbot, wurde die Sache nicht weiter verfolgt. Sie versprach kein sicheres Ergebnis, und das andere, der Landfriedensbruch, die Bedrückung der Kirche genügte zur Verurteilung. Mit peinlicher Genauigkeit wurde das Verfahren durchgeführt in den umständlichen Formen des damaligen Prozeßrechtes. Drei Termine mußten dem Angeklagten zur Verantwortung gelassen werden. Da er sie alle versäumte, sich niemals dem Gericht stellte, traf ihn im

August 1197 in Kaina bei Altenburg die Acht. Er trotzte dem Urteil und bot damit dem Kaiser die Gelegenheit, ihn auch als untreuen Vassallen zu strafen. Im Januar 1180 erfolgte seine zweite Verurteilung: alle seine Reichslehen wurden ihm aberkannt, er war als Herzog von Bayern und Sachsen abgesetzt.

Heinrich hatte einen Versuch gemacht, das Schlimmste abzuwenden. Bevor die Acht über ihn verhängt wurde, war er am Hofe des Kaisers in Goslar erschienen und hatte die Versöhnung gesucht. Jetzt aber war es am Kaiser, unerfüllbare Bedingungen zu stellen. Seine Forderungen müssen von der Art gewesen sein, daß Heinrich den Kampf auf Tod und Leben vorzog. Der nahm nun seinen Anfang.

Kaum war das erste Urteil gefällt, so fielen die Nachbarn alle über den Herzog her. Wie früher vermochte er sich ihrer mit Erfolg zu erwehren. Als aber der Kaiser selbst im August 1180 mit Heeresmacht in Sachsen einrückte, da wandte sich das Blatt. Seine militärische Überlegenheit war so groß, die Vorteile, die er in Aussicht stellen konnte, so augenfällig, daß er kaum nennenswerten Widerstand fand. Vassallen und Dienstmannen traten zum Kaiser über und wurden reichsunmittelbar, sie übergaben die Burgen des Herzogs und öffneten die Tore seiner Städte. In wenigen Monaten war das Herzogtum erobert. Von den Städten leistete nur Lübeck ernsthaften Widerstand, mußte aber auch nach kurzer Belagerung kapitulieren. Vergebens hatte Heinrich auf Hilfe vom Ausland gehofft. Der König von Dänemark, der Herzog von Pommern ließen sich vom Kaiser gewinnen, und der Schwiegervater von England wurde durch Frankreich in Schach gehalten. Einige Zeit wehrte sich der Löwe noch in der nördlichsten Ecke seines Gebietes, in Stade und Lüneburg, aber schließlich mußte er einsehen, daß seine Sache verloren war. Im November 1181 erschien er in Erfurt vor dem Kaiser und bat um Gnade. Friedrich gewährte sie ihm. Seine Lehen blieben verwirkt, sein Erbgut erhielt er zum Teil zurück, mußte jedoch auf drei Jahre außer Landes gehen. Er begab sich in die Normandie an den Hof seines Schwiegervaters.

Zum Staunen der ganzen Welt war der große Herzog gefallen, seine Macht zertrümmert. Man hatte ihn für unüberwindlich ge-

halten, nun war er ohne eine einzige Schlacht vollständig besiegt. Friedrich hatte seine Rache genommen, seine Überlegenheit handgreiflich bewiesen, sein Ansehen unermeßlich gesteigert. Ob er damit auf die Dauer auch dem Reich und der deutschen Nation genützt hat, ist eine andere Frage. Er hatte noch während des Kampfes über die erledigten Herzogtümer verfügt und beide geteilt. Von Sachsen kam die östliche Hälfte an den Grafen Bernhard von Anhalt, die westliche, Westfalen und Engern, an den Erzbischof von Köln. Keiner von beiden hat als Herzog etwas bedeutet; das sächsische Herzogtum war aufgelöst und zu einem Titel geworden. Bayern wurde anders behandelt: nur die steirische Mark wurde abgelöst und zum eigenen Herzogtum erhoben, das Herzogtum selbst kam ungeteilt an Otto von Wittelsbach, den früheren Pfalzgrafen. Gewonnen hatten bei diesem Verfahren die fürstlichen Gegner des Löwen in Nord und Süd, das Königtum ging leer aus, abgesehen davon, daß der mächtigste Fürst verschwand, der einzige, der als Rivale dem staufischen Hause gefährlich werden konnte. Dafür aber tauschte er die unversöhnliche Gegnerschaft der Welfen ein, die sich mit ihrem Sturz nicht abfanden und den Gedanken an Wiederherstellung nicht aufgaben. Das mochte zunächst wie ein Splitter erscheinen, aber er saß fest im Fuße des Kaisertums und hat eines Tages den ganzen Leib tödlich vergiftet. Das Reich endlich und die Entwicklung der deutschen Nation sind unbestreitbar dadurch geschädigt worden, daß der erste größere Landesstaat, der sich zu bilden begonnen hatte, zerschlagen wurde. Für Jahrhunderte ist Norddeutschland seitdem der staatlichen Zersplitterung überlassen geblieben. An der Grenze hat man es bald gespürt, daß nicht mehr die Macht eines großen Herzogs das Ansehen und den Einfluß Deutschlands gegenüber den Nachbarn in Nord und Ost vertrat, und es hat harter Kämpfe bedurft, um das Reich hier vor dauernden schweren Verlusten zu bewahren.

Kann man also den Sturz Heinrichs des Löwen nicht als ein Glück für das Reich ansehen, so wird man doch zugeben müssen, daß es für den Kaiser unmöglich war, die Großmacht des Herzogs zu dulden, wenn das frühere Einverständnis zwischen ihnen nicht mehr bestand. Dieses aber war seit dem Tage von Chiavenna zerstört und kaum



Peter von Eboli überreicht Heinrich VI. sein Lobgedicht
(Neben dem Kaiser der Reichskanzler Konrad von Querfurt)



Grabmal Friedrichs II. im Dom zu Palermo

wiederherzustellen. So ist nun einmal die Natur menschlicher Dinge: ein kurzer Augenblick aufwallender Leidenschaft kann das Schicksal ganzer Geschlechter bestimmen. Seit jenem Tage, wo Friedrich umsonst vor dem Vetter den Fußfall tat und Heinrich kalt und stolz auf seinem Vorteil bestand, seit jenem Tage konnte keiner dem andern ganz vertrauen. Da war es denn fast eine Notwendigkeit, daß der Herzog verschwand, wenn der Kaiser ruhig schlafen wollte. Friedrichs Vorgehen entsprach dem, und er erreichte sein Ziel, rücksichtslos, entschlossen und geschickt. Es war sein größter Erfolg. Für den Augenblick und für die nächste Zeit beherrschte er das Reich.

Auch draußen in der Welt hatte er nicht seinesgleichen. Von den beiden großen Herrschern, die ihm bisher den führenden Platz streitig gemacht hatten, war der eine, Kaiser Manuel, soeben (1180) gestorben, der andere, Heinrich von England, ging alternd und kränkelnd einem traurigen Ende entgegen. Der König von Frankreich, Philipp II., war noch ein Kind, und Wilhelm II. von Sizilien ein junger Mann, von dem man nicht viel zu sagen wußte. Ganz von selbst wandten sich die Augen der Welt auf Friedrich. Er überragte alle seine Zeitgenossen. Fragte man, wer unter den Herrschern der Zeit die Königswürde am vollsten und reinsten darstellte, so gab es nur eine Antwort: der deutsche Kaiser. Der Dichter des Gedichts vom Grafen Rudolf sprach nur aus, was jedermann wußte, wenn er seinen Helden dem König von Jerusalem lachend sagen ließ: »Vermiß dich nicht, dein Land wär' dir verloren! Denn der dem Kaiser gliche, ward noch nie geboren.«

Der Glanz, der seinen Namen umgab, zeigte sich am vollsten, so oft Friedrich an festlichen Tagen die Fürsten und Ritter des Reiches an seinem Hofe versammelte. Seine Hoftage und Reichstage waren immer gut besucht gewesen, jetzt aber, in den Jahren nach 1181, übertrafen sie, was man bisher gewohnt war. Pfaffen und Laien aus Nord und Süd wetteiferten förmlich, dem Kaiser durch ihr Erscheinen Ehre und Dienst zu erweisen, auch das burgundische Reich blieb nicht unvertreten, Italiener suchten den Hof, und sogar vom Ausland stellten sich Gäste ein. Alles Dagewesene verdunkelte an Größe und Pracht das Fest, das der Kaiser zu Pfingsten 1184 zu Mainz abhielt, um den Ritterschlag seiner beiden ältesten Söhne,

König Heinrich und Herzog Friedrich von Schwaben, zu feiern. Eine ganze Stadt von Zelten und Hütten war in der Ebene am andern Ufer des Rheines errichtet, sogar eine hölzerne Kirche fehlte nicht. Siebzig Fürsten waren erschienen, nach Tausenden muß die Menge der Gäste gezählt haben, die alle der Kaiser aufs freigebigste bewirtete. Die Zeitgenossen sprachen von 40 000, ja von 70 000 Rittern, die da im Gefolge ihrer Fürsten zusammengeströmt seien. Solche Übertreibungen beweisen den gewaltigen Eindruck, den die Versammlung gemacht hat. Unter denen, die das Fest angelockt hatte, sah man neben Heinrich von Veldeke, dem Dichter, der »das erste Reis in deutscher Zunge pflanzte«, auch einen welschen Sänger, Guiot von Provins.

Deutschland atmete Frieden und Sicherheit unter dem Zepter des Kaisers, der so hart zu schlagen, aber auch so milde und klug zu versöhnen und zu schlichten verstand. Der Wohlstand wuchs, das Gewerbe blühte, die Dichtung entfaltete ihre ersten Schwingen, und die Künstler hatten zu tun. Zog die Kaiserin die Sänger an ihren Hof, so ging der Kaiser selbst als Bauherr mit gutem Beispiel voran. Frühere Herrscher hatten Kirchen gebaut und Klöster gestiftet, Friedrich baute vor allem für das Reich. In diesen Jahren müssen die mächtigen Pfalzen zu Hagenau und Gelnhausen, zu Kaiserslautern und Wimpfen angelegt worden sein, in denen Friedrich und später sein Sohn so oft Hof hielten. Noch heute will das Wenige, was von ihnen übrig ist, in stummer Größe zu uns reden von deutschen Reiches Macht und deutscher Kaiserpracht. Die Nation durfte stolz sein auf ihren Kaiser, und Heinrich von Veldeke hat nicht zuviel gesagt, wenn er von Friedrich sang: »Sein Ruhm wird wachsen bis zum Jüngsten Tag.«

An der Schwelle der Vollendung

In Italien hatte das Kaisertum seine Auferstehung gefunden, in Italien mußte sein Geschick sich vollenden.

Welch überragende Stellung hier das Kaisertum durch den Frieden von Venedig gewonnen hatte, zeigte sich alsbald. Die Gegner, die es vereint nicht hatte überwinden können, Lombardenbund und Papst, waren gespalten und blieben es, und auch innerhalb der Liga selbst brach die Uneinigkeit, da es nicht mehr zu kämpfen galt, offen hervor. Nicht lange dauerte es, so hatte der Kaiser unter den ehemals verbündeten Gegnern wieder eine Partei. Die Kunst, mit der er es verstand, in den vorbereitenden Verhandlungen gerade die einstigen Todfeinde, wie vor allem Mailand, an sich heranzuziehen, so daß sie schließlich seine Stützen wurden, wird immer unübertroffen bleiben. So erreichte er, daß der jahrzehntelange Kampf trotz aller Niederlagen und Rückschläge doch mit einem großen und bleibenden Erfolg für ihn endigte.

Im April 1183 wurde zu Piacenza der Friede mit der Liga von den Bevollmächtigten des Kaisers geschlossen, im Juni bestätigte ihn Friedrich auf einem Reichstag zu Konstanz. Er setzte fest, daß die Städte der Lombardei, auf dreißig Jahre in festem Bündnis vereint, ihre Ratsherrn selbst wählen, auch die Regalien, wo sie sie besaßen, behalten durften, jedoch alle fünf Jahre die kaiserliche Belehnung empfangen und jährlich 2000 Mark Silber zahlen sollten; daß ferner vom städtischen Gericht an den kaiserlichen Richter Berufung eingelegt werden könne, wenn der Wert der Streitsache 25 Mark übersteige; und endlich, daß der Kaiser die Kriegssteuer, das Fodrum, erheben dürfe, so oft er selbst im Lande erscheine. Damit war das Kaisertum als wirkliche Landesregierung, nicht als bloß formelle Oberhoheit anerkannt und der Steuerertrag, der seine Rechte so wertvoll machte, in bestimmten Grenzen gesichert. Es war die Versöhnung von kaiserlicher Herrschaft und städtischer Selbst-

verwaltung, vorteilhaft für beide Teile, für den Kaiser auch dadurch, daß die Liga ihm für den Frieden selbst, gleichsam als Buße für ihre Auflehnung, 16 000 Mark zahlte. Friedrichs Selbstgefühl fand seine Genugtuung in den Formen des Abschlusses. Die Urkunde des Friedens erhielt nicht die Gestalt eines Vertrags zwischen streitenden Parteien, sondern die eines kaiserlichen Gnadenbriefes. Eine weitere Genugtuung suchte der Kaiser darin, daß Alessandria sich ihm schon vor dem Friedenschluß unterwarf. Er gründete hierauf die Stadt aufs neue und gab ihr den Namen Cäsarea, die Kaiserstadt. Damit hat er freilich kein Glück gehabt. Alessandria hat seinen ersten Namen behalten und heißt noch heute so.

Man kann die Frage nicht unterdrücken, ob Friedrich nicht besser von allem Anfang an sich mit dem begnügt haben würde, was er nach langen Kämpfen im Frieden von Konstanz erhielt. Indessen ebenso nahe liegt die andere Frage, ob er dies ohne Kampf erreicht und behauptet haben würde. Nur ungern und widerstrebend, nach jahrzehntelangem blutigem Krieg und nur durch des Kaisers überlegenes Spiel genötigt, haben die Lombarden ihm schließlich zugestanden, was er brauchte. Es ist darum wohl mehr als wahrscheinlich, daß sie, hätte er ihnen von vornherein größere Freiheiten eingeräumt, sich auch dagegen aufgelehnt und die kaiserliche Herrschaft ganz loszuwerden versucht hätten. Insofern war der zwanzigjährige Kampf nicht umsonst gewesen; ohne ihn hätte das Kaisertum die Stellung schwerlich wieder erlangt, die es im Frieden von Konstanz behauptete.

Der Erfolg gegenüber den Lombarden war dem Kaiser zuteil geworden, weil er vom Papst keine Störung zu befürchten brauchte. Immer mehr war Alexander III. seit dem Frieden von Venedig von der deutschen Macht abhängig geworden. Aus Rom, wohin ihm Christian von Mainz den Weg gebahnt hatte, war er nach einiger Zeit wieder zu weichen genötigt gewesen, und auch in der Umgebung der Stadt konnte er sich nur halten, solange ihn deutsche Waffen schützten. Als der wahre Herr der Dinge tritt der Mainzer Erzbischof auf, im römischen Gebiet wie überhaupt im kaiserlichen Italien, der würdige Nachfolger Reinalds von Dassel. Ein merkwürdiger Mann, dieser Christian, mehr General als Geistlicher, prunkliebend und

genußfroh, aber unermüdlich und gewandt. Die Italiener staunten ihn an, wenn er in violettem Mantel, den goldenen Helm auf dem Kopf, dahergesprengt kam, und sie bewunderten die Leichtigkeit, mit der er die meisten Sprachen und sogar die italischen Dialekte beherrschte. Man spürte, was er bedeutete, als er einmal in Hinterhalt und Gefangenschaft geriet, und vollends, als er 1183 plötzlich starb.

Wie vollständig die römische Kirche in das Fahrwasser des Kaisertums eingelenkt war, zeigte sich, als Alexander im September 1181 starb. Ohne Verzug wählten die Kardinäle den Mann aus ihrer Mitte, der als der ergebenste Anhänger und Vertrauensmann des Kaisers bekannt war, den Bischof Hubald von Ostia. Er nannte sich Lucius III. Jetzt war für Friedrich die Möglichkeit gegeben, auch mit der römischen Kirche zu einer endgültigen Regelung aller noch schwebenden Fragen zu kommen. Noch war ja der Punkt des Friedens von Venedig nicht ausgeführt, der dem Kaiser die Rückgabe aller Besitzungen der Kirche zur Pflicht machte. Was war darunter zu verstehen? Darüber gingen die Ansichten weit auseinander, insbesondere erkannte der Kaiser den Anspruch des Papstes auf die Mathildischen Güter nicht an. Er behielt sie und noch einiges andere und machte keine Anstalten, sie zu räumen. Gerade auf diese wertvollen Gebiete gedachte er seine Herrschaft über Italien zu gründen, seit er auf die unmittelbare Verwaltung der Lombardei hatte verzichten müssen. Der Ersatz war ausgiebig. Schon durch die Lage an den großen Straßen und Pässen, die vom Fuße der Alpen nach Toskana führten und diese Landschaft durchzogen, machten die alten Besitzungen des Hauses Canossa den, der sie hatte, zum Herrn von Mittelitalien. Die alte Markgrafschaft Toskana — Welf hatte sie längst aufgegeben — und die Mathildische Erbschaft, das waren die Ecksteine, die Friedrich sich für den Ausbau des wiederhergestellten Kaisertums ersehen hatte.

Umso wichtiger mußte es für ihn sein, daß die Kirche dagegen keinen Widerspruch erhob. Darum erbot er sich zu reichlicher Entschädigung. In Verhandlungen, die er und Lucius III. sofort eröffneten, machte er verschiedene Anträge. Der Papst sollte ihm lassen, was er hatte, und dafür von allen Besitzungen des Reiches in Italien einen Zehnten, die Kardinäle einen zweiten beziehen. Oder es sollte

ein Austausch der beiderseitigen Gebiete stattfinden, so daß jeder Teil auf seine Kosten käme. Die Verhandlungen versprachen auch so guten Erfolg, daß eine Zusammenkunft der beiden Oberhäupter angezeigt schien. Im Oktober 1184 trafen sich Friedrich und Lucius in Verona.

Viel hatte der Papst zu wünschen und zu fordern. Neben der Sorge um den eigenen Besitz — er sah sich nach wie vor von Rom ausgeschlossen — war es die Not des Königreichs Jerusalem, die ihm am Herzen lag. Von Saladin, dem großen Sultan von Ägypten, bedroht, konnte die christliche Kolonie im Orient nur durch eine gemeinsame große Anstrengung des Abendlandes gerettet werden. Dazu sollte der Kaiser helfen. Friedrich wiederum hatte außer der Sache, die wir kennen, noch den dringenden Wunsch, daß der Papst den jungen König Heinrich zum Kaiser kröne.

Einige Wochen weilten die beiden Herrscher beieinander in Verona. Die Welt konnte sich freuen an dem Bilde vollster Eintracht, das sie boten, »als wären die höchsten Mächte der Christenheit zu einem einzigen Staate verschmolzen«. In Frieden und Freundschaft trennte man sich. Offenbar war die Verständigung auf bestem Wege, und es bedurfte nur noch der Durchführung im einzelnen. Das war freilich ein zeitraubendes Geschäft, und ehe es beendet sein konnte, starb Papst Lucius im November 1185.

Einen unvergleichlichen Dienst hatte er indessen dem Kaiser schon früher geleistet: er hatte den Frieden mit dem Königreich Sizilien vermittelt. Und mehr als das. An die Stelle der alten Erbfeindschaft zwischen dem Kaisertum und dem Normannenreich sollte die engste Verbindung treten. Des Kaisers Sohn, der junge König Heinrich, erhielt die Hand der Prinzessin Konstanze, der spätgeborenen Tochter des großen Königs Roger II. Während Kaiser und Papst in Verona miteinander tagten, ward zu Augsburg im Oktober 1184 die Verlobung bekanntgegeben.

Um die Braut des Sohnes abzuholen, hatte sich Friedrich nach Süden aufgemacht. Im Spoletinischen empfing er sie und geleitete sie nach der Lombardei, ihrem Bräutigam entgegen. In Mailand sollte die Hochzeit gefeiert werden. Man wundert sich billig, daß gerade diese Stadt für das Fest ausersehen war, wo doch die Steine selbst gegen den deutschen Kaiser zu schreien schienen. Aber so un-

widerstehlich war die Macht von Friedrichs Persönlichkeit, so überlegen seine kühle und nüchterne Staatskunst, daß er die Mailänder völlig bezaubert hatte. Was immer er ihnen früher angetan, es schien alles vergessen. Schon als er im September 1184 mit großem Gefolge in der Stadt erschien, wurde ihm ein glänzender Empfang bereitet, und er sparte auch seinerseits nicht mit Beweisen seiner Huld. Was irgend die Mailänder sich wünschten, Rechte, Freiheiten aller Art, ward ihnen mit vollen Händen geschenkt. Sie verpflichteten sich dafür, dem Kaiser mit allen Kräften zu dienen und seine Gegner zu bekämpfen. Mailand war jetzt die kaiserlichste aller kaiserlichen Städte. Sie sah es als höchste Auszeichnung an, daß der künftige Kaiser in ihren Mauern getraut wurde.

Da brachte der Wechsel auf dem päpstlichen Thron einen Mißton in die allgemeine Harmonie. Nicht alle Mailänder hatten die Vergangenheit vergessen, und zu diesen gehörte Urban III., den die Kardinäle an Lucius' Stelle erhoben hatten. Er dachte nicht an Frieden und Versöhnung, er wollte Rache nehmen. Seine wahre Gesinnung hatte er bis dahin verborgen; als er Papst geworden, warf er die Maske ab. Nicht lange dauerte es, und der Streit zwischen ihm und dem Kaiser stand in hellen Flammen. Das Verlangen, Heinrich zum Kaiser zu krönen, wies er zurück, die Verhandlungen wegen des Ausgleiches brach er ab und griff rücksichtslos in das Recht des Reiches ein, indem er einen zwiespältig gewählten Erzbischof von Trier, den der Kaiser zurückwies, entgegen allen früheren Zusagen bestätigte und sogleich selbst weihte. Er wagte das, weil ihm bekannt war, daß in der Lombardei ein Aufstand bevorstand. Cremona, die Stadt, die dem Kaiser einst so nahe gestanden, dann so gefährlich gewesen, aber immer geschont worden, war mehr und mehr seine erbitterte Feindin geworden. Friedrich hatte ihren Hochmut gestraft, indem er ihre Wünsche überall mißachtete, ihre Rivalin, Mailand, dafür umsomehr begünstigte. Die neue Größe Mailands konnten die Cremonesen nicht ertragen, im Frühjahr 1186 erhoben sie sich gegen den Kaiser. Darauf hatte Urban gerechnet. Er gedachte den Funken so anzublasen, daß die Flamme ganz Italien ergriff. Die früheren Zeiten Alexanders III. schienen wiederzukehren.

Aber sogleich zeigte sich auch, wie sehr alle Verhältnisse sich in-

zwischen geändert hatten. Ende Januar 1186 war in Mailand die Hochzeit Heinrichs und Konstanzes gefeiert worden, und Friedrich hatte bei dieser Gelegenheit, dem Papst zum Trotz, dem Sohn den Titel eines Cäsars verliehen. Dann wandte er sich gegen Cremona, das mit seinem Aufstand vollständig allein blieb. Spielend wurde die Erhebung niedergeschlagen. Mit den Truppen der anderen lombardischen Städte, Mailand voran, rückte der Kaiser im Mai 1186 vor die Stadt, und keine drei Wochen waren um, da hatte sie sich ihm unterworfen. Nun kam die Reihe an den Papst. Umsonst hatte Urban in ganz Italien gegen den Kaiser gewühlt und gewettert, sich alle Beschwerden gegen die kaiserliche Verwaltung angeeignet und den Städten und Bischöfen die Teilnahme am Zuge gegen Cremona verboten. Niemand hatte darauf geachtet. Dafür rückte nun der junge Cäsar mit deutschen Truppen in den Kirchenstaat, zwang die Burgen und Städte zur Übergabe und machte sich in vier Wochen zum Herrn des ganzen Gebietes von der toskanischen bis zur sizilischen Grenze. Urban selbst saß in Verona fast wie ein Gefangener. Der Kaiser hatte die Stadt umstellt, jeden Verkehr zwischen Deutschland und dem päpstlichen Hofe gesperrt. Als Urban sich an die deutschen Bischöfe wandte, sie gegen den Kaiser aufzuwiegeln und mit Schlagworten von der Freiheit der Kirche und von ihrer Bedrückung durch kaiserliche Tyrannei zu locken suchte, erlitt er eine vollständige Niederlage. Der Kaiser verfuhr wie einst nach dem Zusammenstoß von Besançon. Nach Deutschland zurückgekehrt, versammelte er im November 1186 einen Reichstag in der neuen Pfalz zu Gelnhausen, wo die Bischöfe zahlreich erschienen waren. Wie damals erhob er Klage gegen den Papst, der die Rechte des Reiches mißachte und die Kirchen durch seine Legaten aussauge und zerstöre. Wie damals trat die Versammlung auf die Seite des Kaisers, und die Bischöfe schrieben an Papst und Kardinäle, sie könnten eine Schädigung des Reiches nicht dulden und bäten den Heiligen Vater, sein Verhalten zu ändern. Nur einer trennte sich von ihrer Gemeinschaft, Philipp von Heinsberg, der Erzbischof von Köln. Dieser alte Diener war mit dem Kaiser zerfallen, weil er sich zurückgesetzt und seine Verdienste nicht mehr gewürdigt glaubte, und stellte sich jetzt seinem Herrn entgegen. Aber es genügte, daß Friedrich ihm den Prozeß wegen Hochverrats

machte, damit auch er den Widerstand aufgab und Gnade suchte. Nie war das Reich so fest in der Hand des Kaisers gewesen.

Urban soll dennoch mit greisenhaftem Eigensinn an seinem Vorhaben festgehalten haben. Wohl mußte er sich zu Verhandlungen bequemen, den Rückzug antreten, aber er tat es nur gezwungen und nicht im Ernst. Von seinen eigenen Kardinälen verlassen, entwich er aus Verona, wie man sagte, in der Absicht, nach Venedig zu gehen und von dort aus den Bann der Kirche über den Kaiser zu verhängen. Er sollte nicht mehr dazu kommen. Unterwegs, in Ferrara, befreite ihn im Oktober 1187 der Tod aus der unmöglichen Lage, in die er gekommen war.

Sein Nachfolger, Gregor VIII., war wieder ein überzeugter Freund des Kaisers. Die weltbeherrschenden Gedanken, die seit Gregor VII. in der Kirche lebten, waren ihm überhaupt fremd. In neueren Zeiten würde man ihn einen unpolitischen Papst nennen. Seine Regierung eröffnete er mit der Erklärung, die Kirche könne die Hilfe des Kaisers nicht entbehren. Sofort bot er die Hand zum Frieden. Ganz von selbst erlosch damit der Streit. Auch der Tod des Papstes, der schon nach wenigen Wochen erfolgte, änderte daran nichts. Was Gregor VIII. begonnen, führte Klemens III. zu Ende. König Heinrich selbst geleitete ihn nach Rom, lieferte ihm den Kirchenstaat aus und empfing das Versprechen, daß er demnächst zum Kaiser gekrönt werden solle. Von dem Ausgleich der Gebietsansprüche, Auslieferung des Mathildischen Gutes und ähnlichen Dingen war vorläufig nicht die Rede. Der Kaiser behielt, was er hatte, die Kirche begnügte sich mit dem, was er ihr gab, und erhob weiter keine Ansprüche. Es war ein stillschweigender Friedenschluß auf der Grundlage, daß über die Streitpunkte nicht gesprochen wurde.

Die Kirche hatte allen Grund, dem Kaiser zu Willen zu sein, denn sie erwartete von ihm größere Dienste als je früher. Am 5. Juli 1187 war in der Schlacht bei Hittin am See Tiberias das Heer der Christen von Saladin vernichtend geschlagen worden. Das Königreich Jerusalem war bald die Beute des Sultans, im Oktober fiel die Hauptstadt selbst. Nur wenige befestigte Plätze hielten sich noch, und auch sie waren verloren, wenn nicht rasche Hilfe kam. Wer anders konnte sie bringen als der Kaiser? Die Könige von Frankreich und England

lagen im Kriege, und wenn es auch gelang, sie um des Kreuzzugs willen zu versöhnen, so mußte doch beträchtliche Zeit vergehen, bis sie aufbrechen konnten. Der Kaiser stellte sich sogleich zur Verfügung. Mit der besten Kraft des Reiches wollte er ausziehen, die heiligen Stätten wieder zu befreien. Auf einem Reichstag in Mainz zu Ende März 1188 nahm er selbst die Werbung in die Hand. Mit ungewöhnlichen Formen wurde der Tag umgeben: der Thron des Kaisers blieb leer, man dachte sich den Heiland selbst als Vorsitzenden auf diesem »Reichstag Jesu Christi«. Mit einhelliger Zustimmung wurde der Kreuzzug beschlossen, und als der Kaiser nach ergreifender Rede sich das Kreuz auf die Schulter heften ließ, da folgten viele seinem Beispiel. Nicht weniger als zehn Bischöfe sind mitgezogen und von den großen Laienfürsten die Herzoge von Schwaben, Böhmen, Meran-Dalmatien und der Landgraf von Thüringen. Der Österreicher mußte den eigenen Aufbruch verschieben, ließ aber seine Ritter ausrücken. Achtzehn Grafen sah man außerdem im Heere, und die Ritter zählten nach vielen Tausenden. Die bescheidenste Angabe spricht von 20 000, aber auch sie wird freilich noch viel zu hoch sein.

Nicht eigentlich sehr groß scheint das Heer gewesen zu sein, das nach einjährigen Vorbereitungen im Mai 1189 von Regensburg aufbrach. Dafür war es umso sorgfältiger ausgewählt und gerüstet. Der Kaiser wußte aus den Erfahrungen auf dem Kreuzzug seines Oheims, daß nicht die Zahl der Pilger entschied, ja daß die Menge eher eine Gefahr bildete. Darum ließ er niemand mitziehen, der nicht nachweisen konnte, daß er ein Pferd und für zwei Jahre Geldmittel besaß. Seine eignen großen Führereigenschaften, seine überragende Persönlichkeit waren die Bürgschaft für den Erfolg. Mit Bedacht hatte er den zurückzulegenden Weg diplomatisch geöffnet. Mit Ungarn war ein Vertrag geschlossen über freien Durchzug und Verpflegung, desgleichen mit dem griechischen Kaiser Isaak Angelos. Ja sogar mit dem Sultan von Ikonium waren Beziehungen angeknüpft, die versprachen, daß man auch in Kleinasien vor Belästigungen sicher sein werde.

Es kam freilich anders. Der Marsch durch Ungarn machte keine Schwierigkeiten, die strenge Zucht, die der Kaiser übte, sorgte dafür, daß er glatt vor sich ging. Aber schon in Bulgarien stieß man auf

schlecht verhüllte Feindseligkeiten. Unter Belästigungen und Kämpfen mußte man sich einen Weg über den Balkan bahnen, und als man in Thrazien den eigentlich griechischen Reichsboden betrat, fand man sich offener Gegnerschaft gegenüber. Es stellte sich heraus, daß Kaiser Isaak die Partei gewechselt und sich mit Saladin verbunden hatte. Er empfing die Deutschen als Feinde. Wohl konnten diese sich aller Angriffe griechischer Truppen erwehren, auch die großen Städte Philippopel und Adrianopel einnehmen. Aber die Weigerung der griechischen Regierung, ihren Übergang nach Kleinasien zu erleichtern, zwang das Kreuzheer den ganzen Herbst und Winter in Thrazien stillzuliegen, wo es nur durch die strengsten Maßregeln des Kaisers vor der völligen Verwilderung bewahrt wurde. Erst im Frühjahr 1190 war Isaak durch die Verwüstung seines Landes, die Friedrich ausführen ließ, mürbe gemacht, und zu Ostern, Ende März, konnte der Übergang über die Meerenge bei Gallipoli auf griechischen Schiffen ausgeführt werden.

Nun kam der schwierigste Teil des Zuges. Friedrich hatte die Straße gewählt, die — ungefähr entsprechend der heutigen Bahnlinie — über Ikonium (Konia), die türkische Hauptstadt, und den Taurus nach Syrien führte. Er rechnete auf die zugesagte Unterstützung der Griechen und die Freundschaft des Türkensultans. Aber je tiefer man in Kleinasien eindrang, desto mehr stellte sich heraus, daß beide Annahmen irrig waren. Die Griechen ließen das Heer im Stich, und die Türken hatten sich ebenso wie Isaak inzwischen mit Saladin verbunden und traten dem Kreuzheer als Feinde entgegen. Es waren böse Tage und Wochen, die die Truppe von Mitte April bis Mitte Mai durchzumachen hatte. Von Hunger und Durst gepeinigt und erschöpft — statt Fleisch aß man schließlich die Haut der gefallenen Pferde, statt des Brotes Wurzeln — mußte sie sich, je weiter sie kam, desto mehr den Weg mit dem Schwerte bahnen. Von den Heldentaten, die dabei verrichtet wurden, machen die Zeitgenossen viel Rühmens, prahlen wohl auch ein wenig. So sollte ein Bürger von Ulm allein den Kampf mit zehn Türken bestanden haben, von denen er neun erschlug und den letzten verjagte. Unter zunehmenden Verlusten — einer der schmerzlichsten war der Tod des Dichters Friedrich von Hausen, der durch einen Sturz mit dem Pferde ver-

unglücke — war man schließlich bis in die Nähe der feindlichen Hauptstadt gelangt, am 18. Mai wurde sie von der ersten Staffel unter Herzog Friedrich von Schwaben genommen, während der Kaiser den Angriff des türkischen Heeres siegreich abwehrte. Der Sultan hatte sich in die hochgelegene Burg zurückgezogen, die uneinnehmbar schien. Zum Glück versagte ihm der Mut, als er die Plünderung und teilweise Zerstörung seiner Hauptstadt sah. Er knüpfte Verhandlungen an und gab den weiteren Weg durch sein Land frei.

Nun hörten die früheren Leiden auf. Die Gegend bot genügende Nahrung für Mann und Roß, und nur der Übergang über das unwegsame Gebirge machte noch Schwierigkeiten. Am 10. Juni war man ins Tal des Saleph gelangt und hatte den Fluß überschritten. Es war ein heißer Nachmittag, und der Kaiser wollte sich durch ein Bad erfrischen. Da plötzlich, während er, ein geübter Schwimmer, sich in die Fluten tauchte, wurde sein Körper von den Wellen des Flusses widerstandslos erfaßt und versank vor aller Augen. Als man ihn hervorzog, war er tot. Ob ein Schlaganfall ihn getroffen, ob er von der Strömung überwältigt worden, konnte niemand sagen. Tief erschüttert und niedergeschlagen setzte das Heer unter Führung des Herzogs von Schwaben seinen Weg fort, ein riesiges Totengeleite, in der Mitte den Leichnam des allverehrten und bewunderten Kaisers. Die Eingeweide wurden in Antiochia beigesetzt, wo das Grabmal noch im 17. Jahrhundert zu sehen war, die Gebeine sollten in der Grabeskirche zu Jerusalem ihre letzte Ruhe finden. Aber Jerusalem wurde nicht genommen, und so blieben die sterblichen Überreste des größten deutschen Herrschers in Tyrus in einer vorläufigen Gruft, von wo sie später fortgebracht worden sind, niemand weiß wohin.

Mit dem Tode des Kaisers war auch der deutsche Kreuzzug gescheitert. Wohl führte sein Sohn das Heer weiter bis vor Akkon, den wichtigsten Hafen, den man unbedingt wieder haben mußte. Aber da er schon im Januar 1191 starb, die Belagerung sich hinzog und die Zeit des Gelübdes ablief, so kehrten die führerlos gewordenen Kreuzfahrer heim und überließen die Aufgabe, die der deutsche Kaiser hatte lösen wollen, den nachrückenden Franzosen und Engländern.

Die glänzendste Fürstengestalt des ganzen Mittelalters war mit

Friedrich I. dahingegangen. Schon die Zeitgenossen, deutsche wie ausländische, sind seines Lobes voll, nach seinem Tode hat man ihn mit Theoderich dem Großen verglichen, der alle Völker und alle Reiche der Nachbarschaft beherrscht habe. Die Überlieferung, nach der Weise jener Zeit, redet mehr von seinen Kriegstaten, wir aber erkennen in ihm vor allem den großen Staatsmann, der die Geister zu lenken, die Widerstrebenden seinem Willen dienstbar zu machen und selbst Gegner zu gewinnen weiß, dessen Tun und Trachten der Verwirklichung eines großen Gedankens gewidmet ist. Es war die Idee des römischen Kaisertums, das er erloschen und machtlos vorfand und wieder zur Vormacht des Abendlandes zu erheben sich vorgesetzt hatte. Der Reichtum und die Beweglichkeit seines Geistes erlaubten ihm, wechselnde Wege einzuschlagen. Als er auf dem einen gescheitert war, änderte er entschlossen die Richtung, und da er starb, stand er nicht mehr weit vom Ziele. Der Erfolg seines Kreuzzugs hätte dem deutschen Kaisertum die unbestrittene Führerschaft gegenüber allen anderen Staaten und sogar gegenüber der römischen Kirche bestätigt.

Der Kaisergedanke Friedrichs I. ist ein anderer als der Ottos I. und Heinrichs III. Die Herrschaft über Italien, die nach wie vor seinen tatsächlichen Inhalt bildet, erscheint hier umkleidet von einer erhabenen religiösen Vorstellung, die man früher nicht gekannt hatte. Das römische Reich ist ein heiliges Reich, auch sein Kaiser und alles, was damit zusammenhängt, erhalten die Beiworte der Heiligkeit. Es war spätrömischer Brauch, der da wieder auflebte, durch die Kaisergesetze von Justinians Rechtsbuch vermittelt, dessen Studium seit einem Menschenalter in Italien wieder in hoher Blüte stand, als Friedrich zum erstenmal dort erschien. Nach diesem Vorbild, das man ohne Zweifel durch die Juristen von Bologna kennen gelernt hatte, gewöhnte man sich am deutschen Hofe immer mehr, von einem heiligen römischen Reich zu sprechen, bis das schließlich zur stehenden Redensart wurde. Das Kaisertum der Deutschen ist nach der Vorstellung dieser Zeit kein anderes als das Konstantins, Theodosius' und Justinians. Diese Herrscher hat auch Friedrich ausdrücklich als seine Vorgänger bezeichnet, deren Rechte auf ihn übergegangen seien durch Karl den Großen. Karl ist das eigentliche Urbild und die ideale

Verkörperung des deutsch-römischen Kaisertums. Wenn dieses eine religiöse Weihe besaß, so war es natürlich, daß auch sein erster und größter Träger den Heiligenschein erhielt. Diese Bedeutung hatte es, daß Friedrich durch seinen Papst den großen Frankenkaiser heilig sprechen und am 29. Dezember 1165 seine Gebeine in der üblichen Weise als die eines Heiligen aus ihrer Gruft in der Marienkirche zu Aachen erheben und der öffentlichen Verehrung zugänglich machen ließ. Von nun an war der heilige Karl in Aachen der kirchliche Schutzpatron des heiligen römischen Reiches, das durch ihn von den Griechen an die Franken und Deutschen gekommen war.

Indessen kraft welchen Rechtes? Wir erinnern uns, daß die Kirche schon längst die Übertragung des Kaisertums von den Griechen auf die Franken lehrte, doch sollte nach ihrer Lehre der Papst der Urheber dieses Wechsels und Verleiher des Herrschaftsrechtes gewesen sein. Die neue kaiserliche Auffassung vertrug sich damit nicht, sie kannte nur ein Kaisertum von Gottes Gnaden. Um sie zu stützen, ist man am Hofe Friedrichs auf Gedanken verfallen, die uns absonderlich scheinen, den Leuten von damals aber recht wohl eingeleuchtet haben mögen. Eine alte Sage, die damals allgemein geglaubt wurde, machte die Franken zu Nachkommen der Trojaner, was ja auch die Römer waren. Franken und Deutsche waren folglich die nächsten Blutsbrüder der Römer, und sie waren dann auch die rechtmäßigen Erben des Reiches, wenn die Römer es verloren hatten. In Karl dem Großen wäre mithin die Krone des Kaisertums nur von der älteren Linie des Trojanerstammes auf die jüngere übergegangen nach dem Erbrecht des Blutes. Gottfried von Viterbo, ein Deutscher aus Welschland, Kaplan des Kaisers, in Geschäften viel gebraucht und Lehrer des jungen Königs Heinrich, hat diese Lehre vom römischen Kaisertum als rechtem Erbe der Deutschen in seiner Weltgeschichte vorgetragen, die er den Söhnen des Kaisers widmete.

In keiner anderen Zeit hätte das Selbstgefühl eines Deutschen sich so weit verstiegen, sein Volk den Römern, den alten Herren der Welt, schlechthin als ebenbürtig gegenüberzustellen. Aber noch weiter hat man damals zu gehen versucht, auch der kirchliche Vorrang ist Rom zugunsten Deutschlands bestritten worden. Es gibt eine Urkunde, worin Kaiser Friedrich angeblich verfügt haben soll, daß Trier

künftig an die Stelle Roms als vornehmste Kirche zu treten habe. Da Rom zur Räuberhöhle geworden, solle man nicht mehr dorthin pilgern, sondern nach Trier, wo ohnehin die besseren Heiligtümer sich fänden, nämlich der ungenähte Rock Christi und der Hirtenstab des Apostels Petrus. Die Urkunde ist erdichtet, und gerade Friedrich wäre der letzte gewesen, so etwas zu befehlen, da vielmehr sein ganzes Streben in der Vorstellung wurzelte, daß Rom die wirkliche Hauptstadt des Reiches sei. Aber als Zeuge für die Gesinnung, die damals unter Deutschen lebte, ist diese gefälschte Urkunde mehr wert als viele echte. Zu welch schrankenlosem Stolz muß deutsches Selbstgefühl sich erhoben haben, daß man nur auf den Gedanken verfallen konnte, dergleichen zu erdichten! Es ist der Glanz von Friedrichs ganzer ruhmreicher Regierung, der sich in den geschichtsphilosophischen Träumereien Gottfrieds von Viterbo und in der Trierer Fälschung spiegelt.

Noch niemals war beim Tode eines Kaisers die Nachfolge besser geregelt gewesen. Heinrich VI. zählte zwar erst fünfundzwanzig Jahre, aber in die Kunst des Regierens war er schon eingeweiht und mit allen Plänen des Vaters vertraut. Seit einigen Jahren war er wirklicher Mitregent gewesen, hatte in Italien während des Streites mit Urban III. in schwierigsten Verhältnissen selbständig gehandelt und beim Abzug des Kaisers die Leitung des ganzen Reiches übernommen. Ein Herrscher von außerordentlichen Gaben, dem Vater äußerlich ganz unähnlich, klein und schmächtig, gar kein Soldat, aber von scharfem Verstand und unermüdlichem Fleiß, gründlich und vielseitig unterrichtet wie wenige seiner Zeit, und ein Mann von eisernem Willen. Von der gewinnenden Liebenswürdigkeit des Vaters hatte er nichts, aber die Härte, mit der auch Friedrich gelegentlich dreinfahren konnte, steigerte sich bei ihm zu kalter Grausamkeit. War Friedrichs Herrschergestalt verklärt gewesen durch den Zauber der Menschlichkeit, so verschwand bei Heinrich der Mensch völlig hinter dem Herrscher. Nur in einem glichen sich Vater und Sohn: in der hohen Auffassung ihrer Würde, des römischen Kaisertums. Zu vollenden, was Friedrich begonnen hatte, wird Heinrich sich als Lebensaufgabe vorgesetzt haben.

Auch der größte Herrscher bedarf der Diener und Mitarbeiter.

Schon Friedrich hatte sie in den letzten Jahren nicht mehr so ausschließlich wie früher im Kreise der Geistlichen gefunden. Neben den Bischöfen, den Kanzlern und Kaplänen begegnen wir bei wichtigen Geschäften, bei Verhandlungen und Vertragsabschlüssen immer öfter den Namen königlicher Dienstmannen. In die Zeit Friedrichs I. fällt das Emporsteigen einzelner Familien dieses Standes, die durch Tüchtigkeit und Glück aus der Stellung unfreier Untertanen sich zu Ansehen und Reichtum heraufarbeiten im Dienste des angestammten Königshauses. Die Kriege in Italien hatten für beides die beste Gelegenheit geboten, für Auszeichnung sowohl wie für Bereicherung. Am Ausgang dieser Jahre sehen wir einige dieser Geschlechter, wie die Truchsesse von Bolanden, die Kämmerer von Münzenberg, eine Stellung einnehmen, um die mancher freie Herr sie beneiden kann: ausgedehnte Güter, stattliche Burgen, vornehme Familienverbindungen und steten Einfluß beim Herrscher besitzen sie. Sie bilden eine Macht im Reich. Aus ihren Kreisen holte sich Heinrich VI. seine bevorzugten Mitarbeiter. In seiner Regierung treten geistliche Kräfte unverkennbar zurück hinter ritterlichen Dienstmannen wie Heinrich von Kaiserslautern, Heinrich von Kalden, dem obersten Reichsmarschall, und vor allem Marquard von Annweiler, dem Reichstruchsessen. Dieser ist es, dem man wohl die Stellung eines ersten und leitenden Ministers zuerkennen darf. Was Reinald von Dassel unter Friedrich I., das und noch mehr bedeutete Marquard unter Heinrich VI.

Man spürt den Einfluß dieser neuen Elemente an der Art, wie die Dinge jetzt behandelt werden. Sie ist noch rücksichtsloser, härter und gewaltsamer, aber auch womöglich noch kühner und unternehmender geworden. Wenn wir die Blätter aufschlagen, auf denen die Geschichte der nächsten Jahrzehnte verzeichnet steht, so weht es uns entgegen wie ein Lufthauch aus der Welt des Nibelungenliedes, und hinter dem Kaiserthron glauben wir wohl eine finstere Gestalt auftauchen zu sehen, trotzig und hart, wild und kühn, aber treu bis zum Tod: Hagen von Tronje. Er ist, wenn auch ins Übermenschliche gesteigert, doch nur die echte Vertretung dieser neuen regierenden Schicht, der königlichen Dienstmannen. Es kann kein Zufall sein, daß die uralte Heldensage des Volkes, das Hohelied der Treue und

der Rache, in dieser Zeit die letzte künstlerische Gestaltung erfahren hat, in der es fortlebt für alle Zeiten als Denkmal einer längst versunkenen Welt, wie die einsame Säule eines zerstörten Palastes.

Die Regierung des jungen Königs sah sich fast vom ersten Tage an vor die schwierigsten Aufgaben gestellt. Die erste bot ihr Heinrich der Löwe. Er hatte schwören müssen, Deutschland während der Abwesenheit des Kaisers zu meiden. Aber als seine Besitzungen von Gegnern angegriffen wurden, fühlte er sich an den Schwur nicht mehr gebunden. Im Oktober 1189 erschien er in Sachsen, begann rücksichtslos die Wiederherstellung seiner Macht zu betreiben und fand Anhang und Unterwerfung. Sofort wandte der König sich gegen ihn. Aber ehe die Entscheidung gefallen war, traf aus Italien eine Nachricht ein, die mit einem Schlag der ganzen Lage ein neues Aussehen gab. König Wilhelm II. von Sizilien war am 18. November 1189 zu Palermo gestorben, erst sechsunddreißig Jahre alt. Seit einigen Jahren war er mit einer Schwester des englischen Königs Richard Löwenherz vermählt gewesen, aber bis zuletzt kinderlos geblieben. Nun war der Mannesstamm des Königshauses mit ihm erloschen, und das Erbrecht auf die Krone ging auf Heinrichs Gemahlin Konstanze als Letzte ihres Geschlechts über. Ein Fall, der beim Abschluß der Ehe vielleicht als ferne Möglichkeit erwogen worden sein mag, war unversehens eingetreten: der deutsche König und römische Kaiser erbte das südliche Königreich. Heinrich nahm es sofort für sich in Anspruch und gewann auch ohne Mühe die Zustimmung der deutschen Fürsten. Ein Reichstag zu Eger beschloß schon zu Weihnachten den Feldzug nach Italien.

Mit Recht nahm man an, daß es gelten werde, das Reich zu erobern. In Sizilien gewann eine Partei die Oberhand, die um keinen Preis die Herrschaft der Deutschen wollte. Sie erhob im Januar 1190 einen Seitenverwandten des Königshauses aus nicht ebenbürtiger Ehe, den Grafen Tancred von Lecce, zum König. Aber eine Gegenpartei im festländischen Teil des Reiches versagte ihm die Anerkennung und rief Konstanze und ihren Gemahl herbei.

Unter solchen Umständen ließ Heinrich den Kampf gegen die Welfen ruhen. Verhandlungen wurden eröffnet, und im Juli 1190 kam ein Friede zustande, der dem Löwen einen Teil dessen ließ, was

er sich wieder angeeignet hatte. Als Bürge seiner Treue sollte sein ältester Sohn Heinrich den König nach Italien begleiten.

Da es sich um einen großen und schwierigen Krieg handelte, nahmen die Rüstungen einige Monate in Anspruch. Erst im November konnte das deutsche Heer die Alpen überschreiten, im Januar 1191 folgte ihm der König. Die Kriegssteuer, die er gemäß dem Konstanzer Frieden in Italien fordern durfte, füllte seine Kasse, aber sie scheint ihm nicht genügt zu haben. Wir sehen ihn in beträchtlichem Umfang zu Verpfändung und Verkauf von Gütern und Rechten des Reiches schreiten. Lodi, Como, Piacenza erhielten die Regalien sämtlich und für immer, Piacenza außerdem wertvolle Reichsgüter, Bologna das Münzrecht, Ferrara zu den Regalien auch die Grafschaft seines Bezirks. Mit Beschleunigung wurde südwärts marschiert, das nächste Ziel war Rom und die Kaiserkrone. Klemens III. hatte sie längst versprochen. Aber als der König sich im März der Hauptstadt näherte, lag der alte Papst schon im Sterben. Einige Wochen vergingen mit nutzlosem Warten, und als Klemens tot und sein Nachfolger gewählt war, machte dieser Schwierigkeiten.

Cölestin III. war der Älteste der Kardinäle gewesen, ein Achtziger, dessen Erfahrungen bis in die Zeiten Konrads III. hinaufreichten, in schwierigen Geschäften der Kirche ergraut, ein Mann der vermittelnden Richtung, vor allem aber das Haupt einer in der Stadt Rom mächtigen Familie, von der die heutigen Fürsten Orsini abstammen. Eher als seine Vorgänger durfte er hoffen, als Herr der Stadt wieder anerkannt zu werden, wenn er eine Bedingung erfüllte, auf der die Römer längst bestanden: die Auslieferung der unbequemen Nachbarstadt Tuskulum. Dazu sollte nun Heinrich helfen. Es war eine starke Zumutung, denn die Tuskulaner hatten sich unter des Königs Schutz begeben, und eine deutsche Besatzung lag in der Stadt. Aber Heinrich machte keine Schwierigkeiten, als der Papst die Übergabe forderte und von ihr die Kaiserkrönung abhängig machte. Am Ostermontag, den 15. April, fand die Feier nach alter Art in St. Peter statt. Tags darauf räumten die Truppen des neuen Kaisers Tuskulum, und sofort stürzten sich die Römer auf die wehrlose Stadt, machten sie dem Erdboden gleich und schlachteten die Bewohner ab oder verstümmelten sie. Die Zeitgenossen muß

ein Schauder ergriffen haben, als sie diese kalte Politik der Nützlichkeit sahen. Viele tadelten den Kaiser deswegen. Noch zwei Jahrzehnte später bemerkte ein Chronist im Kloster St. Blasien im Schwarzwald, Heinrich habe durch die Preisgabe dieses besten Stützpunktes kaiserlicher Macht die Ehre des Kaisertums nicht wenig geschädigt. Aber Heinrich schien nur die Zweckmäßigkeit zu kennen. Er wollte und mußte Kaiser werden, und er hatte Eile. Zwei Wochen später überschritt er die Grenze des sizilischen Reiches.

Er fand hier zunächst kaum Widerstand. Unaufgehalten kam er bis vor Neapel. Aber hier stockte sein Vormarsch. Vom Land aus war die Stadt nicht zu nehmen; Heinrich zählte auf den Beistand der Pisaner. Er hatte mit ihnen den Vertrag erneuert, den sein Vater vor dreißig Jahren geschlossen hatte, als zum erstenmal die Eroberung Siziliens geplant wurde. Volle Handelsfreiheit und die Hälfte der wichtigsten Küstenstädte sollten der Lohn für die Hilfe der Flotte von Pisa sein. Diese aber leistete nicht, was sie sollte, sie wurde von der sizilischen vertrieben. Erst jetzt gelang es, einen ebensolchen Vertrag mit Genua zu schließen, aber er hatte keine Zeit mehr, wirksam zu werden. Im Lager vor Neapel brach eine Epidemie aus, das Heer schmolz zusammen, der Kaiser selbst erkrankte. Es blieb nichts übrig, als die Belagerung aufzuheben und den Rückzug anzutreten. Die Eroberung war gescheitert. Schwer krank, dem Tode nahe wurde der Kaiser nach Oberitalien getragen. Als ein Geschlagener kehrte er im Dezember nach Deutschland zurück.

Sizilien war einstweilen für ihn verloren. Noch im Sommer 1192 vollzog Papst Cölestin die Entscheidung, die er bis dahin aufgeschoben hatte, und gab Tancred die Belehnung. Aber auch in Deutschland wuchsen die Gefahren. Der Aufstand Heinrichs des Löwen lebte wieder auf, und alles, was zu den Welfen hielt, erhob sich gegen den Kaiser. Ein zweiter Brandherd entstand in den Niederlanden, als im Bistum Lüttich eine zwiespältige Wahl stattfand und Heinrich auf seinem Rechte bestand, die Entscheidung zu fällen. Der zurückgewiesene Bewerber, ein Bruder des Herzogs von Brabant, ließ sich trotzdem vom Papst bestätigen und weihen, der Kaiser ächtete ihn als Majestätsverbrecher, und persönliche Feinde erschlugen ihn daraufhin auf französischem Boden. Heinrich aber, dem strengen

Recht folgend, ließ die Mörder des Geächteten straflos ausgehen und wurde nun selbst als Urheber der Tat verschrien. Die ganze weitverzweigte Verwandtschaft des Ermordeten erhob sich gegen ihn, trat mit den Welfen in Verbindung, andere Fürsten schlossen sich an, und offen sprach man von der Erhebung des Brabanters zum Gegenkönig.

Da half ein außerordentlicher Glücksfall dem Kaiser aus der Verlegenheit und machte ihn binnen kurzem zum Herrn der Lage. Es war im Dezember 1192, daß König Richard Löwenherz von England auf der Rückkehr vom Kreuzzug in Wien gefangen wurde. Ohne Geleit war er nach Deutschland gekommen und hätte auch keines erhalten, da der Kaiser ihn als Verbündeten Tancreds für einen Reichsfeind hielt. Aber ihm blieb kein anderer Weg, da er wußte, daß der König von Frankreich die Normandie angreifen wollte und ihm schon auflauern ließ, falls er französischen Boden beträte. So war er bei Aquileja an Land gegangen und hatte in Verkleidung versucht, sich durchzuschleichen. Dabei hatte er in den kärntischen Alpen den Weg verfehlt und war, statt in das Gebiet des Bischofs von Salzburg, nach Österreich geraten, dessen Herzog er in Syrien bei einem Streit um die Quartiere schwer beleidigt hatte. Man sagte, er habe das österreichische Banner in die Gosse werfen lassen. Nun wurde er in Wien erkannt, gefangen, dem Herzog übergeben und von diesem nach einiger Zeit, während deren er auf der Burg Dürnstein an der Donau gesessen hatte, an den Kaiser verkauft. Heinrich ließ ihn auf den Trifels bringen, eröffnete gegen ihn den Prozeß als gegen einen Feind des Reiches und ließ die Klage erst fallen, als Richard sich zum Loskauf für teures Geld verstand.

Von England aus wurden sogleich alle Anstrengungen zur Befreiung des Gefangenen gemacht. Zunächst versuchte man, Kirche und Papst gegen den Kaiser ins Feld zu führen, der sich an einem Kreuzfahrer vergriffen habe. Auch in Deutschland regte sich die Empörung, besonders in kirchlichen Kreisen, und die Auflehnung der Fürsten griff zunächst noch weiter um sich. Heinrich aber parierte, indem er drohte, den Gefangenen an Frankreich auszuliefern, das ihm schon hohe Zahlungen dafür angeboten hatte. Dadurch nötigte er die Engländer, auf den Loskauf einzugehen, und die gegnerischen

Fürsten, sich ruhig zu verhalten. 150 000 Mark Silber verpflichtete sich das Inselreich binnen sechs Monaten zu zahlen, und da diese Summe zum Termin noch nicht ganz aufgebracht war, bequemte sich Richard aus freien Stücken, dem Kaiser als Vassall zu huldigen und sein Königreich von ihm zu Lehen zu nehmen. In Mainz zu Anfang Februar 1194 fand die Huldigung statt; dann durfte Richard heimkehren. Eine große Zahl vornehmer Engländer blieb als Bürgen in deutscher Haft.

Heinrich hatte zwei Ziele auf einmal erreicht. Die Empörung der Fürsten war friedlich unterdrückt, auch die Welfen hatten sich unterworfen. König Richard, der Schwager des Löwen, hatte selbst dazu helfen müssen. Staufer und Welfen waren längst äußerlich versöhnt, als der alte Löwe am 6. August 1195 starb. Wohl noch wichtiger als dieser Erfolg war das englische Lösegeld. Wieviel davon wirklich gezahlt worden ist, wissen wir nicht, aber daß sehr große Summen damals aus England nach Deutschland geflossen sind, steht fest. Mit diesen Geldern rüstete der Kaiser den erneuten Feldzug zur Eroberung des Königreichs, auf den seine Gedanken all die Zeit gerichtet waren. Kein Augenblick konnte günstiger dafür sein, denn im Februar 1194 war König Tancred gestorben, und sein Erbe, Wilhelm III., war noch ein Knabe.

Im Mai 1194 brach der Kaiser auf mit starkem Heer, während in den Kirchen für seinen Sieg gebetet wurde. Über Besançon und den Mont Cenis ging der Marsch. Ohne aufgehalten zu sein, gelangte man in den Kirchenstaat, den der Kaiser besetzen ließ. Es war, als räumten unsichtbare Hände die Hindernisse aus dem Weg. Freiwillig unterwarfen sich die Barone des Festlandes. Die es nicht taten, wurden in raschem Ansturm überwältigt. Gedeckt durch die Flotten von Genua und Pisa, vollzog das deutsche Heer den Übergang auf die Insel und schlug hier unter der Führung Marquards von Annweiler bei Catania das Heer der Verteidiger so vollständig, daß jeder Widerstand aufhörte.

Am 20. November hielt der Kaiser als Sieger seinen Einzug in die Hauptstadt Palermo, am Weihnachtstag ließ er sich krönen. Mit geringer Mühe war er Herr des schönsten Königreichs im Abendland geworden. Sein Sohn, Kaiser Friedrich II., hat später ein-

mal gesagt, der Gott der Juden hätte nicht so viel Wesens vom gelobten Land gemacht, hätte er sein sizilisches Reich gekannt. Es war nicht nur schön anzuschauen, dieses herrliche Land, vergoldet von der Sonne des Südens, umspült vom blauen Meer, es war auch ein reiches Land. Noch hatten die Spanier nicht aus diesen lachenden Fluren und gewerbefleißigen Städten die Heimat des Elends und Verbrechens gemacht. Palermo galt damals für die blühendste Stadt des Westens, in der ganzen Welt nur von Konstantinopel übertroffen. Wer die Bauten, die Kunstwerke der normännischen Periode Siziliens sieht, etwa die monumentalen Königsgräber in Palermo oder die Pracht des Doms von Monreale, wird das gerne glauben. Es gibt im ganzen Abendland nichts aus jener Zeit, was sich mit ihnen messen könnte. Was der üppig fruchtbare Boden der festländischen Teile, was der Gewerbefleiß und Geschäftssinn der Städte auf der Insel, am günstigsten Punkte der großen Weltverkehrsader, abwarf, das machte den König des Landes zum reichsten Herrscher der Christenheit. Eine zweckmäßige Verwaltung, im wesentlichen aus Römerzeiten herrührend, von den Arabern schonend erhalten, unter den Normannen gepflegt und ausgebaut, gab der Regierung ein Maß von Herrschaft über die Untertanen und einen Reichtum an Einnahmequellen, die man anderswo im Abendland nicht kannte.

Weit öffnete sich der politische Horizont einem Herrscher, der seinen Sitz in Palermo hatte. Nach Süden und Osten wandte sich sein Blick, zu den Küsten Nordafrikas, nach der Balkanhalbinsel, nach Konstantinopel und Jerusalem. Wie einst Karthagern und Römern, als sie Sizilien unterworfen, so schien auch jetzt wieder die Insel dem, der sie besaß, den Anspruch und die Möglichkeit der Herrschaft über das Mittelmeer und über die östlichen und westlichen Lande zu bieten. Wie oft hatten normännische Fürsten schon den Anlauf genommen zur Eroberung des griechischen Reiches! Kaum fünf Jahre war es her, daß der letzte dieser Kriege den Kaiser in Konstantinopel aufgeschreckt hatte. Wie einleuchtend war der Gedanke, daß auch die Frage des Kreuzzugs, die Rettung des Heiligen Landes, am leichtesten und sichersten mit den Mitteln des sizilischen Reiches gelöst werden könne, wenn es nur bei den Nachbarn Unterstützung statt

Widerstand fände! Schon Roger II. hatte solche Pläne gehegt und für sie geworben; jetzt gingen sie, gingen alle die weiten weltpolitischen Möglichkeiten, die sein Königreich bot, zugleich mit seiner Krone und allen ihren Machtmitteln als natürliches Erbteil auf den Gemahl seiner Tochter über, dem Deutschland und Italien schon gehorchten.

Heinrich VI. hat sein neues Königreich durchaus als eine Herrschaft der Deutschen gedacht. Als Genuesen und Pisaner sich meldeten und ihren Lohn forderten, die versprochenen Häfen, da herrschte er sie an: er gedenke nicht, sein Königreich mit ihnen zu teilen! Aber seinen deutschen Feldhauptleuten und Getreuen teilte er die Schätze des Landes aus. Die Güter, die den Gegnern gehört hatten, boten die Mittel, ihre Dienste zu belohnen. Groß war die Beute an Gold und Silber und kostbaren Seidenstoffen, die den Eroberern in die Hände fiel. Eine Verschwörung, die bald nach dem Sieg aufgedeckt wurde, gab Gelegenheit zu weiteren Bestrafungen und Beschlagnahmen. Die Witwe Tancreds mit ihren Kindern und den Häuptern ihrer Partei wurden als Staatsgefangene nach Deutschland gebracht und auf verschiedene Orte verteilt. Neben dem alten normännischen Adel aber nahmen jetzt Herren und Ritter aus Heer und Hof des Kaisers von den Lehen des Königreichs Besitz und gestalteten das Bild der Bevölkerung auf der Insel noch bunter, als es schon gewesen war: Araber und Griechen in Stadt und Land, lateinische Geistliche, französische Barone und nun auch noch Deutsche. Auf sie gedachte der Kaiser seine Herrschaft zu stützen und etwa noch auf die Bürgerschaft der großen Hafenstädte, denen jetzt endlich die Aussicht sich öffnete, selbsttätig am Welthandel teilzunehmen im Wettbewerb mit den großen Städten des Festlands, mit Pisa und Genua, von denen sie bisher lediglich ausgenutzt wurden.

Auch auf dem Festland wurde jetzt die deutsche Ordnung der Dinge klar und folgerichtig durchgeführt. An zahlreichen Stellen saßen schon seit Kaiser Friedrichs Zeiten deutsche Hauptleute mit ihren Truppen, im Herzogtum Spoleto gebot der Schwabe Konrad von Irslingen. Jetzt wurde auch Toskana zum Herzogtum erhoben und des Kaisers jüngstem Bruder, Philipp von Schwaben, verliehen. Die ganze Ostgrenze, von der Mündung des Po bis zum Monte Gargano, erhielt

Marquard von Annweiler als Herzog von Ravenna, Markgraf von Ancona, Graf der Abruzzen und Graf von Molise — ein Dienstmann von Geburt, den der Kaiser erst freilassen mußte, um ihm diese Würden geben zu können. Italien war der deutschen Herrschaft unterworfen wie noch nie.

Ende Juni 1195 war der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt, mit Sieg und Erfolgen gekrönt wie keiner seiner Vorgänger. Großes hatte er erreicht, aber nicht minder Großes trug er im Sinne. Das nächste war der Kreuzzug. Heinrich hatte ihn sich vorgenommen, teils um den Papst zu gewinnen, der allein noch unversöhnt grollte, teils um die orientalischen Pläne zu fördern, die für den Herrscher Siziliens so nahe lagen. Er hatte verkünden lassen, daß ein Heer von fünfzehnhundert Rittern und ebensovielen Knappen ein Jahr lang auf seine Kosten im Heiligen Lande kämpfen sollte. Da hatte auch Papst Cölestin nicht umhin gekonnt, den Gnadenschrein der Kirche zu öffnen und den Kreuzzug in Deutschland predigen zu lassen. Heinrich beteiligte sich nach seiner Rückkehr eifrig an der Werbung, und der Erfolg blieb nicht aus. Eine Schar von Fürsten, Herren und Rittern, so groß wie noch niemals früher in Deutschland, heftete sich das Kreuzeszeichen an. Daß der Kaiser selbst es längst heimlich trug, wußten nur wenige Eingeweihte. Die Welt sollte es erst erfahren, wenn seine anderen Entwürfe zur Reife kämen.

Im Mittelpunkt stand ein kühner Gedanke: die Königswahl sollte abgeschafft und das deutsche und römische Reich zum Erbreich erklärt werden, wie es Frankreich und England waren. Darüber verhandelte Heinrich mit den Fürsten vom Herbst 1195 bis in das nächste Frühjahr. Er bot ihnen als Preis ihrer Einwilligung die volle Erblichkeit ihrer Lehen in männlicher und weiblicher Linie und die immerwährende Vereinigung des Königreichs Sizilien mit dem römischen Reich. Die große Mehrzahl ließ sich gewinnen, ihrer zweiundfünfzig gaben ihm das gewünschte Versprechen. Nur eine kleine Minderheit widersprach, an der Spitze der Erzbischof von Köln, Adolf Graf von Altena. Sein Recht, den deutschen König in Aachen zu krönen, verlor das meiste an Bedeutung, wenn dieser König seine Würde von Geburt besaß und nicht erst durch Wahl und Krönung empfing.

Den Widerspruch des Erzbischofs zu besiegen, wußte Heinrich einen

Weg, der ebenso kühn war wie der ganze Plan. Er führte über Rom. Wenn es ihm gelang, den Papst für sein Vorhaben zu gewinnen, wenn Cölestin sich herbeiließ, selbst des Kaisers kleinen Sohn — er war am 26. Dezember 1194, einen Tag nach der Krönung zu Palermo, geboren und trug den Namen des Großvaters Friedrich — zum Erbkönig und künftigen Kaiser zu salben und zu krönen, dann mußte jeder Widerspruch verstummen. Dann war das Ziel erreicht: Deutschland, Italien, Rom und Sizilien waren vereint im erblichen Besitz des staufischen Geschlechts.

Um dies zu bewirken, erschien Heinrich im Sommer 1196 zum drittenmal in Italien. Schon unterwegs hatte er die Verhandlungen mit Cölestin aufgenommen, aber sie wollten nicht glücken. Vier Wochen lag der Kaiser im Herbst vor den Toren Roms, das er nicht betreten konnte, da der Papst ihn zu empfangen sich weigerte und auch die Stadt ihm nicht wohlgesinnt war. Er wünschte die endgültige und volle Verständigung mit der Kirche, die schon sein Vater erstrebt, aber nicht erreicht hatte, und die auch für ihn unentbehrlich war, wenn er seiner Kronen sicher sein sollte. Wer Italien dauernd beherrschen wollte, mußte nun einmal den Papst für sich haben; das wußte auch Heinrich. Was er bot, war nicht wenig; aber was er forderte, war noch mehr. Gegen Überlassung der besten Pfründen im ganzen Reich an Papst und Kardinäle sollte die Kirche zugunsten des Reichs auf alle weltliche Herrschaft verzichten. Der Gedanke hätte in weiten Kreisen, die an der zunehmenden Verweltlichung der Kirche Anstoß nahmen, lebhaften Beifall gefunden, auch beim Klerus, und gerade in seinem besten Teil. In Rom ging man nicht darauf ein. Da entschloß sich Heinrich, einem Winke folgend, der ihm aus der Umgebung des Papstes zukam, zum Äußersten zu schreiten. Er erbot sich, die Kaiserkrone vom Papste zu Lehen zu nehmen. In Gestalt einer goldenen Kugel sollte ihm sein Kaisertum von der Hand Cölestins aufs neue übertragen werden.

Es wäre die förmliche Anerkennung dessen gewesen, was die Kirche seit zwei Menschenaltern behauptet und Friedrich I. entrüstet zurückgewiesen hatte: daß Kaiserwürde und Kaiserreich Lehen der römischen Kirche seien. Aber es lag auf der Hand, daß der Papst durch diese Anerkennung seines Anspruchs nichts gewann. Wenn es in Italien

nur einen Herrscher gab, den deutschen Kaiser, hatte auch die römische Kirche ihre Unabhängigkeit verloren, und es machte keinen Unterschied, ob dieser Kaiser nach formalem Recht ihr Lehensmann war oder nicht. Dem Drucke seiner Hand konnte sie sich in keinem Fall entziehen, nur daß auch für die Zukunft jede Aussicht auf Befreiung schwand, wenn dieser Zustand von der Kirche selbst durch Belehnung des Kaisers für rechtmäßig und bleibend erklärt wurde. Es wäre die freiwillige Unterwerfung des Papstes unter die kaiserliche Übermacht gewesen, und sie hätte sich, einmal vollzogen, kaum wieder rückgängig machen lassen. Cölestin III., der Neunzigjährige, hatte die Standhaftigkeit, ganz auf sich allein angewiesen, ohne Aussicht auf Hilfe und Befreiung, den Antrag des Kaisers abzulehnen. Tief enttäuscht und erzürnt mußte Heinrich davonziehen, die Aussöhnung mit der Kirche einer besseren Gelegenheit überlassend.

Er begab sich nach Sizilien und betrieb mit Eifer die Rüstung für den Kreuzzug, der von den apulischen und sizilischen Häfen seinen Ausgang nehmen sollte. Besseren Erfolg als irgend früher versprach diesmal das Unternehmen. Die Lage war günstiger denn je, da die Macht der Türken durch den Bruderzwist unter den Erben Saladins gebrochen war. Wie stark die neue Weltmacht des deutschen Kaisers in die Ferne wirkte, war schon hervorgetreten. Zwei Herrscher des Ostens, der französische Fürst von Zypern, Amalrich von Lusignan, und der einheimische Fürst Leo von Kleinarmenien (am Meerbusen von Alexandrette), hatten sich dem Kaiser genähert, um den Schutz des Reiches nachgesucht und sich erboten, von ihm die Königskrone zu empfangen. Sogar Kaiser Isaak von Konstantinopel hatte sich bequemt, ein Bündnis mit Heinrich zu schließen und Schiffe und Geld zum Kreuzzug beizusteuern. Das deutsche Kaisertum übernahm tatsächlich und weithin sichtbar die Führung der Staatenwelt.

Im Frühling 1197 erschienen die ersten kaiserlichen Kreuzfahrer in Sizilien. Sie kamen gerade zu rechter Zeit, um ihren Herrn aus ernster Gefahr zu befreien. Eine weitverzweigte Verschwörung unter den normännischen Baronen hatte sich gebildet, deren Fäden bis nach Rom liefen, um die sogar die Kaiserin Konstanze, ganz Sizilianerin und den deutschen Rittern ihres Gemahls bitterfeind, gewußt haben soll. Es war auf das Leben des Kaisers abgesehen. Aber

der Anschlag wurde entdeckt, und Heinrich konnte sich vor dem ausbrechenden Aufstand nach Messina flüchten, wo die Bürgerschaft ihm ergeben war. Das übrige besorgten die Ritter und Knappen des Kreuzheeres. Unter der Führung Marquards von Annweiler und des Reichsmarschalls Heinrich von Kalden schlugen sie den Aufstand blutig nieder. Heinrich zeigte sich diesmal von seiner härtesten Seite. Unter gräßlichen Martern, die auch seiner deutschen Umgebung zu viel waren, ließ er die Schuldigen teils hinrichten, teils blenden und verstümmeln. Die Kaiserin zwang er, dem Schauspiel beizuwohnen. Durch den Schrecken wollte er seinen Thron befestigen. So glaubte er sich Ruhe und Sicherheit verschafft zu haben.

Während des Frühlings und Sommers hatten sich die Teilnehmer des Kreuzzugs in den unteritalischen Häfen nach und nach eingefunden und waren auf des Kaisers Schiffen staffelweise nach Syrien hinübergefahren. Man sah unter ihnen die Herzoge von Österreich, Kärnten und Brabant, den Landgrafen von Thüringen, die Markgrafen von Landsberg und von Meißen, über zwanzig Grafen und eine große Zahl von Freiherrn und Rittern. Von Geistlichen zogen mit die Erzbischöfe von Mainz und von Bremen, neun Bischöfe, vier Äbte und zwei Dompröpste. Besondere Bedeutung hatte es, daß auch das nunmehrige Haupt des Welfenhauses, Heinrich von Braunschweig, der älteste Sohn des Löwen, seit 1194 Gemahl einer Base des Kaisers und zum Pfalzgrafen am Rhein erhoben, am Zuge teilnahm. Den Kern des Heeres bildeten die etwa sechstausend Mann, die der Kaiser geworben hatte. Sie standen unter dem Befehl des Reichsmarschalls Heinrich von Kalden, während die politische Führung bei dem Reichskanzler und Bischof von Hildesheim, Konrad von Querfurt, lag. Dieser krönte auch unterwegs den Fürsten von Zypern zum König.

Die Stärke des deutschen Kreuzheeres schien den Erfolg zu verbürgen. In wenigen Wochen war die ganze syrische Küste den Türken abgenommen. Schon konnte man an die Eroberung Jerusalems denken. Einstweilen wurde auf den eben erledigten Thron des Königreichs der neue deutsche Vassall, Amalrich von Zypern, erhoben. So ließ sich alles aufs günstigste an, und es winkte der höchste Lohn: wenn es gelang, Jerusalem durch deutsche Kraft zu befreien, der

Kirche die wiedergewonnenen heiligen Stätten darzubringen, so war der Orient dem deutschen Einfluß unterworfen, und auch der Papst konnte dem Kaiser, der so viel für ihn getan, die endgültige Versöhnung und die Erfüllung seiner Wünsche nicht länger verweigern.

Es sollte anders kommen. Ein blindes Schicksal hat das Kaisertum in dem Augenblick, da es die Schwelle der Vollendung zu überschreiten im Begriffe war, in den Abgrund hinabgestürzt, aus dem es sich nicht mehr zu erheben vermochte.

Während seine Truppen gen Osten segelten, lag der Kaiser krank in Messina. Er soll sich auf der Jagd in den Wäldern von Linari erkältet haben, wo nach heißen Tagen die Nächte starke Abkühlung brachten. Zu Anfang des August hatte die Krankheit begonnen, die nichts anderes gewesen sein wird als der Unterleibstyphus. Gegen Ende September wurde es besser, die Rückkehr nach Palermo wurde beschlossen. Aber ehe sie ausgeführt werden konnte, brachte ein Rückfall, wie meist bei diesem Leiden, das Ende. Am 28. September 1197 starb Kaiser Heinrich VI.

Sein Tod bedeutete den Zusammenbruch seines Werkes. Schon die Nachfolge war unsicher. Wohl hatten die Fürsten, nachdem der Plan des Erbreichs fallen gelassen war, einhellig den kleinen Friedrich zum König gewählt. Aber er war noch nicht gekrönt, sein Königtum also nicht unanfechtbar, und er war ein Kind, erst zwei Jahre und neun Monate alt. Wer traute sich zu, dem Knaben sein Recht zu wahren? Marquard von Annweiler, der dazu am ehesten der Mann gewesen wäre, war gelähmt durch die Feindschaft der Kaiserin, die den Haß der sizilischen Barone gegen den fremden Emporkömmling teilte, und er sah sich von Machtmitteln entblößt, da der Kaiser alle verfügbaren Truppen auf den Kreuzzug geschickt hatte. Überall in Italien war der Stoff zum Aufstand angehäuft. In der Lombardei bekämpften sich die Parteien, und der Kaiser hatte sie gewähren lassen, ohne seine Autorität geltend zu machen. Das straffe Regiment, das er in Toskana und ganz Mittelitalien geübt, hatte hier die Neigung zum Widerstand vollends geweckt. Dazu die unverhüllte Gegnerschaft der römischen Kirche, die ihm den Friedenschluß verweigert und seine Regierung im sizilischen Königreich niemals anerkannt hatte. Es war vorauszusehen, daß sie sich an die

Spitze der Gegner stellen und die Zerstörung der kaiserlichen Großmacht in die Hand nehmen würde, wenn es nicht gelänge, sie zu versöhnen. Dies freilich war nur um hohen Preis zu erhoffen. Man mußte sich dazu verstehen, die Ansprüche des Papstes zu befriedigen, und das bedeutete den Verzicht auf die großen Erfolge, die Heinrichs Regierung gebracht, und vollends auf die großen Entwürfe, die sie gezeitigt hatte. Aber es war der einzige Weg, auf dem es vielleicht noch möglich war, dem Sohn des Kaisers die väterlichen Kronen von Rom und Sizilien zu retten. Mit der Geistesklarheit, die ihm stets eigen war, hatte Heinrich im Angesicht des Todes diesen Weg gewiesen. Sein Testament verordnete, Konstanze und Friedrich sollten dem Papst für Sizilien huldigen, wie ihre normännischen Vorfahren gehuldigt hatten; der Kirchenstaat sollte dem Papst zurückgegeben, das Mathildische Land ihm ausgeliefert, seine Oberhoheit für Ravenna und Ancona von Marquard anerkannt werden.

Dazu ist es nicht mehr gekommen. Allzurasch wurde auch des Kaisers letzter Wille von den sich überstürzenden Wogen der Ereignisse hinweggespült. Einem Zufall nur verdanken wir es, daß wir ihn kennen, und daß wir wissen, wie klar Heinrich VI. selbst erkannt hat, sein Lebenswerk könne in der Form, wie er es geschaffen, seinen Tod nicht überdauern. Er wird gehofft haben, wenn es gelänge, wenigstens den Kern in bescheidenerer Gestalt zu erhalten, daß dann sein Sohn in späteren Jahren das Werk des Vaters wieder herstellen werde. Aber auch das hat sich als unmöglich erwiesen. Das deutsche Kaisertum ist mit Heinrich VI. zugleich ins Grab gestiegen und nicht wieder zu dauerndem Leben auferstanden.

In Deutschland hat man das hier und da sogleich geahnt. Als die Nachricht vom Tode des Kaisers sich verbreitete, da hieß es, im Moselland sei Dietrich von Bern, auf schwarzem Rosse reitend, den Leuten erschienen und habe dem ganzen römischen Reich Unheil verkündet. Einige Jahre später, als die Prophezeiung sich erfüllt hatte, schrieb ein Mönch im Kloster St. Blasien im Schwarzwald die Geschichte dieser Zeiten. Und als er an den Tod des Kaisers kam, da überwältigte ihn der Schmerz, daß er ihm, ganz gegen die Gewohnheiten von seinesgleichen, in leidenschaftlichen Worten Luft machte: »Dieses Kaisers Tod möge den Deutschen auf ewig beklagenswert sein. Denn

er machte sie groß mit den Schätzen der anderen Länder, er jagte den Schrecken vor ihrer kriegerischen Kraft allen umwohnenden Völkern ein und zeigte, daß die Deutschen den anderen doch überlegen sind.«

So haftete das Bild der Regierung Heinrichs VI. im Gedächtnis der Zeitgenossen. Wenn so schon ein Klosterbruder sprechen konnte, wie mögen die Ritter gedacht haben? Es war ein kurzer Augenblick des Triumphs gewesen, ein Augenblick, in dem man als Deutscher das höchste Glück genießen durfte, sich der eigenen Kraft bewußt zu werden; ein kurzer Augenblick des Sonnenglanzes, dem Nacht und Finsternis auf dem Fuße folgten.

Sturz und Untergang

Kaum hatte Heinrich VI. die Augen geschlossen, so brach der Bau, den er aufgeführt hatte, in allen Teilen krachend zusammen. Es war, als wenn man aus einem Gewölbe den Schlußstein entfernt hätte.

Den Anfang machte Sizilien. Eine sofortige Erhebung der normännischen Barone, an deren Spitze die Kaiserin trat, vertrieb Marquard und die übrigen Deutschen von der Insel. Konstanze selbst nahm die Regierung für ihren Sohn in die Hand. Um sich zu halten, suchte sie Unterstützung beim Papst, und um diesen zu gewinnen, gestand sie nicht nur die Huldigung nach alter Art zu, sie opferte nach einigem Sträuben auch das große Vorrecht der normännischen Könige, die Selbständigkeit der sizilischen Landeskirche. Es ist ihre einzige größere Tat geblieben. Nach etwas mehr als einem Jahr, im November 1198, folgte sie ihrem Gemahl ins frühe Grab. Es begann jetzt ein jahrelanger Kampf der Parteien um die Regierung des Landes und die Person des kleinen Friedrich. Dem Papst als dem Lehensherrn des Reiches stand die Vormundschaft zu, aber er hatte Mühe, sie auszuüben. Die Deutschen kehrten zurück und rangen mit den Einheimischen in wechselvollen Kämpfen. Als ihr Führer Marquard im Jahre 1202 gestorben war, traten andere Bewerber und Widerstände auf, bis endlich nach weiteren vier Jahren der Papst gesiegt hatte und seine Regentschaft überall anerkannt sah. Sizilien wurde wieder päpstliches Lehensreich, mehr als es je gewesen war. König Friedrich, der Sohn und Enkel deutscher Kaiser, war nichts weiter als ein Schützling und Werkzeug des Papstes, der den kaum Vierzehnjährigen im Jahre 1208 mit Konstanze, der Tochter eines anderen päpstlichen Vasallen, des Königs von Aragon, verheiratete. Die Verbindung Siziliens mit dem deutschen Reich war so vollständig zerrissen, als hätte Heinrich VI. nie gelebt.

Wenig später als auf der Insel war der Aufstand auf dem Fest-

land ausgebrochen. Im Herzogtum Spoleto, in Toskana erhob man sich und schüttelte die deutsche Verwaltung ab. Herzog Philipp von Schwaben mußte eilends nach Deutschland flüchten, und auch Konrad von Irslingen konnte sich nicht behaupten. Schon hier war die Hand des größten Gegners sichtbar geworden. Unter Führung des Papstes verbanden sich am 11. November 1197 die Städte Toskanas, in Zukunft keinen Herrscher und keinen Beamten anzuerkennen, außer mit Zustimmung der römischen Kirche.

Das war noch unter dem alten Cölestin geschehen. Zu gewaltiger Flamme loderte der Kampf erst auf, als Cölestin starb und am 8. Januar 1198 der jugendliche Innozenz III. den Stuhl Petri bestieg. Sein Werk vor allem ist es gewesen, wenn in den folgenden Jahren die Macht des deutschen Kaisertums für immer ein Ende fand. Man darf mit Recht fragen, ob es sich nicht auch von diesem Fall wieder erhoben haben würde, wäre ihm nicht in der Person des größten aller Päpste ein Gegner gegenübergetreten, der nicht zu besiegen war.

Lothar von Segni, der sich Innozenz III. nannte, war erst siebenunddreißig Jahre alt und von vornehmer Abstammung. Sein Geschlecht beherrschte die Gegend der Volsker Berge und nannte sich Grafen von Segni oder schlechtweg »die Grafen«, Conti. Mit allen Vorzügen äußerer Erscheinung verband er eine ausgezeichnete Bildung, gründliche Gelehrsamkeit in Rechtswissenschaft und Theologie, glänzende Gaben als Redner und Schriftsteller, einen scharfen und klaren Verstand, große Weltklugheit, gewinnende Art und vor allem einen unbesiegbaren Willen, der vor keinem Entschluß, keinem Hindernis zurückscheute und auch in der größten Gefahr nie den Mut verlor. Von seinem Amt und dessen Rechten dachte er höher als alle seine Vorgänger. Nicht Stellvertreter Petri, Stellvertreter Gottes auf Erden wollte er sein, »gesetzt über Völker und Königreiche, auszureißen und zu zerstören, zu zerstreuen und zu verwerfen, zu bauen und zu pflanzen«. Sein Fürstentum umfaßt die ganze Erde, Hoherpriester ist er und König zugleich, »weniger als Gott, mehr als ein Mensch«.

Mit einer solchen Auffassung der päpstlichen Würde vertrug sich kein selbständiges Kaisertum und keine weltliche Vormacht in Italien.

Den Kaiser zum Lehensträger und Werkzeug der Kirche herabzudrücken, sich selbst aber die Führung und Vorherrschaft in Italien zu erringen, war denn auch sein Ziel. Kein Augenblick konnte dazu günstiger sein, und Innozenz war der Mann, ihn auszunützen. Den Aufstand gegen die deutsche Herrschaft fachte er an und breitete ihn überall hin aus mit wilden, leidenschaftlichen Kundgebungen, in denen er die Deutschen als rohe, gewalttätige Barbaren schilderte und Italien zur Befreiung von ihrem drückenden Joch aufrief. Die Freiheit, wie er sie verstand, war freilich nichts anderes als seine eigene Herrschaft. Auf alte Urkunden und Berichte aus der Zeit Karls des Großen griff er zurück und forderte die Einverleibung von ganz Mittelitalien in den Kirchenstaat. Er erreichte auch, daß das Herzogtum Spoleto, die Romagna und die Mark Ancona sich ihm wirklich unterwarfen. Nur bei den Städten Toskanas stieß er mit seinen Ansprüchen auf Widerstand. Auch so hatte er dem Kirchenstaat eine Ausdehnung gegeben, die es ihm möglich machte, zwischen dem Kaisertum im Norden und dem Königreich Sizilien im Süden das Gleichgewicht zu erhalten und dadurch die Führung in der italienischen Politik zu behaupten.

So um sich zu greifen, war dem Papst nur möglich gewesen, weil die Rechte des Reiches in Italien unverteidigt blieben. Von Deutschland aus geschah gar nichts, sie zu schützen. Dort war schon bald nach des Kaisers Tod eine Spaltung unter den Fürsten aufgetreten. Eine Minderheit von ihnen, geführt von dem alten Gegner Heinrichs VI., Erzbischof Adolf von Köln, erkannte das Königtum Friedrichs von Sizilien trotz rechtmäßig erfolgter Wahl nicht an und erstrebte die Erhebung eines anderen Königs. Das bewog wiederum die Anhänger des staufischen Hauses, das Kind Friedrich, das ihnen im Augenblick nichts nützen konnte, ebenfalls aufzugeben und des Kaisers jüngsten Bruder, Herzog Philipp von Schwaben, zum König zu machen. In Mühlhausen in Thüringen fand zu Anfang März 1198 die Wahl statt. Ein noch junger Mann, durch Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, aber ohne erkennbare Herrschergaben, trat damit das Erbe des gewaltigen, harten Kaisers an.

Jetzt fanden auch die Gegner den König, den sie brauchten. Es war Otto, der jüngste, noch nicht zwanzigjährige Sohn Heinrichs

des Löwen. Man hätte gewiß den ältesten, Heinrich den Pfalzgrafen, vorgezogen, wäre er nicht auf dem Kreuzzug unerreichbar und seine Rückkehr ungewiß gewesen. Das war bedauerlich, denn Heinrich war wenigstens ein deutscher Fürst, Otto aber war in Deutschland völlig fremd. Am Hofe seines mütterlichen Oheims Richard Löwenherz aufgewachsen, war er von diesem zum Grafen von Poitou und Herzog von Aquitanien ernannt worden, hatte an den Kämpfen des englischen Königs in Südfrankreich teilgenommen und fühlte sich wohl selbst als Südfranzose. Dem Engländer lag alles an seiner Wahl, er wünschte sich einen deutschen König und Kaiser, auf dessen Unterstützung er im Kriege gegen Frankreich zählen konnte. Darum ließ er eifrig für den Neffen werben und — zahlen. Englisches Geld vornehmlich bewirkte, daß eine kleine Gruppe von Fürsten, Grafen und Herren aus Westfalen, vom Niederrhein und aus den Niederlanden zu Anfang Juni 1198 Otto von Poitou zum König wählte.

Zum erstenmal, seit ein deutsches Reich bestand, hatte es eine zwiespältige Königswahl gegeben. Sie wäre nicht möglich gewesen, hätte nicht das Welfenhaus in stiller Gegnerschaft, heimlich nach Rache und Wiederherstellung seiner früheren Macht begehrend, und doch ohnmächtig, sie sich selbst zu verschaffen, den Staufern gegenübergestanden. Daß ein Welfe sich dazu hergab, den Gegenkönig zu spielen, machte erst die Doppelwahl möglich, und daß er auf die Hilfe des Oheims angewiesen war, verpflanzte den Krieg zwischen England und Frankreich auf deutschen Boden. Allzuschnell hatten sich die Dinge ins Gegenteil verkehrt: das deutsche Königtum, eben noch die führende Macht des Abendlands, war über Nacht zur willenlosen Figur geworden, die die Nachbarn nach ihren Bedürfnissen auf dem politischen Schachbrett Europas hin- und herschoben. Darin enthüllt sich schon das tiefe Verhängnis, das diese Doppelwahl über Reich und Nation gebracht hat.

Alsbald entbrannte nun der Bürgerkrieg, der Deutschland während der nächsten zwei Jahrzehnte mit kurzen Unterbrechungen spalten und lähmen sollte. Anfangs hielten die Parteien einander ungefähr die Waage. Philipp hatte die zahlreichere Anhängerschaft und verfügte über den Schatz Heinrichs VI. und über die reichen

staufischen Hausgüter. Er fand auch im Ausland Rückhalt beim König von Frankreich. Aber den Gegner rasch zu überwältigen vermochte er doch nicht. Da starb am 6. April 1199 Richard Löwenherz, und sein Nachfolger, Johann ohne Land, tat zunächst nichts mehr für den Neffen in Deutschland. Otto geriet mehr und mehr in Bedrängnis, sogar die eigenen Anhänger wurden unsicher. Er wäre versunken, wäre ihm nicht Hilfe vom Papst gekommen.

Innozenz III. hatte anfangs gleichgültig dem deutschen Thronstreit zugesehen, der ihm so gelegen kam, da er ihm in Italien freie Hand ließ. Ihm konnte es nur erwünscht sein, wenn dieser Zustand recht lange dauerte. Den Sieg des Staufers konnte er unter keinen Umständen wünschen. Darum, als Otto zu unterliegen drohte, sprang er ihm bei. Freilich ließ er sich seine Hilfe mit Wucherzinsen bezahlen. Er forderte die Anerkennung der Eroberungen, die er soeben für den Kirchenstaat auf Kosten des Reichs gemacht hatte, dazu den Verzicht auf das Mathildische Land. Er forderte weiter, daß Otto seine Beziehungen zu den lombardischen und toskanischen Städten dem Gutdünken des Papstes unterwerfe, dem Papst in italischen Kriegen zu Hilfe komme und nach seinen Weisungen mit Frankreich Frieden schließe. Das bedeutete nichts anderes, als daß das deutsche Kaisertum aufhörte, eine selbständige Macht zu sein. Es sollte sich dazu bequemen, in allen italischen und den wichtigsten europäischen Angelegenheiten ein Werkzeug der römischen Kirche zu werden.

Otto hat wohl gefühlt, was ihm zugemutet wurde. Ein volles Jahr hat er sich gesträubt, sich so weit zu erniedrigen. Erst als die Not am höchsten stieg und das Wasser ihm an der Kehle stand, hat er sich gebeugt und zu Neuß am 8. Juni 1201 die Urkunde ausstellen lassen, die Innozenz ihm vorschrieb. Daraufhin verkündigte ein Kardinallegat, daß der Papst ihn bestätigt habe, und befahl jedermann bei Strafe des Ausschlusses aus der Kirche, Otto als dem rechtmäßigen König zu gehorchen.

Seit den Tagen Gregors VII. und Heinrichs IV. hatte kein Papst sich einen solchen Eingriff in deutsche Angelegenheiten erlaubt. Entrüsteten Protest legte die staufische Partei dagegen ein, daß ein Kardinal in Sachen der deutschen Königswahl als Richter auftrete. Aber Innozenz hatte die Antwort bereit. Die deutschen Fürsten, so schrieb

er, wählen den römischen Kaiser, den der Papst krönen soll. Man könne von ihm nicht verlangen, daß er blindlings jeden kröne, der ihm vorgestellt werde; denn es könnte auch ein Unwürdiger sein. Also müsse die Person des Gewählten von der Kirche geprüft werden, und erst ihre Bestätigung mache die Wahl rechtskräftig. Auch sei das Kaisertum ehemals durch die Kirche und um der Kirche willen von den Griechen auf die Franken und die Deutschen übertragen worden. Mithin sei die deutsche Kaiserwahl ebenso dem Ursprung wie dem Zwecke nach eine Angelegenheit der Kirche, und dem Papst stehe es zu, in strittigen Fällen zu entscheiden.

Wenn das Eingreifen des Papstes dem Welfen zur allgemeinen Anerkennung verhelfen sollte, so war es vergeblich. Es hat ihm keinen merkbaren Zuwachs gebracht, dagegen machte die Sache Philipps unleugbare Fortschritte. Drei Jahre etwa schwankte die Waage noch, dann wurde es klar, daß Otto unterliegen müsse. Seine nächsten Anhänger ließen ihn, einer nach dem andern, im Stich und gingen zu Philipp über. Den Anfang machte sein eigener Bruder, Pfalzgraf Heinrich, der im Jahre 1204 mit dem Staufer Frieden schloß und sich ihm unterwarf. Es folgten der Landgraf von Thüringen und der Herzog von Böhmen. Schließlich trat sogar der Urheber des ganzen Streites, Adolf von Köln, zu Philipp über, als dieser einwilligte, sich von ihm nochmals krönen zu lassen. Das geschah zu Aachen im Januar 1205. Im folgenden Jahr erlitt Otto bei Wassenberg (an der Roer) eine entscheidende Niederlage, sein Heer wurde vernichtet, und nur mit Mühe entging er selbst der Gefangennahme. Mit ihm war es aus.

Die Ursache hierfür lag in dem Verlauf des Krieges zwischen England und Frankreich, der im Jahr 1203 wieder ausgebrochen war. Als Johann ohne Land dort vollständig den kürzeren zog und im Jahre 1204 die ganze Normandie verlor, war zugleich das Schicksal seines Neffen entschieden. Auch Innozenz III. wandte sich langsam von ihm ab. Er war mit dem König von England in schweren kirchenpolitischen Streit geraten, in dessen Verlauf er über England sogar das Interdikt verhängte. Da wurde ihm denn die machtlose englische Kreatur in Deutschland immer gleichgültiger. Statt dessen suchte er nun mit Philipp zur Verständigung zu gelangen. Es war

gewiß kein leichter Entschluß, denn Philipp verweigerte das, worauf es ihm vor allem ankam, die Anerkennung des vergrößerten Kirchenstaates. Aber was blieb ihm sonst übrig? Hin und her gingen die Boten, im Sommer 1208 war man einig. Ein Neffe des Papstes sollte eine Tochter des Königs heiraten und die Provinzen, die Innozenz dem Reich geraubt hatte, vom Kaiser zu Lehen erhalten. Schon waren zwei Kardinäle unterwegs nach Deutschland, um die Aussöhnung zu vollziehen. Da kam die Nachricht, daß Philipp am 21. Juni 1208 in Bamberg vom bayrischen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach aus persönlicher Rache ermordet sei.

Innozenz atmete auf, die Gefahr war vorüber, und was er weiter aus Deutschland hörte, war vollends dazu angetan, ihn zu befriedigen. Schon im September wählte eine starke Gruppe von Fürsten der staufischen Partei Otto zu ihrem König, andere folgten. Die Dienstmannen des Reiches, die zu Philipp gehalten hatten, seine eigene Umgebung, seine vertrauten Werkzeuge traten in Scharen zum Welfen über, lieferten ihm die Burgen des Reiches aus und huldigten ihm. An ihrer Spitze standen der Reichskanzler Konrad von Scharfenberg, Bischof von Speyer und Metz, und Heinrich von Kalden, der Reichsmarschall. Dieser war der Waffenmeister Philipps wie auch seiner Brüder gewesen und hatte die Pflicht auf sich genommen, den Ermordeten zu rächen. Dem flüchtenden Mörder nachsetzend, ereilte er ihn in einer Scheune nicht weit von Regensburg und erschlug ihn. Dann trat er in die Dienste Ottos. Es ist unverkennbar: der Gedanke des Reiches, des deutschen Kaisertums beherrschte diese Kreise. Dem staufischen Hause halten sie die Treue bis zum Äußersten, aber höher noch steht ihnen das Reich. Gibt es in Deutschland keinen Staufer mehr, kommt auch der Knabe auf dem Thron in Palermo nicht in Frage, so lebt das Reich doch weiter, und der gegebene König und Erbe ist dann der Welfe. So konnte Deutschland wieder geeint, seine Macht wieder hergestellt werden.

In wenigen Monaten war Otto im ganzen Lande anerkannt. Er zeigte auch jedes erwünschte Entgegenkommen, ließ sich im November 1208 nochmals wählen und verlobte sich, um die Aussöhnung zu besiegeln, mit einer Tochter Philipps von Schwaben.

Niemand konnte froher sein als Papst Innozenz. Auch ihm gegen-

über ließ der neue König es nicht an Versicherungen der Ergebenheit und des Dankes fehlen. Das Versprechen, das er vor sieben Jahren in Neuß ausgestellt hatte, wiederholte er am 22. März 1209 und fügte noch etwas Großes hinzu: er verzichtete für alle Zeit auf jeden Einfluß bei der Besetzung der Bistümer und Abteien des Reiches. Innozenz jubelte: »Wir haben den Mann nach unserem Herzen gefunden.« Er zögerte nicht, Otto zu bestätigen, und lud ihn zur Kaiserkrönung nach Rom.

Im August 1209 zog Otto über die Alpen. Wenige Fürsten begleiteten ihn, aber sein Heer muß dennoch stark gewesen sein. Die staufische Dienstmannschaft wird es in der Hauptsache gestellt haben. Der Empfang in Italien war so gut wie nur möglich. Die kaiserlose Zeit hatte dem Lande die Schrecken des Bürgerkrieges so deutlich zu fühlen gegeben, daß man dem neuen Herrscher allerorten willig entgegenkam. Die Truppen der oberitalischen Städte schlossen sich an, als er ohne Aufenthalt den Marsch nach Rom fortsetzte. Zugleich ließ er überall die Rechte des Kaisers wieder geltend machen. Die Tage Friedrichs I. und Heinrichs VI. schienen wiedergekommen zu sein. Ein alter Anhänger des staufischen Hauses, Patriarch Wolfger von Aquileja, der Gönner und Brotherr Walters von der Vogelweide, trat im Lande als Reichsvikar auf, nahm Huldigungen entgegen, forderte Abgaben ein. Er kehrte sich auch nicht an die neuen Grenzen des Kirchenstaates, behandelte die Romagna als Reichsgebiet, als hätte Otto nie den doppelten Verzicht ausgestellt.

Mit Besorgnis sah Innozenz diesem Treiben zu. Als Otto sich Rom näherte, ging er ihm entgegen. In Viterbo, drei Tagereisen nördlich von Rom, trafen sie sich. Innozenz mahnte, legte die Urkunde von 1201 und ihre jüngste Wiederholung vor. Otto aber erwiderte, das sei alles für ihn als König nicht verbindlich; es handle sich um Rechte des Reiches, und über solche könne ein König nicht verfügen ohne Zustimmung der Fürsten. Der Einwand war treffend; Innozenz hatte das Geschäft beidemal im tiefsten Geheimnis ohne alle Zeugen betrieben, und so war es in der Tat nicht rechtskräftig. Der kluge Papst war von dem jungen Welfen, den ein zeitgenössischer Chronist, Abt Burchard von Ursberg, »dumm und hochmütig« nennt, vollständig überlistet worden.

Was sollte er nun tun? Die Kaiserkrönung verweigern, den Kampf um die eroberten Provinzen eröffnen? Innozenz traute es sich nicht zu, es war wohl auch in der Tat nicht möglich. So machte er gute Miene zum bösen Spiel und krönte Otto am 4. Oktober 1209 in St. Peter zum römischen Kaiser. Es mochte ihm zur Genugtuung dienen, daß er dem Zeremoniell eine neue Form gegeben hatte, die keinen Zweifel daran lassen sollte, daß der Kaiser des Papstes Vassall sei und das Reich von der Kirche empfange. In Wirklichkeit war Innozenz zunächst in der Hand seines Vassallen. Er schwieg und wartete ab. Zu einer Verständigung über die Streitpunkte ist es nicht gekommen.

Ein Jahr dauerte dieser unklare und unbehagliche Zustand. Im ganzen früheren Umfang kaiserlicher Hoheit trat Otto als Herrscher auf, richtete, setzte ein und ab, erhob Steuern, wie es die Staufer getan hatten. Es sah aus wie die Wiederherstellung des staufischen Kaisertums in der Hand eines Welfen. Innozenz mußte es geschehen lassen; auf die geheimen Verzichturkunden Ottos konnte er sich öffentlich nicht berufen, sie hätten ihn in zu schlechtes Licht gesetzt.

Da bot ihm der Kaiser eine Blöße, indem er ihm zugleich eine Herausforderung entgegenschleuderte, die der Papst aufnehmen mußte. Schon seit einiger Zeit war es bemerkbar, daß Otto sich nicht auf das kaiserliche Italien beschränken werde: er zielte bereits auf das Königreich Sizilien. Innozenz hatte ihm jeden Angriff auf dieses Eigentum der Kirche untersagt. Aber Otto kehrte sich nicht daran: im November 1210 überschritt er mit seinem Heer die Grenze des Königreichs. Er wurde mit offenen Armen aufgenommen, die Barone des Festlands unterwarfen sich ihm. Im Laufe von zehn Monaten hatte er sich hier zum Herrn gemacht. Auch auf der Insel erhob sich ein Aufstand der arabischen Bevölkerung. Otto wartete nur noch darauf, daß die Flotte von Pisa, mit dem er die alten staufischen Eroberungsverträge erneuert hatte, die sizilische Flotte vernichte, um den Übergang auf die Insel auszuführen. In den Bürgerkriegen der letzten dreizehn Jahre war die Rüstung des Königreichs zu Land und zu Wasser verfallen, es stand dem vereinten Angriff der Deutschen und Italier wehrlos gegenüber. Am Hof zu Palermo gab

man das Spiel verloren, und Friedrich II. soll schon alle Vorbereitungen zur Flucht nach Tunis getroffen haben.

So standen die Dinge im August 1211. Jeden Augenblick durfte man erwarten, zu erfahren, daß Kaiser Otto auf dem Boden Siziliens stehe, Friedrich das Land geräumt habe. Statt dessen verbreitete sich die Nachricht, der Kaiser sei plötzlich umgekehrt und befinde sich auf dem Rückzug nach Norden. Im November stand er wieder bei Rom, im Dezember in der Lombardei, im März auf deutschem Boden. Mitten im Winter hatte er den beschwerlichen Marsch über die Alpen ausgeführt — ein Zeichen, wie eilig er es hatte. Er mußte wohl eilen, denn während er in Kalabrien die Hand nach der Krone Siziliens ausstreckte, war in Deutschland eine Mine gesprungen, die der Papst hinter seinem Rücken gelegt hatte.

Innozenz hatte, als Otto den Feldzug gegen das sizilische Reich eröffnete, den Handschuh sofort aufgenommen. Am 18. November 1210 verkündigte er den Ausschluß des Kaisers aus der Kirche und löste alle Eide, die ihm geschworen waren. Zugleich arbeitete er bei den deutschen Fürsten gegen Otto und suchte sie zum Abfall und zur Wahl eines andern Königs zu bestimmen. Offen gestand er ein, sich in seinem früheren Schützling, seinem Geschöpf geirrt zu haben. »Mich reuet, daß ich den Menschen gemacht habe«, so schrieb er den Bischöfen und forderte sie auf, sich »wie eine Mauer vor das Haus Israels zu stellen«. Aber die Wirkung blieb aus, weil der Name fehlte, um den sich die Anhänger der Kirche hätten sammeln können. Nach allen Erfahrungen, die man seit Jahren gemacht hatte, ist es nicht zu verwundern, daß unter den deutschen Fürsten keiner bereit war, die undankbare Rolle des päpstlichen Gegenkönigs zu übernehmen.

Eigentlich gab es nur einen in der ganzen Welt, der sie mit Aussicht auf Erfolg spielen konnte, aber gerade den konnte Innozenz am wenigsten brauchen. Das war Friedrich von Sizilien. Seine Erhebung, sein Sieg beschworen zwar die augenblickliche Gefahr, ließen sie aber sogleich von der andern Seite wiedererstehen: die Verbindung des Kaisertums mit der Krone von Sizilien. Es kennzeichnet die ganze Verlegenheit, in die Innozenz geraten war, daß er schließlich doch zu diesem Mittel griff. Längst schon drängte ihn der französische König dazu, der durch die Fortschritte Ottos nicht weniger

bedroht wurde als der Papst. Die dauernde Vereinigung von Deutschland, Italien und Sizilien in der Hand des welfischen Kaisers, des Neffen und Bundesgenossen Englands, mußte das englische Übergewicht so sehr verstärken, daß für Frankreich die Aussicht, sich zu behaupten, dahinschwand. Aber als Otto, ungestört durch die kirchlichen Maßnahmen des Papstes, seinen Siegeszug bis an die sizilische Meerenge fortsetzte, da konnte auch Innozenz den französischen Vorstellungen sich nicht länger verschließen. Insgeheim ließ er in Deutschland die Wahl Friedrichs betreiben und erreichte zunächst so viel, daß drei Fürsten, der Erzbischof von Mainz, der Landgraf von Thüringen und der König von Böhmen, im September 1211 zu Nürnberg sie wirklich vollzogen. Das Beispiel wirkte. Wie ein Stein, der ins Wasser geworfen wird, immer weitere und weitere Kreise zieht, so breitete sich die Bewegung des Abfalls vom Kaiser, des Übergangs zum Gegenkönig über Deutschland aus.

Die Nachricht von der Nürnberger Wahl war es, die Otto bewogen hatte, schleunigst umzukehren. Sein Erscheinen auf deutschem Boden genügte, um den Abfall zum Stehen zu bringen. Er verfügte über Truppen, bekam Geld aus England. Sein Oheim Johann ohne Land, der bisher gekargt hatte, erkannte wohl, daß jetzt die Entscheidung fallen müsse, und unterstützte ihn reichlich. Wohl mieden ihn die Bischöfe des Reiches, dem päpstlichen Befehl gehorsam. Aber die große Mehrzahl der weltlichen Fürsten hielt zu ihm, und die wenigen, die es nicht taten, durfte er hoffen zu überwinden. Er konnte sich erlauben, das Kind aus Apulien, den Pfaffenkönig, den Zaunkönig zu verlachen, der gegen ihn auftreten wolle. Da, als er eben im Begriff war, gegen das Haupt der Gegner, den Landgrafen von Thüringen, den entscheidenden Schlag zu führen, traf ihn ein Unglücksfall. Seine junge Gemahlin, die Tochter Philipps von Schwaben, die ihm das schwäbische Herzogtum und die staufische Hausmacht zugebracht hatte, starb plötzlich im August 1212, und sofort entglitt ihm die Herrschaft in Süddeutschland. Die staufischen Vasallen und Untertanen zogen sich zurück. Zugleich wurde ihm gemeldet, daß Friedrich, der Pfaffenkönig, wirklich von Italien her im Anzug sei. Schleunigst eilte Otto herbei, dem Gegner den Eintritt zu versperren. Aber als er vor Konstanz erschien, mußte er erfahren,

Friedrich sei soeben in die Stadt eingezogen, die jetzt dem Kaiser die Tore schloß. Ein französischer Zeitgenosse meint: »Wäre der Kaiser drei Stunden früher eingetroffen, es wäre alles anders gekommen.«

Friedrich hatte gegen Ende des Jahres 1211 die Boten aus Deutschland empfangen, die ihm seine Wahl anzeigten und ihn aufforderten, herüberzukommen und das Reich seiner Väter in Besitz zu nehmen. Er wurde damals eben siebzehn Jahre alt, aber eine harte Jugend, reich an bitteren Erfahrungen, auch an Not und Entbehrungen, hatte ihn früh gereift. Seine ganze Umgebung riet ihm ab von dem Wagnis, nach Deutschland zu gehen, wo er niemand und niemand ihn kannte, während die Wiederherstellung des sizilischen Staates, der in den langen Jahren des Bürgerkrieges aus den Fugen gegangen war, seine Anwesenheit forderte. Friedrich hörte nicht auf diese Stimmen; ohne Zögern sagte er den Deutschen sein Kommen zu. Er hatte recht. Nur wenn er Otto in Deutschland besiegte, konnte er Siziliens sicher sein. Ließ er dem Gegner Zeit, den Aufstand in Deutschland zu ersticken, so wiederholte sich mit Sicherheit der Angriff auf ihn selbst, und dann war er aller menschlichen Berechnung nach verloren. Alsbald machte er sich auf. Im April 1212 war er in Rom beim Papst, huldigte ihm für sein sizilisches Reich und nahm den Titel eines erwählten römischen Kaisers an.

Die Fortsetzung der Reise war schwierig und gefahrvoll. Überall lauerten ihm die Anhänger Ottos auf, Pisa bewachte das Meer, Mailand die Straßen der Lombardei. Es gelang ihm dennoch, sich durchzuschleichen, auf genuesischen Schiffen und unter dem Schutz von Pavia und Cremona. Einmal hätten ihn die mailändischen Reiter beinahe gefaßt. Erst als er die Alpen erreicht hatte, war er sicher. Hier befand er sich auf geistlichem Boden, wo das Wort des Papstes galt. Die Bischöfe von Trient und Chur, der Abt von Sankt Gallen geleiteten ihn, bis ihn in Konstanz wieder ein geistlicher Fürst in Empfang nahm. Nun ging es den Rhein hinab ins Elsaß. Ende September war er in Basel, Anfang Oktober schon in Hagenau. Überall kam man ihm entgegen, öffnete ihm bereitwillig die Tore. »Er kam von Stadt zu Stadt, und sie nahmen ihn auf«, sagt mit biblischer Kürze der elsässische Annalist. Was ihm die Wege bahnte, war nichts weiter als sein Name. Er war ja hier überall im Lande

seiner Väter, in der Heimat seines Geschlechts. Als den Sohn des großen Kaisers Heinrich, den Enkel Friedrichs, der heimkehrte aus der Ferne, um sein Erbe zu besitzen, empfing man ihn. In Scharen strömten ihm die alten Diener und Anhänger seines Hauses, die Dienstmannen der Staufer und des Reiches zu. Er kargte auch nicht mit Versprechungen, war gerne bereit, jeden Wunsch zu erfüllen. War er zunächst noch arm, so fand er doch bald reiche Hilfsquellen. Im November begegnete er an der lothringischen Grenze, bei Vaucouleurs, dem französischen Kronprinzen, der gekommen war, das alte Bündnis zwischen Frankreich und den Staufern zu erneuern und ihm große Summen Geldes zur Verfügung zu stellen. Das mehrte seine Anziehungskraft, immer neue Anhänger stellten sich ein, Ottos Reihen lichteten sich. Auch solche Fürsten, die wie der Bayernherzog eben noch hoch und teuer zum Welfenkaiser geschworen hatten, vollzogen jetzt ihren Übergang ins staufische Lager. Im Dezember konnte Friedrich auf einem zahlreich besuchten Tage in Frankfurt seine Wahl wiederholen, in Mainz sich krönen lassen. Daran schloß sich während des Winters und Frühlings ein Umritt durch Bayern, Franken und Schwaben, wo überall dem neuen König gehuldigt ward. Im Juli 1213 hielt er seinen ersten Reichstag zu Eger. Deutschland bis zum Main stand auf seiner Seite, hier hatte der Welfe allen Boden verloren.

Aber weiterzukommen gelang Friedrich nicht. Als er im September einen Vorstoß nach Sachsen machte, drang er wohl bis Quedlinburg vor, mußte hier aber umkehren und den Rückzug antreten. Es schien, als sollte Deutschland in zwei Hälften auseinanderfallen, eine staufische und eine welfische.

Und so wäre es wohl auch geblieben, hätte es sich nur um Deutschland allein gehandelt. Aber der Kampf um die deutsche Krone war ja von allem Anfang eine europäische Angelegenheit gewesen, eine Begleiterscheinung des großen Zweikampfs zwischen England und Frankreich, der schon seit den neunziger Jahren im Gange war und jetzt seiner Entscheidung entgegenging. Auf den Schlachtfeldern des englisch-französischen Krieges ist auch der deutsche Bürgerkrieg endlich entschieden worden.

Für das Jahr 1214 hatte der englische König die größten An-

strengungen gemacht, um den französischen Gegner endgültig nieder-zuschlagen. Von zwei Seiten zugleich wollte er ihn fassen. Von Süden her, über die Loire, gedachte er selbst an der Spitze seines eigenen Heeres auf Paris zu marschieren, während von Norden seine Bundesgenossen, die niederländischen Fürsten, geführt von Kaiser Otto, ihm entgegenkamen. Gelang der Plan, so mußte die französische Macht erdrückt werden. Aber es kam anders. Die französische Verteidigung zeigte sich an beiden Stellen überlegen. König Johann, anfangs erfolgreich, sah sich genötigt, an der Loire umzukehren, und Otto wurde am 14. Juli 1214 bei Bouvines, südöstlich von Lille, vernichtend geschlagen. Sein ganzes Heer war zersprengt, sein Troß erbeutet, sogar das Reichsbanner war in die Hände der Franzosen gefallen, die es an Friedrich sandten. Die Höflichkeit barg einen tiefen Sinn, und keinen angenehmen: aus der Hand Frankreichs empfing der Staufer die Alleinherrschaft im deutschen Reich, aus der Hand Frankreichs, das in diesem Kampf seine Stellung als Großmacht behauptete, indem es zugleich dem deutschen Reich die altüberlieferte Führung der abendländischen Staaten aus der Hand nahm. Man hat das schon damals gewußt und empfunden. Zu der Schlacht bei Bouvines macht ein zeitgenössischer Chronist im Kloster Lauterberg bei Halle die melancholische Bemerkung: »Seit jener Zeit sank das Ansehen der Deutschen bei den Franzosen.«

Kaiser Otto hat seine Niederlage noch um einige Jahre überlebt, als Herrscher in Deutschland aber nichts mehr bedeutet. Auf seine Hausgüter in Sachsen zurückgekehrt, hat er sich von dort aus mit den Nachbarn, dem König von Dänemark, dem Erzbischof von Magdeburg ohne Glück und Nutzen herumgeschlagen und ist am 19. Mai 1218 in Harzburg gestorben. Die kaiserliche Würde hielt er fest bis zuletzt, als schon niemand mehr sich um diesen Winkelkaiser kümmerte. Mit ihren Abzeichen wurde er im Dom zu Braunschweig bestattet.

Die Herrschaft, die er verloren, konnte Friedrich II. sich mühelos aneignen. Schon im August, unmittelbar nach dem Tage bei Bouvines, war er in den Niederlanden erschienen, aber noch auf Widerstand gestoßen. Im folgenden Jahr schwand auch dieser, und Friedrich konnte sich am 25. Juli 1215 in Aachen feierlich krönen lassen. Der Tod des Gegners befreite ihn vollends von jeder Sorge. Er

war jetzt allgemein anerkannter Herrscher in Deutschland und auch die Kaiserkrone ihm schon von Innozenz III. verheißen.

Aber wer etwa gemeint hätte, der Sohn habe des Vaters Werk wiederhergestellt, der hätte sich schwer geirrt. Was Friedrich II. zuteil geworden war, das war doch kaum der Schatten der Herrschaft, die Heinrich VI. besessen hatte. Von den ehedem so ausgedehnten und reichen Besitzungen des Reiches und seines Hauses war allzuviel in den Zeiten des Bürgerkriegs verloren gegangen, vergeben und verbraucht. Die Bemühungen, mit denen Friedrich sofort begann, das Übriggebliebene zu sammeln und zu mehren, konnten doch nur einen Bruchteil retten. Wohl war der alte Rivale, das Welfenhaus, tief gefallen und vorerst nicht zu fürchten. Aber neue erhoben sich allerorten, der thüringische Landgraf, der es so gut verstanden hatte, die Partei zu wechseln und bei jedem Wechsel einen Gewinn einzuheimsen, und der wittelsbachische Herzog von Bayern, der sich aus der welfischen Erbschaft die rheinische Pfalzgrafenwürde und die salisch-staufischen Hausgüter am Mittelrhein — in der heute noch »die Pfalz« genannten Landschaft — zu sichern gewußt hatte.

Die Hauptsache aber, der größte Machtposten, dessen Verlust das deutsche Königtum seiner früheren Größe für immer entkleidete, war dem Papste geopfert worden. Innozenz III. muß es verstanden haben, sich von Friedrich, ehe er ihn nach Deutschland entließ, bindende Zusicherungen geben zu lassen, daß die Versprechungen, die Otto IV. gegeben und gebrochen hatte, nunmehr erfüllt würden. Nur so ist es zu erklären, daß Friedrich auf dem ersten Reichstag, den er hielt, zu Eger im Juli 1213, eine Urkunde ausstellen und von den zahlreich anwesenden Fürsten genehmigen ließ, in der alles wiederholt wurde, was Otto vor seinem Zuge nach Italien im Jahre 1209 insgeheim versprochen und bei seiner Kaiserkrönung als ungültig beiseite geschoben hatte. Es umfaßte, wie wir uns erinnern, die Anerkennung des vergrößerten Kirchenstaats und den Verzicht auf jede Einmischung der Krone in die Besetzung der Bistümer und Abteien des Reiches. Mit dieser Urkunde, die nun alle Bedingungen einer öffentlichen und rechtsgültigen Regierungshandlung erfüllte, war die Möglichkeit einer Wiederherstellung königlicher Regierung in Deutschland auf den alten Grundlagen für immer verscherzt.

Neben den stärker und stärker heranwachsenden weltlichen Landesfürsten konnte der König mit seinem zusammengeschmolzenen Reichsgut, seiner geschwächten Hausmacht nur noch eine bescheidene Figur darstellen, wenn nun auch die geistlichen Fürsten seinem Einfluß entglitten. Er war von jetzt an nichts weiter als der auf Lebenszeit gewählte, aber jederzeit absetzbare Präsident einer Fürstenrepublik, deren weltliche Mitglieder erblich waren, während die geistlichen vom Papst abhingen.

Ob der junge König gewußt hat, was er tat, als er die Urkunde von Eger ausstellen ließ? Er war damals, abgesehen von seiner großen Jugend, noch kein Jahr auf deutschem Boden und den deutschen Verhältnissen gewiß völlig fremd, nicht einmal der Landessprache kundig. Er ist aber auch weiterhin und zeit seines Lebens ein Fremder im Lande seiner Väter geblieben. Ganz und gar Italiener war er, und auf Italien und die Kaiserkrone waren seine Gedanken gerichtet. Innozenz III. hatte ihm die Kaiserwürde von Anfang an in Aussicht gestellt, aber er machte eine Bedingung: keine Vereinigung des Kaisertums mit der sizilischen Königskrone! Darum sollte Friedrich auf Sizilien zugunsten seines Sohnes Heinrich — er war 1211 geboren — verzichten. Friedrich ging darauf ein und stellte am 1. Juli 1216 ein bindendes Versprechen aus, daß er nach Empfang der Kaiserkrone die Regierung und den Königstitel von Sizilien niederlegen und dem Papste die Vormundschaft über seinen Sohn zu regeln überlassen werde. Damit glaubte Innozenz den Zustand wiederhergestellt zu haben, wie er vor Heinrich VI. bestanden hatte: die Herrschaft in Italien geteilt zwischen dem Kaisertum im Norden und dem Königreich im Süden, und der Papst in der Mitte zwischen beiden, die Waage des Gleichgewichts haltend. Es war sein letzter Erfolg, fünfzehn Tage später ist er gestorben. Sein Nachfolger, Honorius III., ein alter Mann von milder, versöhnlicher Art, gehörte einer andern Richtung an, die von den gewaltigen Plänen kirchlicher Weltherrschaft, wie Innozenz sie verfolgt hatte, nicht viel wissen wollte. Das gab Friedrich die Möglichkeit, sich von dem lästigen Versprechen zu befreien, indem er es einfach nicht erfüllte. Er ließ seinen Sohn nach Deutschland kommen, machte ihn zum Herzog von Schwaben und Statthalter von Burgund und bewirkte

schließlich, daß ihn die Fürsten im April 1220 in Frankfurt zum König wählten. Honorius widersprach zwar zunächst, ließ sich jedoch begütigen und gab endlich seine Zustimmung zu allem. Im September 1220 erschien Friedrich wieder in Italien, am 22. November wurde er in Sankt Peter zum römischen Kaiser gekrönt. Von Aufgabe der sizilischen Krone war nicht mehr die Rede, das Königreich war mit dem Kaisertum vereinigt wie unter Heinrich VI., das staufische Weltreich schien wiederhergestellt.

Aber es schien nur so. In seinem Wesen und seinen Grundlagen war das Reich Friedrichs ein anderes als das seines Vaters. Heinrichs VI. Macht hatte ihre Wurzeln in Deutschland gehabt, aus Deutschland hatte er die Kraft gezogen, die Männer mitgebracht, mit denen er regierte, sein Reich war ein deutsches Reich gewesen. Beim Sohn war es umgekehrt. Der Schwerpunkt seiner Macht lag in Sizilien, Deutschland war für ihn ein Nebenland, das er im Namen seines unmündigen Sohnes von deutschen Fürsten, dem Erzbischof von Köln, dem Herzog von Bayern, verwalten ließ, sich selbst die Oberleitung aus der Ferne, von Sizilien aus, vorbehaltend. Das deutsche Kaisertum war ausgewandert.

Das war auch nur natürlich. Daß der Sizilianer sich im Norden nicht heimisch fühlen konnte, ist verständlich genug, daß ihn die staatlichen Aufgaben, die sein Königreich ihm bot, vielleicht noch mehr als die Sonne der Heimat nach dem Süden lockten, ist es nicht weniger. Was war denn mit dem Königtum in Deutschland noch anzufangen? Die Mittel, ihm aufzuhelfen, hatte schon Friedrichs Großvater in Italien suchen müssen, und seitdem war es noch um vieles schwächer geworden. Da bot doch Sizilien ganz andere Möglichkeiten und Kräfte. Dort hatte eine Wiederherstellung der Krongewalt noch die besten Aussichten, und Friedrich hat sie alsbald erfolgreich durchgeführt; in Deutschland war daran nicht mehr zu denken. Von Sizilien aus ließ sich auch das Kaisertum im übrigen Italien mit der Zeit wieder aufrichten, von Deutschland aus nicht mehr. Ob auch ein eingeborener Deutscher sich so wie Friedrich entschieden haben würde, mag fraglich sein. Friedrich II. war kein Deutscher, er handelte als der Italiener, der er war, wenn er den politischen Erwägungen folgte, die ihm den Weg nach Palermo wiesen.

Er zerstörte aber auch zugleich alle Möglichkeiten einer Rückkehr zu früheren Verhältnissen, indem er die wesentlichsten Rechte der deutschen Krone fortgab, weil sie ihm nach seiner Auffassung der Dinge wertlos erschienen. Ihm kam es allein darauf an, unangefochten im Besitz des deutschen Königtums zu bleiben, auf dem sein römischer Kaisertitel beruhte. An wirklicher Regierung in Deutschland lag ihm nichts. Darum nahm er keinen Anstand, die Wünsche der Fürsten zu erfüllen und ihre ohnehin so hoch gestiegene Macht durch Preisgabe der wichtigsten Kronrechte weiter zu stärken und abzurunden. Von ihm stammen die großen Gnadenbriefe, in denen zuerst (1220) den geistlichen Fürsten — es war der Preis für die Königswahl seines Sohnes — dann (1232) allen insgesamt die staatlichen Hoheitsrechte — Gerichtsbarkeit, Polizei, Befestigungsrecht, Münze und Markt — in ihren Gebieten zu ausschließlichem Eigentum überlassen wurden. Was man die fürstliche Landeshoheit nennt, das ist von Friedrich II. zwar nicht neu geschaffen — denn die Anfänge dieses Zustands reichen schon weiter zurück — aber vollendet, gesetzlich anerkannt, und damit die staatliche Zersplitterung, die Zerbröckelung der Reichseinheit zum deutschen Staatsrecht erhoben worden. Wenn die deutsche Nation von da ab den festen, innerlich geeinten, nach außen starken Staatsbau, den eben damals Frankreich sich schuf, für mehr als ein halbes Jahrtausend hat entbehren müssen und ihn auch heute noch nicht in gleichem Maße besitzt wie die Nachbarn, so verdankt sie das in erster Linie Friedrich II., der die deutsche Kaiserkrone nach Italien entführte, nachdem er dem deutschen Königtum die Lebenswurzeln durchschnitten hatte, der erste in der Reihe landfremder Herrscher, die Deutschland seitdem zu erdulden gehabt hat, der Vorläufer Karls V. und der österreichischen Habsburger, die ja auch im deutschen Reich nur einen vorgeschobenen Schutzwall für ihre eigene Hausmacht sahen.

Von seinen andern Taten haben wir in diesem Buche nicht viel zu reden. Es will ja vom deutschen Kaisertum handeln, und das Kaisertum Friedrichs II. war kein deutsches mehr. Der Geschichte Italiens gehört die merkwürdige Gestalt dieses Kaisers an. Dort ist er der erste und größte Vertreter des Gedankens nationaler Einheit. Sie war auf geistigem Gebiet, in Wissenschaft und Kunst und Bil-

dung, an seinem Hof zum erstenmal verwirklicht, dort erlebte sie ihre erste Frühlingsblüte in regem Wettstreit der Kräfte, an dem der Kaiser selbst verständnisvoll und selbsttätig Anteil nahm. Der hochbegabte, vielseitig unterrichtete Mann, an der Grenze von Abendland und Morgenland stehend, in beiden Welten, der arabischen wie der lateinischen, gleich heimisch, mit lebhaftem Sinn die Spekulationen der Philosophen, die Experimente der Naturforscher verfolgend, selbst Verfasser eines Buches über die Falkenjagd voll überraschender naturwissenschaftlicher Beobachtungen und Fragestellungen — er fällt mit seiner ganzen geistigen Erscheinung aus dem Rahmen der damaligen Gesittung anderer Länder ebenso heraus, wie er ihnen in seiner Lebenshaltung, seinem Auftreten und seiner Staatsauffassung fremd gegenübersteht. Als er nach vierzehnjährigem Fernsein im Jahre 1234 wieder einmal für kurze Zeit nach Deutschland kam, da machten die guten Deutschen große Augen über den fremdartigen Aufzug, in dem ihr Kaiser erschien, mit Kamelen und Dromedaren, umgeben von Mohren und Eunuchen, wie ein Sultan aus Morgenland. Die Harems, die dazu gehörten, hatte er daheim auf seinen Schlössern zurückgelassen. Die harte, rücksichtslose Art, mit der er sein südliches Königreich regierte, ein aufgeklärter Despot fünfhundert Jahre vor dem übrigen Europa, ein Renaissancetyrann zweihundert Jahre vor der Renaissance, wäre anderswo unmöglich gewesen. In Deutschland war er ein Fremder stets gewesen und immer mehr geworden. An der Blüte deutscher Dichtung, die eben damals ihren vollen Sommer erlebte, hat er keinen Anteil. An die Fürstenhöfe, an Wien und an die Wartburg knüpfen sich ihre schönsten Erinnerungen, vom Kaiser wissen sie nichts.

Für Italien, sein Heimatland, hat er das Größte unternommen: die staatliche Einigung der ganzen Halbinsel unter seinem kaiserlichen Zepter. Er hatte es damit schwerer als einst sein Vater, denn die Widerstände hatten sich überall verstärkt, und vor allem die Hauptgegnerin, die römische Kirche, war zu ungleich größerer und selbständigerer Macht emporgestiegen. Wie Heinrich VI. wußte auch Friedrich, daß er vor allem suchen mußte, die Kirche für sich zu gewinnen. Darum hat er in den ersten Jahren seiner Regierung sich bestrebt, durch möglichst großes Entgegenkommen ihre Gunst zu erwerben.

Was irgend an Vorrechten sie begehrte, das hat er ihr gewährt. Bei seiner Kaiserkrönung erließ er ein Gesetz, das den Geistlichen gegenüber jeder weltlichen Macht die Steuerfreiheit gab, ein anderes, das der Kirche zur Verfolgung von Ketzern den weltlichen Arm zur Verfügung stellte. Schon vorher hatte er den deutschen Bischöfen zugestanden, daß jeder, den sie exkommunizieren würden, wenn er nicht binnen Jahresfrist die Lossprechung erlange, der Reichsacht verfallen sein solle. Wenn man die Sprache seiner Erlasse hörte, so hielt er es für seine Aufgabe, in innigstem Verein mit der Kirche zu regieren, ja mehr als das: er hat sich feierlich und in aller Form zu der Lehre bekannt, daß das weltliche Schwert berufen sei, dem geistlichen zu dienen. Kein Herrscher hat der Kirche mehr gegeben als dieser Kaiser, den man wohl mit gutem Grunde für einen Freigeist hielt, dem alle Religionen gleich viel oder gleich wenig galten.

Seine Freigebigkeit hat ihm nichts genützt. Trotz allem ist der Papst sein Gegner geblieben, und alles, was er der Kirche gegeben und womit er ihre Stellung verstärkt hatte, hat sich schließlich gegen ihn selbst gewandt. Als der friedfertige Honorius 1226 starb und Gregor IX., ein Neffe und Geistesverwandter Innozenz' III., an die Stelle trat, da sah sich der Kaiser bald genötigt, den Kampf, den er durchaus vermeiden wollte, dennoch aufzunehmen. Daß Friedrich den Kreuzzug nicht zum versprochenen Termin ausführte, weil er im Augenblick der Abfahrt mit vielen andern Kreuzfahrern gefährlich erkrankte, war dem Papste Grund genug, ihn als eidbrüchig aus der Kirche auszuschließen (1227). Friedrich ließ sich nicht abhalten, das Unternehmen dennoch durchzuführen, und die Welt erlebte das Schauspiel, daß ein von der Kirche Gebannter die heiligen Stätten wiedergewann und sich als König von Jerusalem krönte, während der Patriarch das Interdikt über die Stadt verhängte und päpstliche Truppen den Krieg gegen das Reich des Kreuzfahrers eröffneten. Zurückgekehrt hat Friedrich noch einmal das Äußerste an Mäßigung getan, um den Frieden mit der Kirche wiederherzustellen, aber gelungen ist es ihm nicht einmal für ein Jahrzehnt.

Der Grund für die Unversöhnlichkeit des Papstes war kein anderer als der, der einst Cölestin III. vom Friedenschluß mit Heinrich VI. abgehalten hatte. Die römische Kirche konnte nicht dulden, daß ein

Kaiser in Italien und zugleich in Sizilien herrschte, wollte sie nicht alle Überlieferungen ihrer Geschichte seit den Tagen Gregors VII. verleugnen. Darum war und blieb sie Gegnerin des Kaisers, darum erklärte sie ihm offen den Krieg, als er sich anschickte, die Selbständigkeit der lombardischen Städte zu brechen und in ganz Italien eine kaiserliche Verwaltung nach sizilischem Muster einzurichten.

Am Gründonnerstag des Jahres 1239 verkündigte Gregor IX. zum zweitenmal den Kirchenbann über Friedrich. Damit hatte ein Kampf begonnen, der erst lange nach des Kaisers Tode mit dem vollständigen Untergang des staufischen Geschlechts enden sollte.

Er gehört nicht mehr in die Geschichte des deutschen Kaisertums, dieser große Endkampf zwischen Kaisertum und Papsttum, in dem das Stück, das aus der Zeit Gregors VII. stammte, noch einmal in neuer Besetzung wiederholt wurde: Rom und die Lombardei auf der einen, der Kaiser auf der andern Seite. Als Friedrich II. am 13. Dezember 1250 in dem apulischen Städtchen Fiorentino starb, da ging ein Herrscher aus dem Leben, den Deutschland kaum mehr als vom Hörensagen kannte. Längst hatte es sich gewöhnt, eigene Wege zu gehen, nachdem der Kaiser selbst ihm den Rücken gekehrt hatte. Lediglich durch seine Soldaten war es ihm noch von Wert, und sie sind ihm auch stets in genügender Menge zugeströmt, da er gut zahlte. Das politische Deutschland, die deutschen Fürsten zogen sich mehr und mehr zurück. An seinem ersten Streit mit dem Papste hatten sie noch insoweit teilgehabt, als sie auf seinen Wunsch die Vermittlung übernahmen und den Frieden herbeiführten. Nach 1239 haben sie sich um den Krieg des Kaisers gegen Papst und Lombarden kaum mehr gekümmert. Erst als im Juli 1245 das Konzil, das Innozenz IV., vor dem Kaiser aus Rom flüchtend, in Lyon, auf dem Boden des burgundischen Königreichs, versammelt hatte, über den Kaiser als über einen Ketzerfürsten Fluch und Absetzung aussprach, da erst griff der Kampf in ernster Form auch nach Deutschland hinüber.

Nichts hatte es Friedrich genützt, daß er den Fürsten in allem und jedem den Willen gelassen, auf jede Erweiterung der eigenen Macht verzichtet hatte — ein Teil von ihnen ließ ihn jetzt doch im Stich. Ein Verwandter seines Hauses, der Landgraf von Thüringen,

Heinrich Raspe, ließ sich bewegen, die Rolle des kirchlichen Gegenkönigs zu übernehmen (Mai 1246), Graf Wilhelm von Holland trat, als Heinrich noch vor Ablauf eines Jahres starb, an seine Stelle (Oktober 1247), Pfaffenkönige alle beide, wie denn der Erzbischof von Mainz sich jetzt rühmen durfte, daß er die Könige mache. Das Reich war gespalten in eine kirchliche und eine staufische Partei und blieb es für weitere sechsundzwanzig Jahre. An den Kämpfen in Italien hat es sich nicht mehr beteiligt, wenn auch deutsche Ritter und Knappen immer wieder über die Alpen zogen, um ihr Schwert gegen gute Bezahlung und Aussicht auf Beute erst dem Kaiser, dann seinen Söhnen zur Verfügung zu stellen. Für Deutschland war der Kampf um das Kaisertum zur Privatsache geworden, mit der ein jeder es halten konnte, wie er wollte.

Der Zähigkeit und dem Geschick, womit Friedrich den Krieg gegen seine Feinde, den Kampf um die Einigung Italiens führte, wird niemand die Bewunderung versagen, aber vom deutschen Standpunkt hat man keinen Grund, sein Scheitern zu beklagen. Wäre es ihm gelungen, die Herrschaft über ganz Italien zu erringen, sie auf seine Nachfolger zu vererben und zugleich die Oberhoheit über Deutschland festzuhalten, so wäre die unvermeidliche Folge gewesen, daß das deutsche Reich in immer größere Abhängigkeit von Italien geriet. Einem geeinten Italien wäre das damalige Deutschland weder an Volkszahl noch an Reichtum und geistigen Kräften entfernt gewachsen gewesen, und wenn vollends der italische Kaiser zugleich in Deutschland zu gebieten hatte, so wären die Folgen schwer auszudenken. Es wäre also gerade das eingetreten, was Otto I. verhindern wollte, als er in die italischen Dinge eingriff und das deutsche Kaisertum begründete. Darum ist es für Deutschland und die deutsche Geschichte nur ein Glück zu nennen, daß der verwelschte Sproß des staufischen Geschlechts im Kampf gegen die Kirche nicht Sieger blieb und das Kaisertum mit seinem Tode aufhörte.

Das echte altdeutsche Kaisertum war schon nach dem Tode Heinrichs VI. in der verhängnisvollen Doppelwahl des Jahres 1198 und dem nachfolgenden zwanzigjährigen Bürgerkrieg zugrunde gegangen. Es welkte und starb wie eine Pflanze, die nicht mehr im Boden

wurzelt. Wenn Fürsten des Reiches nur noch die Gelegenheit erspähten, durch Beitritt oder Übertritt zu dieser oder jener Partei einen Vorteil für sich herauszuschlagen, unbekümmert darum, daß darüber das Recht, die Macht, das Ansehen der deutschen Nation verloren gingen; wenn die Richterin der Gewissen, die Kirche, bei Strafe der Verdammnis heute diesem, morgen jenem als König zu gehorchen befahl und der Papst gegen den Kaiser, den er soeben wie einen Gottgesandten begrüßt hatte, schon nach wenig mehr als Jahresfrist den Bannstrahl schleuderte; wenn niemand mehr sagen konnte, was morgen Recht heißen würde, und das Gefühl der Pflicht nirgends feste Wurzeln zu haben schien: dann kann man sich nicht wundern, daß in dieser allgemeinen Erschütterung und Verwirrung der Begriffe von Recht und Ehre auch der Reichsgedanke erlosch. Als Otto IV. nach Italien zog, waren nur sehr wenige Fürsten mit ihm, und die Eroberung des sizilischen Reiches hat er unternommen, ohne ihren Rat zu hören. Schon damals war das Kaisertum eine Sache des Königs, die die Fürsten des Reiches kalt ließ. In ihren Reihen war der Reichsgedanke nicht mehr lebendig. Noch wurde er damals getragen und aufrecht erhalten von den Resten der staufischen Partei, hauptsächlich der Dienstmannschaft des schwäbischen Königshauses und des Reiches. Als nun aber ein Staufer selbst ihnen entgegentrat, der doch kein Deutscher war, die Krone gewann und Deutschland den Rücken kehrte, da war auch in diesen Kreisen der Reichsgedanke tot.

Was dabei die Besten der Zeitgenossen empfanden, das spiegelt sich mit lebhaften Farben in den Gedichten eines der größten deutschen Dichter. Wer kennt nicht die beredte Strafpredigt Walters von der Vogelweide an die Deutschen, die mit ihrem inneren Hader von allen Tieren in Feld und Wald sich beschämen lassen?

Das Wild und das Gewürme,
Sie streiten starke Stürme,
So auch die Vögel her und hin.
Doch darin führt sie gleicher Sinn:
Sie deuchten sich zunichte,
Fehlt' ihnen stark Gerichte.

Sie kiesen Könige und Recht,
Sie setzen Herren auch und Knecht'.
Drum weh dir, deutsche Zunge!
Wie steht dein Ordenunge,
Daß nun die Mück' ihren König hätt',
Derweil dein Ehr' also zergeht!
Bekehre dich, bekehre!

Walter ist auch nicht müde geworden, die Stelle anzuklagen, von der alle Wirrsal und Not ihren Ausgang nahm: die Pfaffen, die »bannten, wen sie wollten, und nicht den, den sie sollten«, und den Papst, der heute verfluchte, den er gestern noch gesegnet, den »neuen Judas«, der zwei Zungen im Munde führte und Welt und Kirche zugrunde richtete, ein Hirte, der zum Wolf, ein Richter, der zum Mörder und Räuber geworden war. »O weh, der Papst, er ist zu jung, hilf, Herrgott, deiner Christenheit!« Er hat auch durchschaut, worauf es Innozenz im letzten Grunde ankam: Schwächung, Zerstörung des deutschen Reiches, seine Unterwerfung unter die Herrschaft des Papstes. Er läßt ihn höhnisch lachend zu seinen Welschen sagen: »Das hab' ich gut gemacht, daß ich zwei Schwaben unter eine Kron' gebracht, daß sie das Reich zerstören und verwüsten. Wir unterdessen füllen unsre Kisten. Ihr deutsches Silber rollt in unsern welschen Schrein. Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein, und laßt die deutschen Lumpenhunde fasten.«

Doch Klage und Mahnung waren vergebens. Die Selbstsucht der Fürsten, ihre Gleichgültigkeit verhalfen dem Anschlag des welschen Papstes zum Erfolge, und der Sizilianer, der schließlich die Krone des Reiches davontrug, tat das übrige, es vollends zu zerstören.

Das deutsche Volk aber wandte sich anderen Zielen und Aufgaben zu. In eben den Jahrzehnten, wo seine Vormacht im Süden zunichte ward, die ihren Ausdruck im Kaisertitel seiner Könige gefunden hatte, bricht der zweite Gedanke, von dem der Gründer des Kaisertums, Otto der Große, geleitet war, in glänzender Stärke wieder hervor. Nach zweihundertjähriger Pause war die Kolonisation des Wendenlands, die Eroberung und Germanisierung der ost-

elbischen Welt schon unter Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären kräftiger wieder aufgelebt. Mit dem neuen Jahrhundert nahm sie einen Aufschwung, den ein Menschenalter vorher niemand vorausgesehen haben würde. Als der letzte staufische Kaiser von der Bühne der Weltgeschichte abtrat, da gehörte die Küste des Meeres von Lübeck bis Riga schon den Deutschen, ihr Hinterland war deutsches Reichsland, und die Ostsee schickte sich an, ein deutsches Meer zu werden. Neue Quellen des Reichtums öffneten sich, neue Felder der Arbeit wurden in Angriff genommen, neue deutsche Staaten erwuchsen auf dem gewonnenen Boden, ein neues Kapitel deutscher Geschichte nahm seinen Anfang, eine Ausbreitung deutschen Volkstums, die seinen Wohnraum um ein gutes Drittel erweiterte und seine Vorherrschaft über den Norden und Osten Europas begründete. Das Kaisertum aber hatte mit all dem nichts mehr zu schaffen; es blieb abseits, als der Zukunft Deutschlands neue Bahnen eröffnet wurden — seine Zeit war zu Ende.

Für zwei Menschenalter erlosch mit dem Tode Friedrichs II. die Kaiserwürde, und als sie später wieder erneuert wurde, um erst in den Stürmen des napoleonischen Zeitalters ganz unterzugehen, da war sie nur noch ein schmückendes Wort und ein klangvoller Titel, dem der lebendige Inhalt fehlte. Eingesargt in die Schriften der Gelehrten des europäischen Staatsrechts, einbalsamiert in die Formalitäten des höfischen Zeremoniells, schlief das alte Kaisertum der Deutschen den Schlaf seiner abgeschlossenen Geschichte. Im Gedächtnis des deutschen Volkes aber lebte es fort als Erinnerung an eine glückliche Zeit der Größe und des Glanzes, die nicht für immer vergangen sein könne, die wiederkehren müsse, wenn ihre Stunde schlüge. Je länger es dauerte, desto mehr setzte der Glaube sich fest an den Kaiser, der nicht gestorben sei, der in einem Berge, um den die Raben flögen, schlummere, bis ein neuer Tag ihn wecken und wieder ans Licht rufen werde.

Der Tag ist gekommen und hat dem deutschen Volke alles wiedergegeben und mehr, als es einst besaß. Einheit und Größe, Glück und Ansehen, die so lange verlorenen, hat es wiedergefunden im Zeichen einer neuen Kaiserkrone. Es hat sie nicht zu halten verstanden und hat sie zum zweitenmal verloren. Und wieder muß es seinen

Glauben an die Zukunft nähren aus dem Gedächtnis einer großen Vergangenheit.

Geblieben aber in allen Jahrhunderten und auch im Unglück der jüngsten Jahrzehnte nur gewachsen ist ihm der Wille zur Einheit. Er bildet das kostbare Erbe, das die altdeutsche Kaiserzeit der Nachwelt hinterlassen hat, jene Zeit, in der Deutschland zuerst zeigte, daß es eins sein kann und in der Einheit stark ist. Dieses Erbe zu bewahren und zu mehren, ist die Mahnung, die die große Vorzeit, recht verstanden, allen folgenden Geschlechtern zuruft. Möge sie stets begriffen und beherzigt werden!

Register

J

K

L

M

N

O

P

Q

R

S

T

U

V

W

Z



Heller F471



